This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

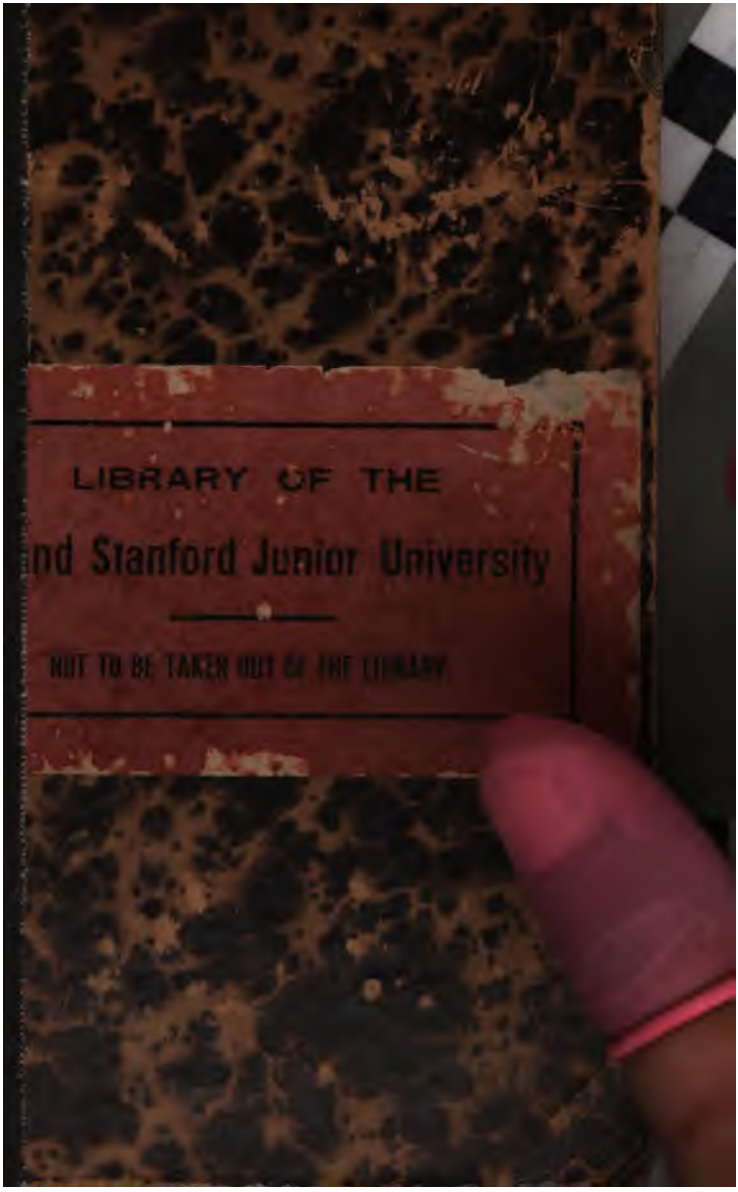
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

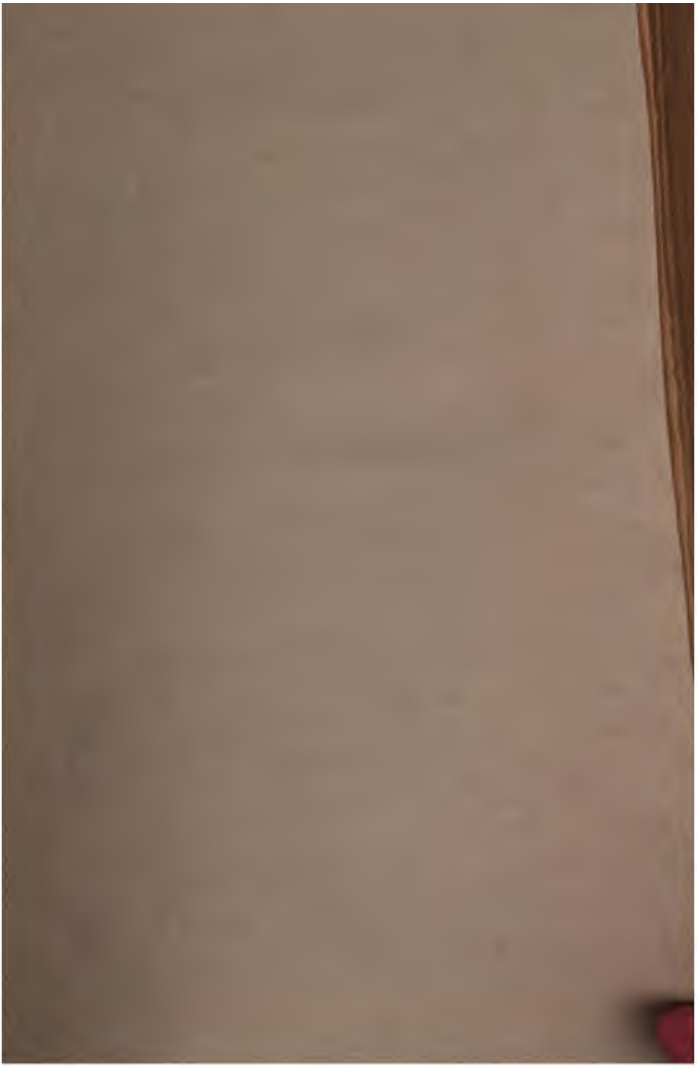
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


LIBRARY OF THE
nd Stanford Junior University
NOT TO BE TAKEN OUT OF THE LIBRARY

814.3
E53LG5



Neue Essays

(LETTERS AND SOCIAL AIMS)

von

R. W. Emerson.

Autorisirte Uebersetzung.

Mit einer Einleitung

von

Julian Schmidt.

THE
HILDEBRAND
LIBRARY.

Stuttgart.
Verlag von Aug. Berth. Auerbach.
1876.

A. 31183.

Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Ralph Waldo Emerson.

I.

Eigentlich bedürfte das nachstehende Buch keines Commentars; es spricht für sich selbst. Im Anfang werden wohl bei der höchst eigenthümlichen Schreibart Emerson's manche Ausdrücke und Redewendungen etwas Fremdes haben, aber da er gern auf die nämlichen Gedanken und Bilder zurück kommt, macht man sich mit seiner Denkweise leicht vertraut, und das Fremde verliert sich. Auch wo er sich in die kühnsten metaphysischen Speculationen zu verliefen scheint, ist er zudem immer darauf bedacht, den Leser auf dem Gebiet der endlichen, dem Verstande erreichbaren Dinge fest zu halten: wie hoch er nach Oben strebt, verliert er den festen Erdboden nicht unter den Füßen. Man darf sich also den muthigsten Schwüngen seines Gedankens ohne Furcht anvertrauen, da man die Anwendbarkeit derselben beständig controlliren kann.

mancher deutsche Schriftsteller beneiden würde. Bei uns wird man Classiker erst, wenn man gestorben ist; der lebende Schriftsteller muß den Kampf um Anerkennung unablässig fortsetzen. In Amerika fixirt sich das Urtheil früher. Die Amerikaner lesen viel mehr und kaufen namentlich viel mehr Bücher als wir, — so sauer uns dies Eingeständniß werden mag, die man bisher ein Volk von Denkern genannt hat! — Sobald ein Amerikaner durch angestrengte Arbeit so viel erworben hat, um als Gentleman leben zu können, gehört zu seinen ersten Ehrenpflichten, daß er sich eine Bibliothek anschafft; und hier ist sofort ein Unternehmer bei der Hand, ihn je nach dem Maß der Kräfte zu versorgen, denn es steht genau fest, welche Werke ein amerikanischer Gentleman besitzen muß.

Hier gehört nun Emerson in die erste Reihe — ein Umstand, der bei unserer Schätzung sehr schwer in's Gewicht fallen muß, da wir ihn doch erst aus der zweiten Hand empfangen. In derselben Zeit, wo mir das Original des vorliegenden Buchs zugeschickt wurde, erhielt ich ein zweites von dem gefeierten Dichter und Literarhistoriker James Russell Lowell, welches Emerson gewidmet ist: „Eine Liebe und Verehrung, durch mehr als dreißig Jahre vertieft, unerschätzbar für den, den sie bereichert, ist

wohl von geringer Bedeutung für den, der sie einflößt; dennoch will ich mir nicht die Freude versagen, die Schuld, die ich niemals bezahlen kann, wenigstens öffentlich einzugestehen." So schreibt man bei aller persönlichen Freundschaft doch nur demjenigen, der auch durch die öffentliche Meinung legitimirt ist.

Der nächste Gewinn also, den uns die Lectüre Emerson's verspricht, ist eine gründlichere Kenntniß des amerikanischen Geistes; aber er hat für uns noch ein anderes, viel weiter reichendes Interesse.

Wir sprechen jetzt, seitdem hauptsächlich durch Bancroft's vieljährigen Aufenthalt in Berlin freundliche, selbst herzliche Beziehungen zwischen den beiden Nationen angebahnt sind, gern von deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften: bei keinem Schriftsteller treten diese so energisch hervor als bei Emerson. Ich weiß nicht, ob er jemals in Deutschland war — bei der großen europäischen Tour, die er im Jahr 1833 machte, erzählt er ausdrücklich, daß er Deutschland nicht berührt habe, weil Goethe gestorben war. Aber die deutsche Literatur kennt er gründlich, und hat sich namentlich in Goethe auf eine Weise eingelebt, die uns beschämen muß. Ein congeniales Gemüth, hat er sich in die Anschauungen und Ideen unseres großen Dichters so vertieft, daß er mitunter mit seinen Augen zu sehen scheint, obgleich

er eigene und zwar recht gute hat. Es ist nun von dem größten Interesse und für uns höchst erfreulich, zu verfolgen, wie der deutsche Geist in seinem edelsten Ausdruck auf den Fremden wirkt, wie er ihn befruchtet und zu eigenen Schöpfungen anregt. Durch diese beständige, bald bewußt, bald unbewußt hervortretende Beziehung auf Goethe gewinnen Emerson's Schriften für uns an Klarheit wie an Farbe. Nun hat er in dem Studium Goethe's einen Vorgänger, dem er sehr viel schuldet, obgleich er nur selten von ihm redet: Thomas Carlyle. Auf seiner Reise von 1833 war es hauptsächlich Carlyle, den er aufsucht; später, im Jahr 1847, hat er mit ihm längere Zeit, und wie ich glaube recht vertraut zusammengelebt. Der Geist und Charakter dieser beiden Männer bietet sich zu einem beständigen Vergleich dar, und ist lehrreich für das Verständniß beider.

Emerson ist 73 Jahre alt. Er ist in Boston geboren, hat dort studirt und eine Zeitlang eine Predigerstelle bei einer unitarischen Gemeinde bekleidet. Die Unitarier stehen ungefähr auf gleichem Boden mit der äußersten Linken unseres Rationalismus; sie gehen aber viel weiter in der Lösung von allen Cultusformen. Gleichwohl scheint auch diese Richtung für Emerson noch zu theologisch gewesen zu sein; er *legte* sein Amt zeitig nieder und lebte

seitdem als Privatmann. Aber den idealen Zweck seines Amts gab er darum nicht auf, und wir verstehen ihn erst dann vollständig, wenn wir seine sämmtlichen Schriften unter diesem Gesichtspunkt betrachten: wie der Prediger dem engen Kreis seiner Gemeinde, die im Alltagsleben an die irdischen Geschäfte gebunden ist, die frohe Sonntagsbotschaft verkündet, daß ein Himmel über uns steht, der an dem eigentlichen Kern unseres Wesens mehr Antheil hat als die Erde, so predigt Emerson seiner Nation von der Wahrheit und Wirklichkeit des Ideals, das er freilich nicht wie die Theologen jenseit der Welt sucht, sondern im steten Wirken und Schaffen innerhalb des Weltganzen, im Gemüth wie in der Natur. Er übernimmt dem harten und ungemüthlichen irdischen Tagewerk der Amerikaner gegenüber, was die deutsche Literatur in ihrer Blüthezeit für ein Volk geleistet hat, welches damals freilich mehr für Ideale als für Wirklichkeit empfänglich war, und er übernimmt es mit Energie und Erfolg.

Unsere Vorstellungen von den Amerikanern bedürfen noch sehr der Berichtigung. Wir haben sie, geschäftlich wie literarisch, wiederholt sehr gründlich studirt, aber am meisten haften doch bei uns die Beschreibungen von zwei genialen Schriftstellern, von *Marryat* und Dickens. Daß der letztere das Bild

der Wirklichkeit fratzenhaft verzerrt, erkennt man wohl leicht; dennoch prägt es sich unauslöschlich ein. Es ist auch nicht etwa unrichtig: der herrschende Zug des amerikanischen Wesens ist in der That die rastlose ungestüme Arbeit um des Erwerbs willen; dazu kommt ferner, wie es in einer streng demokratischen Verfassung nicht anders möglich ist, die unerschütterliche Herrschaft der öffentlichen Meinung, die oft in Gemeinplatz ausartet, über das individuelle Denken und Empfinden.

Aber gegen diesen herrschenden Zug erhebt sich eine heftige Gegenströmung, deren Mittelpunkt das seit langer Zeit geistig hoch geschulte Boston ist: ein tiefes fast leidenschaftliches Bedürfniß nach einer geistigen Nahrung, die den Menschen über das bloße Erscheinungswesen der materiellen Welt erheben soll. Die bestehenden Kirchen bieten, obgleich in manchen Theilen Nordamerika's recht fest begründet, für die noch immer stark fluctuirende Bevölkerung nicht den nöthigen Halt; wer am Geist Theil haben will, muß ihn durch eigene Anstrengung erkämpfen.

Der amerikanische Idealist darf das materielle Leben nicht ignoriren: nur der findet bei Amerikanern Gehör, der nachweisen kann, daß er auch in Dingen dieser Welt ebenso gut und besser zu Hause ist als die Uebrigen. Er hat nicht von einer jen-

seitigen Welt her fremdartige Botschaften zu verkünden, er muß an die Brust der wirklichen Menschen anklopfen und die Töne hervorrufen, die darin bereits vorhanden sind. Diese entschiedene Beziehung des amerikanischen Idealismus zur Realität ist gerade das Sympathische für uns bei den unitarischen Versuchen.

Wer durch die Lectüre des vorliegenden Buchs für Emerson eingenommen wird, den möchte ich, wenn er ihn genauer studiren will, zunächst auf einige kleine Vorträge verweisen. Emerson's sämmtliche Werke umfassen in der Londoner Ausgabe zwei ziemlich starke Bände: in dem ersten steht ein Vortrag, gehalten am 3. März 1844; im zweiten eine Rede vom 31. August 1837 über den amerikanischen Gelehrten, eine Rede vom Januar 1842 über den Transcendentalisten, vom 7. Februar 1844 über den Jungamerikaner. In diesen vier Vorträgen wird man am meisten in das Historische der Stellung Emerson's eingeführt.

Seit dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts findet er eine wesentliche Umwandlung in dem amerikanischen Geist. Es regt sich eine unruhige spähende Kritik, ein Zweifel, dem nichts mehr Widerstand leistet; aber zugleich die feste energische Tendenz aller Denkenden und Tugendhaften nach einem tiefern

Glauben an geistige Dinge. Man hat als die Grundkrankheit des Zeitalters den Mangel an Glauben erkannt, der sich alle höheren Zielpunkte versagt und als einzige Lösung des Strebens die Einschränkung gelten läßt, die doch eigentlich innerer Tod ist.

Diesen Unglauben zu bekämpfen, erkennt Emerson als seine Aufgabe. Wir sind es müde, gespensterhaft durch die Welt zu huschen, die an sich selber schon so luftig und unreell ist. Wir hungern nach Realität, selbst wenn sie uns Schmerzen bereiten sollte. Wir sind überzeugt, daß der Kern der Welt Wahrheit sein muß; es kommt nur darauf an, ihn zu finden. Man verfolgt dies Streben in der Kirche, im Staat, in der Erziehung: am wirksamsten aber entwickeln sich in dem Studium des Privatlebens die großen Züge der Ethik.

Nun gibt es freilich, fährt Emerson fort, einzelne Idealisten, die den Gegensatz übertreiben, und die man daher als „Transcendentalisten" verspottet; sie ziehen sich von dem öffentlichen Treiben zurück, gehen nicht in die Wahlversammlungen, kümmern sich nicht um die parlamentarischen Geschäfte. Diese irren, weil uns das wahre Ideal nur aus der eigensten Natur des amerikanischen Continents erwachen kann; aber sie sind insofern im Recht, als sie, um den amerikanischen Boden zu befruchten, erst

nach wirklich erscheinenden Idealen sich umsehen, und sollten sie diese auch in der Fremde suchen. Es handelt sich darum, im Volk die Ueberzeugung zu verbreiten, daß man die Ideale nicht entbehren kann, und daß die Ideale die wahre Wirklichkeit ausmachen.

Damit hat sich Emerson seinen eigenen Beruf vorgezeichnet. Er ist Schriftsteller nur, um den Idealismus zu predigen. Er ist freilich auch Dichter und Gelehrter, aber weder Kunst noch Wissenschaft ist sein letzter Zweck, sie sind ihm nur Mittel für das Höhere. Den deutschen Leser darf ich wohl an Schleiermacher's „Monologe" erinnern: er sagt das Nämliche von sich aus. Auch er verschmäht die einschränkende Hingabe an Kunst und Wissenschaft, aber sein nächster Zweck ist ein anderer: Schleiermacher will, freilich auch durch Wirken nach Außen, vor allen Dingen seine eigene Individualität bilden; Emerson behandelt die harmonische Ausbildung seiner Individualität nur als Mittel, um das sittliche Gesammtleben seiner Nation zu befruchten.

II.

Für das Studium eines eigenartigen Geistes ist der Vergleich mit einem verwandten von großer Wichtigkeit. Emerson erinnert fast in all seinen

Schriften an Carlyle. Ohne Zweifel ist er als der jüngere von ihm stark beeinflußt; die Verwandtschaft ist jedoch angeboren. In einer Beziehung nun steht Emerson allerdings sehr im Nachtheil: abgesehen von seinen Gedichten, finden wir in seinen Werken nur Essays, Versuche, Andeutungen und Winke; sich zu einer größern abschließenden Darstellung zusammenzuraffen, scheint er nie das Bedürfniß gehabt zu haben. Von Carlyle haben wir die Geschichte Friedrich des Großen, die Geschichte der französischen Revolution und das Leben Cromwell's: das letztere eine entschiedene Bereicherung der historischen Wissenschaft, die beiden ersten zwar sehr anfechtbar, was die Methode der Forschung wie die Methode der Darstellung betrifft, und doch im höchsten Grade beachtenswerth, weil dem Schriftsteller das Historische eine greifbare und farbenreiche Gestalt annimmt, die sich dem Gedächtniß der Leser einprägt und bei allen Irrthümern im Einzelnen dem seelischen Kern der Charaktere gerecht wird. Diesem hat Emerson nichts an die Seite zu stellen. Wenn wir sie mit einander vergleichen wollen, müssen wir Werke von verwandter Richtung neben einander halten. Solche sind Carlyle's «Hero Worship» und Emerson's «Representative Men». Carlyle ging voraus, er hielt seine Vorträge über Heldenverehrung 1840, Emerson las

nach wirklich erscheinenden Idealen sich umsehen, und sollten sie diese auch in der Fremde suchen. Es handelt sich darum, im Volk die Ueberzeugung zu verbreiten, daß man die Ideale nicht entbehren kann, und daß die Ideale die wahre Wirklichkeit ausmachen.

Damit hat sich Emerson seinen eigenen Beruf vorgezeichnet. Er ist Schriftsteller nur, um den Idealismus zu predigen. Er ist freilich auch Dichter und Gelehrter, aber weder Kunst noch Wissenschaft ist sein letzter Zweck, sie sind ihm nur Mittel für das Höhere. Den deutschen Leser darf ich wohl an Schleiermacher's „Monologe" erinnern: er sagt das Nämliche von sich aus. Auch er verschmäht die einschränkende Hingabe an Kunst und Wissenschaft, aber sein nächster Zweck ist ein anderer: Schleiermacher will, freilich auch durch Wirken nach Außen, vor allen Dingen seine eigene Individualität bilden; Emerson behandelt die harmonische Ausbildung seiner Individualität nur als Mittel, um das sittliche Gesammtleben seiner Nation zu befruchten.

II.

Für das Studium eines eigenartigen Geistes ist der Vergleich mit einem verwandten von großer *Wichtigkeit.* Emerson erinnert fast in all seinen

Schriften an Carlyle. Ohne Zweifel ist er als der jüngere von ihm stark beeinflußt; die Verwandtschaft ist jedoch angeboren. In einer Beziehung nun steht Emerson allerdings sehr im Nachtheil: abgesehen von seinen Gedichten, finden wir in seinen Werken nur Essays, Versuche, Andeutungen und Winke; sich zu einer größern abschließenden Darstellung zusammenzuraffen, scheint er nie das Bedürfniß gehabt zu haben. Von Carlyle haben wir die Geschichte Friedrich des Großen, die Geschichte der französischen Revolution und das Leben Cromwell's: das letztere eine entschiedene Bereicherung der historischen Wissenschaft, die beiden ersten zwar sehr anfechtbar, was die Methode der Forschung wie die Methode der Darstellung betrifft, und doch im höchsten Grade beachtenswerth, weil dem Schriftsteller das Historische eine greifbare und farbenreiche Gestalt annimmt, die sich dem Gedächtniß der Leser einprägt und bei allen Irrthümern im Einzelnen dem seelischen Kern der Charaktere gerecht wird. Diesem hat Emerson nichts an die Seite zu stellen. Wenn wir sie mit einander vergleichen wollen, müssen wir Werke von verwandter Richtung neben einander halten. Solche sind Carlyle's «Hero Worship» und Emerson's «Representative Men». Carlyle ging voraus, er hielt seine Vorträge über *Heldenverehrung* 1840, Emerson las

denborg oder der Mystiker; Montaigne oder der Skeptiker; Shakespeare oder der Dichter; Napoleon oder der Mann der Welt; Goethe oder der Schriftsteller.

Aus dieser Anordnung bereits ergibt sich, daß bei Beiden die großen Männer etwas repräsentiren, aber etwas wesentlich Verschiedenes. Carlyle's Folge ist die chronologische; jeder seiner Helden vertritt ein bestimmtes Stadium der Weltgeschichte; auch die drei Schriftsteller, die er nennt, sollen nicht ein Bild von dem Schriftsteller im Allgemeinen geben, sondern ein Bild von derjenigen historischen Periode, in welcher die Schriftstellerei dieselbe Bedeutung hatte, wie in älteren Zeiten das Götterthum oder das Propheten-thum oder das Priesterthum u. s. w.

Emerson dagegen läßt durch seine Helden nicht historische Zustände, sondern philosophische, namentlich ethische Begriffe repräsentiren. Er ist daher gleichgiltig gegen die chronologische Folge. Sein Plato ist nicht der classische Vertreter des Denkens, wie es sich im Wendepunkt der griechischen Cultur entwickelt hatte, sondern ein classischer Vertreter des philosophischen Denkens überhaupt. Daß er und Swedenborg zweitausend Jahre auseinander liegen, thut wenig zur Sache: wenn die Natur das Phänomen des philosophischen Denkens in einer classischen Form

zum Ausdruck bringen will, so wird immer ein Plato daraus — die Natur des mystischen Sehens, so entspringt immer ein Swedenborg. Das Walten des Naturgesetzes bleibt zu allen Zeiten das nämliche. Ich weiß sehr wohl, daß einzelne Aeußerungen dem zu widersprechen scheinen. Emerson läßt schöne Nebengedanken gern in voller Freiheit wuchern; käme es ihm auf die Erndte an, so würde er mit der Sichel schneller bei der Hand sein. Das Grundthema seiner Variationen ist wie ich es angegeben habe.

Bei der Auswahl der Helden und repräsentirenden Menschen sind am meisten bezeichnend wohl die paradoxen Figuren. Gegen Mahomet, Plato, Dante, Shakespeare, Luther, Goethe, Napoleon u. s. w. würde Niemand etwas einzuwenden haben, dagegen würde auf Johnson oder Swedenborg nicht leicht Jemand anders verfallen. Gerade in diesen beiden Figuren characterisirt sich am meisten die Individualität des Schriftstellers. Es ist bei beiden kein zufälliger Einfall: Carlyle kommt auch in den übrigen Schriften beständig auf Johnson, Emerson beständig auf Swedenborg zurück.

Wie geräth der wunderliche Johnson unter die Götter und Heroen? — Aus zwei Gründen. — Einmal kommt es Carlyle bei seinen Helden hauptsächlich auf Realität an. Der Begriff der Realität

ist aber bei ihm mit dem Begriff der Widerstandsfähigkeit unwiderstehlich verbunden. Jeder seiner Helden ist eine derbe, starkknochige, womöglich etwas dickköpfige Figur, mit tapferer Stimme und tapferen Fäusten ausgestattet, die unberechtigte Menge von sich abzuwehren, mit kräftigen Lachmuskeln ausgestattet, um die gespenstigen Scheindinge, die sich für Wirklichkeit ansehn, zu verscheuchen. Keiner ist ein Held, der nicht leidenschaftlich grollen, der nicht aus voller Seele lachen kann. Johnson ist in beschränkten Verhältnissen dasselbe, was Carlyle in Luther und Cromwell in welthistorischen Perspectiven zu zeichnen sucht.

Das ist der eine Grund; der andere liegt in der Form, wie die Gestalt des Helden uns überliefert ist. Johnson fand einen leidenschaftlichen Verehrer in Boswell, einem sonst höchst unbedeutenden, abgeschmackten, nicht einmal moralisch recht taktfesten Menschen, der aber, was noch an Kraft in seiner Seele war, dazu anwandte, die Gestalt seines Propheten getreu der Nachwelt zu überliefern. Das, will Carlyle sagen, ist das correcte Verhältniß des Scheindings zu wirklich existirenden Menschen: anbeten und dienen; nur dadurch findet es seine Berechtigung. Wie abgeschmackt Boswell im Uebrigen *war, in diesem* einen Punkt hat er der Geschichte

seine Schuld bezahlt und ist als Beispiel für die Nachahmung aufzustellen: einen Helden im Detail genau so kennen zu lernen, wie er ist, hat für die Nachwelt unermeßlichen Werth. Diese Auffassung würde nun wieder Emerson nicht völlig gelten lassen. Freilich fordert auch er wiederholt Anerkennung und Verehrung der Großen, ebenso häufig aber kommt er darauf zurück, daß es in der Natur jedes einzelnen Wesens liegt, in seiner Eigenart beharren zu wollen, und daß Scheu und Abneigung gegen die Großen oft nur berechtigte Nothwehr des Individuums ist.

In einer ähnlichen Weise, wie Carlyle durch Johnson, characterisirt sich Emerson durch Swedenborg. Wenn Carlyle nach derber Realität sucht, um etwas Festes in der Welt zu haben, so ist Emerson viel mehr daran gelegen, von der übersinnlichen Welt oder vielmehr von der „Ueberseele", denn das ist seine Lieblingswendung, einzelne Lichtblitze zu erhaschen; sie allein heiligen und erhöhen das Leben; sie sind latent vorhanden im Glauben, aber das Kind der Erde hat das tiefe Bedürfniß, sie auch zu sehen. Dies Bedürfniß oder diese mehr oder minder entwickelte Fähigkeit, das Uebersinnliche im Gesicht zu haben, heißt Mystik; sie ist eins von den ewigen Triebrädern in der Werkstätte der Natur, und wo

die Natur zu ihrem Ziel kommt, geht eine Figur in der Art Swedenborg's daraus hervor.

Ich muß freilich bekennen, daß bei diesem Vergleich Emerson zu kurz kommt. Bei Carlyle mag man sich darüber wundern, daß er die historisch immerhin nicht sehr bedeutende Persönlichkeit des Johnson so übermeßlich hochschätzt; wenigstens kommt sie heraus, und man kann sich sein eigenes unabhängiges Urtheil bilden. Swedenborg aber kommt bei Emerson nicht heraus. Es lag hier eben die Aufgabe vor, in einer geistigen Richtung, die von der Welt gewöhnlich verworfen wird, das Positive aufzuweisen; das thut Emerson aber nicht: er zählt die Verdienste auf, die Swedenborg als wissenschaftlicher Entdecker haben soll, also in den Functionen, wo er nicht Mystiker war — und ich glaube, seine Aufzählung ist nicht correct; — sobald aber die eigentliche Mystik eintritt, wird ihm bänglich zu Muthe, und für den unbefangenen Leser ist der schließliche Eindruck doch wesentlich derselbe, wie bei Swedenborg's Schilderung von Kant.

Daß Emerson Swedenborg's Schriften kennen lernte und deßhalb gerade ihn zum Repräsentanten der Mystik wählte, ist ebenso ein Zufall, wie daß Carlyle Johnson's Leben in einer sehr ausführlichen *Biographie* vorlag. Swedenborg ist kein echter Ver-

treter der Mystik, denn in der Zeit seines Lebens und Wirkens war die Mystik keine reale Macht; er liegt seitab von dem allgemeinen Strom der Geschichte. Wohl aber hat die Mystik ihre Zeit gehabt im Lauf der Cultur-Entwicklung, und es hätten sich ohne zu große Mühe würdigere Vertreter finden können.

Wie ganz anders tritt bei Carlyle der Gott und der Prophet in die Erscheinung! Von symbolischer Auffassung der Götterlehre hält er gar nichts; Symbole treten nach seiner Ueberzeugung erst ein, wenn die Religion im Absterben ist und man künstliche Auslegung für ihre Lehren sucht. Nicht das Symbol ist das Ursprüngliche, sondern die Realität. Odin wurde nicht blos von den Menschen für einen Gott gehalten, sondern er fühlte sich selbst als Gott: wie hätte er auch anders können, da er allein die ethischen Grundwahrheiten des Lebens, auf die es ankam, erkannte, und auch wohl wußte, daß sie ihm von keinem Andern überliefert waren! Ebenso durfte sich wohl Mahomet für einen echten Propheten ausgeben, da er Gottes Stimme in seinem Innern hörte; er hatte Gott, den verlorenen, wieder gefunden, mit ihm verkehrt und ihn in sich aufgenommen; er war wirklicher Prophet.

Solche Bilder können nur auf historische Zeit-

alter angewandt werden, und das in der That ist Carlyle's Stärke. Er hat einen großen und reichen historischen Blick; freilich nicht so universal wie Herder, dafür treten ihm aber die verschiedenen geschichtlichen Phasen in kräftigeren Umrissen entgegen. Das eigenartige historische Leben, wie es sich in großen Individuen zusammenballt, das ist seine Domaine; die Natur und ihr Gesetz kommt bei ihm erst in zweiter Linie; er nimmt es nur hin, wo er es nicht umgehen kann, und auch da legt er keinen großen Werth darauf.

Emerson's Leben dagegen ist ganz in der Natur. Er ist glücklich in ihr und vertieft sein ganzes Gemüth in ihr ewiges unablässiges Walten. Aus der Geschichte nimmt er nur Illustrationen des Gesetzes, das für die Gegenwart ebenso gilt wie für die fernste Vergangenheit. Weitaus das Beste in seiner Schrift ist die Characteristik Goethe's; sie gehört überhaupt zum Besten, was über Goethe geschrieben ist. Freilich wird sie ihm nicht ganz gerecht. Der leidenschaftliche Jüngling, der mit genialer Kraft Sturm lief gegen die Gesetze der Welt, tritt darin nicht hervor. Wir sehen nur den Weisen, der, frei geworden von den Regungen der Selbstsucht und der Furcht, sich in das Weltall vertieft und dessen Gesetz *in sich* aufnimmt. Aber diese eine Seite des

Dichters wird so schön geschildert, daß man sich mitunter sagt, Goethe hätte es nicht besser machen können. Freilich geschieht es zuweilen mit Goethe's eigenen Worten.

Es ist namentlich eine Schrift von Goethe, die einen tiefen entscheidenden Eindruck auf Emerson gemacht hat, das wundervolle Fragment über die Natur aus dem Jahre 1782, in prosaischer Form, aber gesättigt von der tiefsten innigsten Poesie des Gemüths. Die Art, wie sich hier Goethe in den Armen der ewig holden Göttin fühlt, die ihn liebt und ihm treu ist, obgleich sie gern mit ihm spielt, auch ihn wohl neckt, hat sich ganz auf Emerson übertragen. Für dies liebevoll anmuthige Verhältniß des Sterblichen zu der ewig schönen Mutter findet er immer neue, immer sinnigere Bilder, er ist unerschöpflich darin, er wird nicht müde des Spiels. Für Carlyle, den strengen Puritaner, wäre dies Spiel zu leicht, zu weiblich. Seine Verehrung vor Goethe ist ebenso groß wie Emerson's, aber er hat für sie ein anderes, ernsteres Symbol gefunden: jenes mystische Freimaurerlied mit dem dunkeln, ahnungsvollen Blick in Vergangenheit und Zukunft. Um Goethe's Gestalt recht abzurunden, müßte man beides zusammennehmen.

Die «Representative Men» sind bei allen

Mängeln im Einzelnen ein schönes Buch, in dem man bei jeder neuen Lectüre überraschende und tief eindringende Gedanken entdeckt. Es ist das Buch, aus dem ich mir Emerson immer am liebsten vergegenwärtige.

III.

In jeder Individualität, auch in der schriftstellerischen, ist etwas Incommensurables; je bedeutender der Mann, desto schwieriger wird es sein, sein Wirken in eine bekannte Rubrik unterzubringen.

Emerson ist Dichter und Philosoph, es würde aber nicht viel damit gewonnen sein, ihn als das eine oder das andere, oder auch als eine Combination von beiden zu bezeichnen.

Seine gesammelten Werke enthalten eine ganze Reihe von Dichtungen, außerdem wird fast jeder seiner Essays, oder auch die einzelnen Kapitel, durch ein poetisches Motto eingeführt. Die Dichtungen gehören in die Gattung, die man früher als die didaktische bezeichnete, und die in einer Periode des ästhetischen Purismus sehr mit Unrecht aus dem Gebiet der Poesie gestrichen werden sollte. Auch der Gedanke hat seine Poesie und kann sich in einer melodischen Stimmung aussprechen. Der Gedanke *ist bei Emerson* stets die Hauptsache; er sucht für

ihn eine rein poetische Einkleidung, eine Mythe, ein Bild, oder was es sonst ist. Ein Theil dieser Gedichte erinnert an eine bestimmte Gattung bei Schiller: „das Ideal und das Leben", „das verschleierte Bild", „die Künstler" u. s. w.; ein anderer an Goethe's Epigramme und Gnomen; sie lesen sich schön und werden, namentlich bei Emerson's Landsleuten, dazu beitragen, dem Heiligen, dem er dient, leichteren Eingang in das Gemüth zu verschaffen. Da aber der Gedanke immer das Erste und das Bild nur das Zweite ist, so scheint es, wenn man hinter sein eigentliches Wesen kommen will, zweckmäßiger, sich an den Gedanken selbst zu halten, der denn doch in der prosaischen Form reiner hervortritt.

Emerson ist Philosoph; wenigstens gehören seine ethischen und naturwissenschaftlichen Betrachtungen ihrem Inhalt nach durchaus in's Gebiet der Philosophie. Aber Eins fehlt ihm zum Philosophen von Profession: er hat nicht den mindesten pädagogischen Trieb; man begegnet bei ihm nie einer bestimmten Deduction, in welcher die einzelnen Sätze symmetrisch geordnet durch das zu gewinnende Resultat bestimmt wären; er scheint sich vielmehr dem Spiel seiner Gedanken zu überlassen, sich zu schaukeln auf dem Wellengekräusel der wechselnden Anschauungen, Ideen und Stimmungen, das in seiner Seele vorgeht; und

träte nicht die leitende Grundidee seines ganzen Lebens und Denkens von Zeit zu Zeit kräftig hervor, so würde man mitunter über das, was er eigentlich will, völlig rathlos sein. Dieser Grundidee nach ist er, wie schon gesagt, ein Prediger oder Apostel; es ist seine Aufgabe, der in Materialismus versunkenen Welt das Licht des idealen Lebens zu zeigen, oder vielmehr — denn er betrachtet seine Stellung nur als eine vorbereitende — das Bedürfniß darnach zu erwecken.

Die Form aber, in der er die Aufgabe zu erfüllen strebt, ist nicht die der eigentlichen Predigt oder Rede; es ist vielmehr die Form des geistreichen Gesprächs. Wenn Plato seine sämmtlichen Vorträge in dialogische Form einkleidet, so ist das nur ein Schein: der Mitsprechende, den Sokrates belehrt, hat durchaus keine eigenen, selbstständigen Gedanken, er ist nur der an sich gleichgültige Nebel, durch welchen der Lehrer nach der indirecten Methode seine Syllogismen fortbewegt. Emerson dagegen spricht immer ganz allein, er scheint keinen Andern zu Wort kommen zu lassen, und doch ist sein Vortrag ein fortgehendes Gespräch, dessen Unkosten freilich der Vortragende ganz allein trägt.

Hinter einander oder auch wohl durcheinander *treten die verschiedenen* oft sehr widersprechenden Ge-

danken ein, und zwar nicht so, daß der eine durch den andern widerlegt und als nichtig dargestellt werden soll, sondern sie behalten sämmtlich ihr Recht, als disjecti membra poetae.

In einem seiner Essays — es handelt sich um die Geschichte — bemerkt er: „Es ist der Fehler unserer Redekunst, daß es uns unmöglich ist, mit einer gewissen Bestimmtheit eine Thatsache fest zu stellen, ohne anscheinend eine andere lügen zu strafen. Unsere wirkliche Kenntniß ist doch sehr dürftig. Beobachtet die Ratzen, die Eidechsen, den Schwamm, die Flechte — was weiß ich, sympathisch oder moralisch, von diesen Lebenswelten! Was für eine Beziehung zeigen uns unsere Bücher zwischen den 50 oder 60 chemischen Elementen und den Perioden der Weltgeschichte? Was für ein Licht werfen unsere Annalen auf die Mysterien, die wir mit den Namen Tod und Unsterblichkeit bezeichnen? Und doch sollte die echte Weisheit uns gerade die Verwandtschaft der verschiedenen Lebenssphären nachweisen und die Thatsache nur als Symbol betrachten! Ich schäme mich über die schale Dorfgeschichte, die man Weltgeschichte nennt! Wie oft müssen wir die Namen Paris, Rom, Constantinopel wiederholen — was für eine Beziehung haben aber diese Namen zu Ratzen und Eidechsen?“

Emerson faßt es hier so auf, als sollte die besser belehrte Geschichtschreibung wirklich das Alles umfassen; das wäre aber ein reines Hirngespinnst. Die Wissenschaft, mit andern Worten, die concentrirte Aufmerksamkeit, beruht eben in der Fähigkeit, zu abstrahiren. Wenn wir uns über Paris, Rom und Constantinopel gründlich unterrichten wollen, so müssen wir uns die Ratzen und Eidechsen aus dem Sinn schlagen, und umgekehrt. Auch wenn wir uns die Beziehungen der Eidechsen zu Paris, Rom und Constantinopel zur Aufgabe stellen, so ist das wiederum ein beschränktes Thema, dem wir nur gerecht werden, wenn wir andere Nebengedanken verbannen.

Dem Kenner der deutschen Literatur darf es nicht erst gesagt werden, daß diese Forderung schon einmal bei uns im vollsten Ernst gestellt worden ist, von Hamann. Man weiß, wie Goethe, dem Herder diese Forderung mittheilte, betroffen wurde, wie ihm anfangs die Sache sehr einleuchtete, bis er bei bei näherer Ueberlegung fand, daß aus dem Rath doch nichts zu machen sei.

Bei Hamann ging die Dunkelheit nicht sowohl daraus hervor, daß er seine Augen beständig nach allen Seiten wendete, sondern daraus, daß er alle *Anspielungen aus* Dingen nahm, die ihm allein be-

kannt waren und die daher kein Anderer errathen konnte. Davon ist bei Emerson keine Rede. Die Combination der verschiedenen Elemente ist bei ihm zwar oft sehr überraschend, so daß man nicht leicht folgen kann; die Elemente selbst sind aber dem Gebildeten vertraut, und der Leser ist daher durchaus in den Stand gesetzt, auch durch eine überraschende Combination sich zu eigener Combination anregen zu lassen.

Das ist es eben, was ich unter der Form des Gesprächs verstehe. Denke man sich eine Gesellschaft von drei bis vier geistvollen Männern, die sich so in einander eingelebt haben, daß sie sich beim halben Wort verstehen; der Eine drückt seine Ansicht aus, das regt den Andern zu Parallelstellen oder auch zu Einschränkungen an; sie sind nicht blos geistreich, sondern auch gebildet; es fällt Keinem von ihnen ein, den Andern überschreien zu wollen oder ihn der Absurdität zu zeihen; jeder kennt die Gedanken des Andern so gut, daß er auch dem ungeschickten Ausdruck im Sinn des Sprechenden nachhelfen kann. So wird der Gedanke wie ein Fangball im artigen Spiel von einem zum andern geworfen; er kommt dadurch nicht gerade vorwärts, aber er zeigt doch seine verschiedenen Seiten, und wenn im Eifer des Gesprächs der *Muthwille* gar zu weit gehen wollte,

so ist immer der Vorsitzende bei der Hand, die Sprechenden an das Einzige, was noth thut, zu erinnern.

So kommen mir sämmtliche Essays von Emerson vor. Wer meine Darstellung für ironisch halten wollte, würde sich vollständig irren. Freilich, wenn ich mich über einen bestimmten Gegenstand belehren will, so ist Emerson der Letzte, den ich aufschlage; aber hat denn das Gespräch mit geistreichen und liebenswürdigen Leuten keinen andern Zweck als den, über einen bestimmten Punkt in's Klare zu kommen? Wenn ich Emerson lese, so kommt es mir so vor, als ob ich mich in der besten Gesellschaft bewege: ich fühle mich auf das lebhafteste angeregt, betheilige mich an der Unterhaltung, und erscheine mir, wie das in solchen Fällen immer geschieht, viel geistreicher und liebenswürdiger als sonst. Ist das Gespräch zu Ende, so muß ich mich freilich erst besinnen, um Bescheid zu geben, was ich eigentlich gelernt habe; aber gelernt habe ich wirklich viel, auch ohne es zu wissen, und vor allen Dingen: meine Gedanken selbst haben einen höheren Schwung genommen. Es ist ein ganz ähnlicher Reiz und ein ganz ähnlicher Gewinn, wie bei Werken der Kunst.

Emerson muß in der persönlichen Unterhaltung *noch viel anregender* sein als in seinen Schriften.

Er weiß auch sehr wohl, was ein gutes Gespräch zu bedeuten hat; in seiner Lebensphilosophie nimmt das Kapitel „Gespräch“ einen viel größeren Raum ein, als man ihm sonst zuzugestehen pflegt. Neuerdings hat Professor Lazarus eine Philosophie des Gesprächs versprochen; ich könnte ihm durch bloße Ausschnitte aus Emerson Stoff geben, woran er auf Jahre genug hätte.

Ueberhaupt, wenn man die einzelnen Schönheiten aufzeichnen wollte, die Ausbeute wäre unglaublich reich. Es ist zweckmäßiger, sich auf einige Hauptpunkte zu beschränken.

IV.

Wie sich aus seinem Princip leicht begreift, streift jeder einzelne seiner Essays sämmtliche Gebiete der Natur und der Geschichte an, und doch durchläuft man an seiner Hand einen verhältnißmäßig nur engen Kreis; man hat dabei die mannichfaltigsten Aussichten, aber man bewegt sich nicht fort. Einer seiner ältesten Essays aus dem Jahre 1837 hat die allgemeine Ueberschrift: „Natur“; die Ueberschriften der einzelnen Kapitel sind: Natur, Bequemlichkeit, Schönheit, Sprache, Disciplin, Idealismus, Geist, Aussichten. In einem andern Cyclus: „Die Führung des Lebens“, also Ethik im Gegensatz zur Physik,

lauten die Ueberschriften: Fatum, Macht, Reichthum, Cultur, Benehmen, Anbetung, beiläufige Betrachtungen, Schönheit, Illusionen. Die eigentlich sogenannten Essays, die gleichfalls in einem Zusammenhang stehen, schließen sich folgendermaßen an einander: Geschichte, Selbstvertrauen, Vergeltung, geistige Gesetze, Liebe, Freundschaft, Klugheit, Heldenthum, die Ueberseele, Cirkel, Intellect, Kunst, der Dichter, Erfahrung, Character, Sitten (eigentlich Manieren), Gaben, Natur, Politik, Nominalismus und Realismus. — Nimmt man dazu die Schriften des vorliegenden Buchs, so wird man einsehen, daß Emerson sich stets in concentrischen Kreisen bewegt.

Der Essay über die Natur muß zunächst unsere Aufmerksamkeit erregen, schon weil er der älteste ist. Allein im Grund ist in diesem Versuch der Schriftsteller bereits völlig fertig; in den späteren begegnet man einer reicheren Erfahrung, einem geistvoller zugespitzten Ausdruck, aber die Methode ist die nämliche. Wenn im Anfang die Frage aufgestellt wird: was ist Natur?, so läßt die Antwort viel zu wünschen übrig; es kommt doch zuletzt beinah auf das Fichte'sche „Nicht-Ich" heraus; aber nicht die Definition ist das Wesentliche, sondern die Art, wie das Naturleben und sein Gesetz dem Schriftsteller *gegenwärtig* ist; seine Sprache ist gesättigt und durch-

tränkt mit völlig articulirten Naturvorstellungen, und das zeichnet ihn sehr vortheilhaft nicht blos vor unsern Idealisten, sondern auch vor unsern Naturphilosophen aus.

Jede naturhistorische Thatsache ist Symbol einer geistigen Thatsache, jede Erscheinung in der Natur entspricht einem bestimmten Zustand des Gemüths, und dieser Zustand des Gemüths kann nur beschrieben werden, indem man die Natur-Erscheinung als sein Bild darstellt. Die Sprache darf sich der Metapher bedienen, weil die gesammte Natur eine Metapher des menschlichen Geistes ist. Die Gesetze der moralischen Natur verhalten sich zu denen der Materie wie das Gesicht zu seinem Spiegel. Die sichtbare Welt ist der Sonnenzeiger der unsichtbaren.

Die Erziehung der Natur hat zum letzten Zweck, uns dem Uebernatürlichen zuzuführen. Zu diesem Zweck verschwören sich alle Glieder der Natur. Die schönsten Momente des Lebens sind, wenn die höheren Gewalten aus ihrem Traum erwachen und die Natur sich ehrerbietig vor ihrem Gott zurückzieht. Indem Gerechtigkeit und Wahrheit unverhüllt uns entgegentritt, lernen wir den Unterschied zwischen dem Absoluten und der Erscheinungswelt; dann zum ersten Mal existiren wir wirlich, wir werden unsterblich, da wir erkennen, daß Zeit und Raum sich nur auf

die Materie beziehen, daß sie mit dem Begriff der Wahrheit oder mit einem tugendhaften Willen nichts zu thun haben.

Das sind Stimmungen, die uns Deutsche von unserm transcendentalen Idealismus her geläufig sind. Goethe's Aufsatz über die Natur zeigt sich hier mehr in Ton als im Inhalt, er macht sich in den spätern Essays entschiedener geltend, in denen die Bilder sich über den Begriff vordrängen. Mit der Form der Anschauung ändert sich auch ihr Inhalt. Indeß erscheint die Natur überall unserm Philosophen nur als die Weisung auf Etwas, das über ihr ist, und in dieser Beziehung steht Emerson stets auf Seite Jacobi's gegen Goethe.

In dem Essay über die Geschichte kommt es ihm hauptsächlich darauf an, die Einheit des in ihr waltenden Gesetzes nachzuweisen. Die erzählte Thatsache der Vergangenheit muß irgend einer innern oder äußern Erfahrung entsprechen, wenn ich sie glauben soll; meine Erfahrung ist der Prüfstein der Geschichte. In der Naturwissenschaft ist überall Einheit des Gemüths, Verschiedenheit der Erscheinung. Die Natur ist die endlose Combination und Wiederholung sehr weniger Gesetze; sie summt das alte wohlbekannte Thema durch unzählige Variationen. In der Geschichte ist *es nicht anders*. Die Bilder der Geschichte haben

keinen andern Zweck, als mir zu zeigen, in welcher Maske meine Proteus-Natur sich früher zeigte. Dadurch wird das Spiegelbild ergänzt, das mir zu nahe stand. Der Naturforscher hat die Aufgabe, alle Strahlen der Natur in einen Brennpunkt zu sammeln; auch der Geschichtschreiber soll ein solcher Priester des Pan sein; er soll den Ausdruck finden für unsere centrale und nach allen Seiten hin abhängige Natur, die nur durch unsern Egoismus und durch unsere Analyse und Gelehrsamkeit zersetzt wird.

Die Geschichte soll dazu beitragen, uns Selbstvertrauen zu geben, uns bei uns selbst zu Hause zu machen. Zu dem schlimmsten Aberglauben unserer Zeit gehört der Aberglauben an die Nothwendigkeit des Reisens.

Reisen ist das Paradies des Narren. Unser erster Ausflug entdeckt uns, wie wenig auf den Ort ankommt. Zu Hause träume ich, daß ich mich in Neapel oder Rom an der Schönheit berauschen und so meine Niedergeschlagenheit verscheuchen kann; wenn ich dort bin, so bilde ich mir wohl ein, berauscht zu sein; aber ich bin es nicht, ich bin derselbe, der ich war. Die Wuth des Reisens ist das Symptom einer tiefern Krankheit, an der unsere ganze geistige Thätigkeit leidet. Unser Verstand ist ein Vagabund, und das System unserer Erziehung begünstigt die

Ruhelosigkeit. Wir ahmen nach, und was heißt Nachahmung anders, als daß unser Geist auf Reisen geht? Unsere Häuser sind nach fremdem Geschmack gebaut, in unseren Anschauungen und der Ausbildung unserer Talente sehen wir nach der Vergangenheit oder nach der Fremde. Aber wo immer die Künste blühten, wuchsen sie von Innen, auf heimischem Boden auf. Mache Dich heimisch in Dir selbst! ahme Niemand nach! das ist die Hauptsache.

Mit diesem Mangel an Selbstvertrauen ist auch die fieberhafte Sucht nach Veränderung verknüpft. Im Grunde kommt die Gesellschaft niemals vorwärts; was sie auf der einen Seite gewinnt, verliert sie auf der andern; sie gewinnt neue Künste und verliert alte Instinkte. Der civilisirte Mensch baut sich eine Kutsche, aber er verliert den Gebrauch seiner Füße. Auch auf diesem Gebiet herrscht die Polarität: jeder Action folgt die Reaction. Die Gesellschaft ist wie eine Welle: die Welle freilich schreitet vorwärts, aber das Wasser, aus dem sie besteht, nicht; die Bewegung ist nur ein Phänomen.

Wir klagen über die Ungerechtigkeit des Weltlaufs; in der That gilt jeder Mann das was er ist, und jedem Bruch des Naturgesetzes folgt unmittelbar die gerechte Strafe.

Der Mensch gewinnt sich selbst durch die Er-

kenntniß, daß es auf die äußeren Umstände gar nicht ankommt. Sobald der Geist sich zur Reflexion erhebt, sich selbst im Licht des Gedankens betrachtet, entdeckt er, daß unser ganzes Leben in den Armen der Schönheit liegt. Nicht die Umstände machen das Leben aus, und auch nicht die Thaten: der Werth und die Wirkung jeder That mißt sich nach der Tiefe des Gefühls, aus dem sie entspringt. Das ist auch die Bedeutung des Heldenthums.

Das Heldenthum überlegt nicht, sondern fühlt; darum hat es immer Recht. Das Heldenthum gehorcht einem geheimen Trieb des individuellen Characters. Es ist stets mit Verachtung eines äußerlichen Guts verbunden. Es tritt in die Welt der Erscheinung im Widerspruch gegen die allgemeine Stimme, im Widerspruch anfangs auch gegen die Empfindung der Guten und Edlen. Sein Wesen ist das Selbstvertrauen; es ist stets mit guter Laune und Fröhlichkeit verknüpft. Seine entscheidende Eigenschaft ist die Beständigkeit; alle noch so gerechten Stimmungen des Augenblicks tritt es zu Boden.

Selbstvertrauen gehört zum Wesen des echten Menschen; aber ebenso die Selbstentäußerung. Das Heldenthum enthält stets einen Glauben, also einen Enthusiasmus, der auf etwas Höheres deutet als das bloße Leben der Natur. Nur in Augenblicken

tritt der echte Glaube ein, aber in diesen kurzen Momenten liegt eine Tiefe, die uns zwingt, ihnen eine größere Realität beizumessen als allen Erfahrungen unseres sonstigen Lebens.

In diesen Erfahrungen sehn wir die Welt nur zerstückelt, in den Augenblicken des Enthusiasmus tritt uns die Einheit, das gemeine Herz der Welt, die Ueberseele entgegen, die in tiefem Schweigen die zerstreute Natur in Schönheit einhüllt. Dieser Weltseele gehören wir an; wir sind stark, sobald wir ihr gehorchen; die Schwäche unseres Willens beginnt, wenn er etwas für sich selbst sein will.

Nur in Augenblicken offenbart sich diese Weltseele. Sie läßt sich in Worten nicht aussprechen, sie widerspricht jeder Erfahrung, sie hebt die Begriffe von Zeit und Raum vollständig auf. Solche Offenbarungen sind die höchsten Ereignisse im Leben der Natur.

Aber nicht ohne Vermittlung treten sie ein. Das Unpersönliche wird uns durch Personen verständlich. In jeder individuellen Existenz liegt ein Gefühl des Mangels: es wird vorausgesetzt, daß in ihm größere Möglichkeiten liegen als zur Erscheinung kommen. Das Bedürfniß, verstanden zu werden, drängt zur Freundschaft, zur Liebe, zum Gespräch. Die Beschränkung soll aufgehoben werden, denn in

ihr zu bleiben, ist die größte Sünde. So verdichten sich die geistigen Atome zu Kreisen, und die verschiedenen Kreise suchen ihren ewigen Mittelpunkt. So kommen wir zu Gott, der fest in sich ruht, während alles Leben im Kreisen begriffen ist. Das Centralleben ist etwas Höheres als die Schöpfung, die es umfaßt, es entzieht sich der Analyse des Verstandes.

Wohl aber weiß die Kunst sich ihm zu nähern. Was heißt Gedicht im höhern Sinn? Ein Gedanke, so leidenschaftlich und lebensfähig, daß er gleich dem Geist der Pflanze oder des Thieres eine ihm ganz eigen angehörige Architektur besitzt, und so die Natur mit einem neuen Wesen bereichert. Ihm gegenüber ist die gewöhnliche Wissenschaft sinnlich, also oberflächlich.

Der wahre Poet dringt durch die Symbole zur Sache; er setzt die Erscheinung zu dem herab, was sie eigentlich ist, und bringt die Unabhängigkeit des Gedankens zum Ausdruck. Kraft dieses Berufs benennt er die Dinge und bildet die Sprache. Freilich haben wir bei den meisten Worten den Ursprung vergessen; ursprünglich war jedes ein Blitz des Genius, die Enthüllung eines Weltsymbols. Jede Sprache ist in diesem Sinn eine fossille Poesie.

Die Wirkung der Poesie ist Trunkenheit, die freie Erhebung des Geistes über die Macht der Um-

stände, das Heraustreten aus seiner eigenen Bedingtheit. Der gewöhnliche Mensch sucht die Trunkenheit in Genüssen, und kommt auch wohl zu der Selbsttäuschung, als habe er das ersehnte Ziel erreicht; aber auf die Dauer läßt sich die Natur nicht betrügen. Der Weltgeist kommt nicht auf den Ruf eines Hexenspruchs, auf den Ruf von Opium oder Wein; nur der reinen und einfältigen Seele zeigt sich die erhabene Erscheinung. Aber in jeder menschlichen Seele schlummert ein verborgener Dichter.

Der Enthusiasmus erhebt uns über die Natur, aber nur indem er uns zur wahren Natur zurückführt. Die einseitige für Bedürfnisse des Augenblicks eingerichtete Moral leistet das nicht. Die Natur, wie wir sie kennen, gehört nicht zu den Heiligen; sie ißt, trinkt und sündigt. Ihre Lieblinge, die Großen, Starken und Schönen, kommen nicht aus der Sonntagsschule, messen nicht ihre Nahrung nach äußerlichen Vorschriften ab. Wollen wir stark sein durch ihre Stärke, so dürfen wir unser Gewissen nicht durch gleichgültige Gebote beängstigen.

Im Menschen ist eine Doppelnatur: der individuelle Geist kämpft gegen den allgemeinen. Der Mensch ist nur ein relativer Begriff, jeder ist ein Wink nach der Wahrheit, aber weit entfernt, die *Wahrheit zu* sein. So ist es mit den größeren In-

dividualitäten der Völker und Zeiten. Nur liegt es in unserer Natur, das Vollendete und Harmonische zu suchen: nach einzelnen Erscheinungen des Individuums suchen wir daher das Bild im harmonischen Sinn zu vervollständigen; wir täuschen uns jedesmal. Jedes Individuum hat sein Recht in der menschlichen Gesellschaft durch einen hervortretenden Zug der Schönheit oder des Nutzens; der Rest ist vielleicht klein oder mißgestaltet. Es giebt keine völlig harmonischen Naturen. Aber wir suchen die Weltseele in der Erscheinung, und vergessen, daß keine ihr gerecht werden kann.

In dem alten Streit zwischen Nominalisten und Realisten hat man die letzteren öfters verspottet, aber in ihrem Raisonnement lag ein gut Theil Vernunft. Allgemeine Ideen sind in der That nicht blos Worte, sondern Wirklichkeiten; das heißt, sie sind treffendere Symbole für die Weltseele, als es die individuellen Erscheinungen sind. Auf so wunderlichen Abwegen die Idealisten aller Zeiten sich ihr zu nähern suchten, in eleusinischen Mysterien, in Freimaurergilden, in Geistersehern gleich Swedenborg: es war verborgene Weisheit in ihrer Thorheit, und sie haben auf ihrem Irrwege oft gefunden, was dem regelmäßigen Gang der Wissenschaft verschlossen blieb. Freilich liegt viel Gefahr in diesem Enthusiasmus des blinden Suchens,

sondern als ein Suchender. Er verkündet nicht den allein selig machenden Glauben, sondern er will der Welt nur deutlich machen, daß sie desselben bedarf. Carlyle, dem es im Grunde auch schwer werden würde, einen deutlichen und brauchbaren Katechismus seiner Lehre aufzuzeichnen, tritt anscheinend viel dogmatischer auf; er straft wohl die in Materialismus versunkene Welt wie ein alter Prophet, während Emerson in seiner weichen sinnigen Weise das Bild seines Idealismus immer durch einige skeptische Zuthaten mildert, oder, um bei seinem eigenen Bild zu bleiben, dem berauschenden Trank eine Dosis Nieswurz hinzufügt.

Aber wer ist denn jetzt auf der Welt, der dem fragenden Gemüth rund und nett Bescheid geben könnte auf seine berechtigten und unberechtigten Aussprüche? Die alte Rechtgläubigkeit vermochte es, aber ihre Antworten befriedigen nur noch in kleinen Kreisen. Wir Alle sind Suchende. Keiner vermag mehr, als das Gemüth einigermaßen so zu stimmen, daß es den Verstand und seine Schlüsse erträgt; und von allen Suchenden wüßte ich keinen, der durch Fülle des Geistes und Gemüths zu seinem Geschäft so berechtigt wäre als Emerson.

Berlin, Ende März 1876.

Julian Schmidt.

Author's Note.

[redacted] was
debt to his countrymen, it
would give me sincere
satisfaction.

R. Waldo Emerson

Concord, Massachusetts.
February 24, 1876.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Poesie und Imagination	1
Poesie	9
Imagination	17
Wahrhaftigkeit	28
Schöpfungskraft	37
Melodie, Reim und Form	44
Barden und Troubadours	56
Moral	62
Uebersinnlichkeit	69
Gesellschaftliche Ziele	75
Beredsamkeit	105
Hilfsmittel	127
Das Komische	145
Citate und Originalität	162
Kulturfortschritt	191
Persische Poesie	218
Inspiration	246
Größe	275
Unsterblichkeit	295

Poesie und Imagination.

Die Erkenntniß der Dinge nennen wir Verstand, und mit Recht. Sie war die Wiege und der Gängelwagen des menschlichen Geschlechts in seiner Kindheit. Wir müssen die einfachen Gesetze des Feuers und Wassers erlernen, wir müssen essen und trinken, pflanzen und bauen. Dies sind Dinge, die sein müssen, und als solche stehen sie oben an in der Ordnung der Natur. Armuth, Frost, Hunger, Krankheit und Abhängigkeit sind die Büttel und Gensdarmen, die uns beim gemeinen Verstand festhalten. Der Intellekt, sich selber überlassen, kann diese tyrannische Nothwendigkeit nicht überwältigen. Das Zugeständniß bescheidener Einräumung diesem Faktor des zwingenden Verstands gegenüber ist das Erkennungszeichen großer Geister — Aesop, Aristoteles, Alfred, Luther, Shakespeare, Cervantes, Franklin, Napoleon. Der Verstand, der sich nicht mit dem Absoluten zu schaffen macht, sondern die Dinge nimmt, wie sie sich darbieten, glaubt an das Dasein der Materie, nicht weil wir sie berühren können oder

uns ihrer bewußt werden, sondern weil sie mit uns übereinstimmt. Das Weltall treibt keinen Scherz mit uns, sondern tritt uns ernst und fest gegenüber als der Wohnsitz der Gesundheit und des Lebens. Trotz aller Begeisterung des Poeten und Verzückung des Frommen macht auch der am meisten zur Einbildungskraft und Abstraktion geneigte Mensch nie ungestraft den geringsten Fehler in diesem Punkt — er versucht weder seinen Ofen mit Wasser zu heizen, noch trägt er eine Fackel in eine Pulvermühle, noch faßt er sein wildes Schlachtroß beim Schwanz. Man sollte einen solchen Verstoß weder an Anderen vergeben, noch bei sich selber dulden.

Aber indem wir dies als das Endding betrachten, empfangen wir schon frühzeitig Winke, daß wir nicht hier stillstehen dürfen, daß wir vorwärts streben müssen, daß der herrlich eingerichtete Wohnsitz, den wir Natur nennen, nicht das Letzte ist. Erst leichte Fingerzeige, dann immer stärkere Winke und Mahnungen, die uns zuraunen, daß in der Natur nichts feststeht als der Tod, daß die Schöpfung auf Rädern geht und immer vorwärts rollt, immer in etwas Höheres überströmt, daß die Dinge nicht sind, was sie scheinen, daß die Chemie alles zusammen in Gas verwandeln kann. Der exakteste aller Naturforscher, Faraday, lehrte, daß wir, bei den Monaden oder ursprünglichen Elementen (den angenommenen kleinen Würfeln oder Prismen, aus *denen alle Dinge* aufgebaut sind) anlangend, gar keine

Würfel noch Prismen, noch Atome finden würden, sondern Kügelchen von Kraft. Es ward uns zugeflüstert, die Weltkugeln seien der Niederschlag einer feineren Substanz, ja es klang uns ein Wörtchen in's Ohr, das die Astronomie zur Spielerei macht; auch dies ist nicht das Letzte, sondern nur ein vorläufiger Nothbehelf; wir ahnen in der Chemie die Kraft und den Zweck: Kraft und Zweck beherrschen den Stoff bis zum letzten Atom. Gedanke überall; — überall der Stoff Ausdruck des Gedankens. Wie große Eroberer ihre Schiffe verbrannten, wenn sie an dem ersehnten Ufer gelandet waren, so hat das edle Haus der Natur, das wir bewohnen, nur zeitlichen Nutzen, und wir können eines Tages dahin gelangen, dasselbe zu verlassen. Die Endziele aller Dinge sind moralisch, also müssen es auch die Anfänge sein. Ob flüssig oder fest, jedes Ding ist in fortwährendem Wechsel begriffen, und ich glaube, der Reiz der Chemie liegt hauptsächlich in der Ueberzeugung, daß wir im Destillirkolben von der Materie selbst noch die gleiche Masse vor uns haben, nur ohne eine Spur der früheren Form; ebenso bei den thierischen Verwandlungen, z. B. bei Larve und Fliege, Ei und Vogel, Embryo und Mensch. Wir sehen, daß sich jedes Ding entkleidet und aus seiner alten Form in eine neue schlüpft, und daß nichts fest bleibt, als jene unsichtbaren Fäden, welche wir Gesetze nennen und an welche Alles geknüpft ist. Dadurch überzeugen wir uns, daß die Dinge *nur verschiedene* Namen und Gesichter tragen,

jedoch alle zu einer Familie gehören, daß die geheimen Fäden oder Gesetze ihre wohlbekannte Macht an jeder Spielart — sei es nun Thier, Pflanze oder Planet — bewähren, und das Interesse geht schrittweise von den Formen zu der darunter verborgenen Methode über.

Diese Andeutung, wenn auch noch so zart gegeben, wirft unsere Politik, unseren Handel, unsere Sitten und Ehen, ja selbst die Alltags-Auffassung der Religion und Literatur über den Haufen, weil diese alle auf die niedere Natur gegründet sind, d. h. auf die klarste und ökonomischste Weise, die materielle Welt, welche als das Letzte betrachtet wird, zu verwalten. Jedes auch noch so versteckte Zugeständniß, daß dies Alles nur ein Nothbehelf sei, setzt selbst den dumpfsten Sinn in Gährung — unser kleiner Junge kann es von seinen ersten schwankenden Schrittchen an nicht leiden, wenn man ihn zum Besten hat, er argwohnt gleich, er werde hintergangen — und durch diese Befürchtung ist Alles compromittirt, ist unter jeden Familientisch eine Pulvermine gelegt.

Aber indeß der Mensch bei näherer Betrachtung der Weltgesetze stutzt, wird seine Aufmerksamkeit durch die unabhängige Thätigkeit des Geistes, durch seine seltsamen Eingebungen und Gesetze erregt; er bemerkt eine gewisse Tyrannei in seinen eigenen Gedanken, welche ihre besondere Ordnung, Methode und Meinung haben, die von der Ordnung des gemeinen Verstands sehr verschieden ist.

Denken wir uns einmal gewisse gewaltige Strö-

mungen im Ocean, die ein Schiff mit solcher Kraft vorwärts trieben, daß kein noch so gewandter Steuermann mit dem besten Wind und aller Macht der Ruder, der Segel und des Dampfes auch nur im geringsten dagegen ankämpfen könnte, so wenig wie gegen den Niagarafall. Strömungen von solcher Unwiderstehlichkeit gibt es auch in den Gedanken — jenem feinsten und schwierigsten aller Gewässer, denn sowie ein Gedanke entspringt, so fragt er nicht mehr, welchem Hirn, welchem Vaterland, welcher Tradition oder Religion er angehört, sondern eilt wirbelnd in einer selbstgewählten Richtung weiter, nach dem Gesetz des Gedankens und nicht nach gemeinen Werkeltagsgesetzen oder den Statuten eines Provinzialcomité's. Er hat seine eigene Polarität. Ein solcher Wirbel oder eine solche Selbstdirection des Gedankens ist der Trieb, Aehnlichkeit, Verwandtschaft, Identität in allen Gegenständen zu suchen, und von da stammt unsere Wissenschaft von ihren rohsten bis zu ihren verfeinertsten Theorien.

Das elektrische Wort, das John Hunter vor hundert Jahren gesprochen — „gehemmte und fortschreitende Entwicklung" — das Wort, wodurch der Weg vom unsichtbaren Protoplasma aufwärts bis zu den höchsten Organismen gezeigt ward, gab den poetischen Schlüssel zur Naturwissenschaft. Seine Früchte sind die Theorien von Geoffroy St. Hilaire, Oken, Goethe, Agassiz, Owen und Darwin in der Zoologie und Botanik, und heute noch ist die Kraft dieses Winkes, der

auf Einheit und vollkommene Ordnung in allen Gesetzen der Physik hinweist, nicht erschöpft.

Der strengste Chemiker, der unerbittlichste Analytiker, der alles Andere außer den trockensten Thatsachen verachtet, kann nicht umhin, die poetische Curve der Natur einzuhalten, und sein Resultat ist gleich dem einer Dichtung von Theokrit. Alle Vielheit drängt, sich in Einheit aufzulösen; Anatomie und Osteologie weisen gehemmtes und fortschreitendes Emporsteigen in jeder Art nach, die niedrere Form deutet nach der höheren, die höhere nach der höchsten, vom Fluidum in einem elastischen Sack, vom Strahlenthier, Mollusken, Knochenthier, Wirbelthier — bis aufwärts zum Menschen, als ob die ganze animalische Welt nur ein anatomisches Museum wäre, um die Genesis der Menschheit darzulegen.

Wir haben also Identität des Gesetzes, vollkommene Ordnung in der Physik, vollkommenen Parallelismus zwischen den Gesetzen der Natur und den Gesetzen des Gedankens. In der Botanik haben wir das Gleiche, die poetische Erkenntniß der Metamorphose, — daß der Vegetationspunkt oder das Auge, welches die Einheit der Pflanze ist, nach Belieben in jeden Theil derselben, wie Blumenkrone, Blatt, Staubgefäß, Pistill oder Samen, verwandelt werden kann.

Welch nützliche Andeutung empfingen die Forscher im Gebiete der Geologie durch jenen Ast eines fossilen Baums im Besitz von Professor Playfair, der am einen *End völlig aus* Holz, am andern völlig aus mineralischer

Kohle bestand. Natürliche Gegenstände, die individuell geschildert werden und außer Zusammenhang stehen, sind noch nicht erkannt, denn in Wahrheit bilden sie, so gut wie die Worte eines Satzes, Theile eines symmetrischen Ganzen, und wenn ihre richtige Ordnung herausgefunden ist, kann der Dichter ihre göttliche Bedeutung so klar wie im Evangelium lesen. Jede animalische oder vegetabilische Form erinnert an die nächste untergeordnete und verkündet die nächste höhere.

Es gibt nur ein Thier, eine Pflanze, einen Stoff, eine Kraft. Die Gesetze des Lichts und der Wärme entsprechen einander, ebenso die des Schalls und der Farbe; deßgleichen sind Galvanismus, Elektricität und Magnetismus nur verschiedene Formen derselben Urkraft. Indem der Forscher diese ungeheure Einheit erwägt, bemerkt er, daß alle Dinge in der Natur, Thiere, Berge, Flüsse, Jahreszeiten, Holz, Eisen, Steine, Dampf — in geheimnißvoller Beziehung zu seinen eigenen Gedanken und seinem eigenen Leben stehen; ihr Wachsthum und Verfall, ihre Eigenschaft und ihre Anwendbarkeit gleichen ihm selber so merkwürdig in den einzelnen Theilen wie im Ganzen, daß er sich ihrer als Mittel zur Sprache bedienen muß. Seine Worte und Gedanken werden durch ihre Hilfe gebildet. Jedes Nennwort ist ein Bild. Die Natur gibt ihm, manchmal geschmeichelt, manchmal karrikirt, ein Abbild von jeder Stimmung und jedem Schatten in seinem Geist und Charakter. Die Welt ist ein ungeheures Bilderbuch

jeder Minute im menschlichen Leben. Jeder Gegenstand, den er erblickt, ist die Maske eines Menschen:

„Die Heimlichkeiten der Menschenbrust
Sie säuseln ihm in's Ohr,
Als wären's laute Winde",

denn das Weltall ist erfüllt von ihrem Echo.

Jede Uebereinstimmung, die wir zwischen dem Stoff und dem Geiste bemerken, läßt auf eine ältere und tiefere Substanz als diese beiden schließen. Wir sehen das Gesetz hindurchschimmern gleich dem Sinne einer halb übersetzten Ode von Hafis. Der Dichter, welcher am kühnsten damit spielt, rechtfertigt sich am besten — er ist der tiefste und frömmste. Die Leidenschaft leiht Augen, sie ist ein Vergrößerungsglas. Sonnette von Liebenden sind oft herzlich verrückt, aber sie haben gleichwohl ihren Werth für den Philosophen, so gut wie Gebete von Heiligen, wegen ihrer gewaltigen Symbolik.

Die Wissenschaft war falsch, weil sie keine Poesie hatte. Sie maßte sich an, ein Reptil oder Mollusk zu erklären, und isolirte es — was so viel heißt, als das Leben auf Kirchhöfen suchen. Reptil, Mollusk, Mensch oder Engel existirt nur im System, in Verwandtschaft. Der Metaphysiker, der Dichter allein sieht in jeder animalischen Form nur einen unvermeidlichen Schritt auf dem Pfad des schöpferischen Geistes. Der Indianer, der Jäger, der Knabe mit seinem Spielzeug besitzt dafür ein innigeres Verständniß als der Gelehrte. *Wir gebrauchen* den Schein der Logik, bis uns die Er-

fahrung in den Besitz der wirklichen Logik setzt. Der Dichter erkennt das fehlende Glied an der Freude, die er empfindet, es zu finden, der Dichter leiht uns unendliche Erfahrungen — wie ein Gott, der von Gipfel zu Gipfel schreitet und seine Füße nur auf Bergspitzen niedersetzt.

Die Wissenschaft weiß nicht, wie viel sie der Einbildungskraft schuldet. Goethe war der Ueberzeugung, daß es keinen großen Naturforscher ohne diese Eigenschaft geben könne, er war sich selbst ihrer Hilfe bewußt, die ihn zum Propheten unter den Gelehrten seiner Zeit machte. Dieses Sehvermögen gestattete ihm, dem Zoologen, dem Botaniker und dem Optiker kühne Winke zu geben.

Poesie.

Der primäre Nutzen einer Sache ist niedrig, der sekundäre, als ein Bild oder eine Darstellung des menschlichen Gedankens, ist erst der wahre Werth. Das Erste ist die Thatsache an sich, das Zweite ihr Eindruck, oder was wir davon denken. Daher ward die Natur einmal „eine Art gefälschter Vernunft" genannt. Meere, Wälder, Metalle, Diamanten, Fossilien interessiren das Auge, aber sie üben doch nur einen vorbereitenden oder weissagenden Reiz. Ihr Werth für den Intellekt tritt erst zu Tage, wenn ihre Bedeutung in der darin enthaltenen geistigen Wahrheit klar wird. Der Geist, von seinem *Gefühl* oder Gedanken durchdrungen, spiegelt

alles, was er anblickt, nach außen ab. Der Liebende wird durch jeden schönen Gegenstand an seine Geliebte erinnert, der religiöse Schwärmer sieht in jedem natürlichen Vorgang einen Grund zur Frömmigkeit, und durch die Bereitwilligkeit, mit der sich die Natur selbst für die Gedanken des Menschen hergibt, durch die Leichtigkeit, mit der ein Fluß, eine Blume, ein Vogel, Feuer, Tag und Nacht u. s. w. seine Schicksale ausdrücken können, gewinnt es den Schein, als ob die Welt nur ein verkleideter Mensch sei und uns in veränderter Form den ganzen Schatz ihrer Erfahrung darbringe. Wir können in lebhafter Unterhaltung keinen Satz sprechen ohne ein Gleichniß. Man denke an den unabläßigen Gebrauch des Wörtchens „Wie", — wie Feuer, wie ein Fels, wie Donner, wie eine Biene, „wie ein frühlingsloses Jahr". In der Unterhaltung sind tropische Ausdrucksformen geboten; nur sehr gewichtige Dinge gestatten eine ganz buchstäbliche Redeweise. Gott selber spricht nicht in Prosa, sondern macht sich uns durch Winke, Vorbedeutungen, Schlußfolgerungen und dunkle Aehnlichkeiten mit den uns umgebenden Dingen verständlich.

Nichts bezeichnet einen Menschen mehr, als sinnvolle Ausdrucksweise; ein bilderreicher Ausspruch erregt Aufmerksamkeit, man erinnert sich seiner und wiederholt ihn. Wie oft hat eine derartige Sentenz den Ruhm eines Menschen begründet. So war es mit den goldenen Sprüchen von Pythagoras, Sokrates, Mirabeau, Burke *und Bonaparte*. Der Genius übernimmt die Vermitt-

lung von einem Theil der Natur nach einem entlegeneren und verräth den Reim und das Echo, die zwischen Pol und Pol stattfinden. Ein phantasievoller Geist hängt an diesen Bildern und wünscht sie nicht gleich in prosaische Wirklichkeit übersetzt zu sehen, wie es Kinder verdrießt, wenn man ihnen zeigt, daß ihre Puppe Cinderella nichts ist als Fichtenholz und Lumpen. So will auch mein junger Student nicht wissen, was der Leopard, der Wolf oder Lucia in Dante's Hölle bedeuten, sondern läßt ihnen lieber ihren Schleier an. Man beobachte nur einmal das Entzücken der Zuhörer an einem Bild. Wenn eine bekannte Wahrheit oder Thatsache in einem neuen Gewand und gleich wie auf einem prächtigen Roß vor uns erscheint, das mit einem großen Paar wolkenanstrebender Flügel versehen ist, so können wir unsere Freude und Ueberraschung nicht genug aussprechen. Es ist als ob wir in einem ungeschätzten alten Besitzthum plötzlich einen neuen Werth entdeckt hätten, wie wenn ein Knabe bemerkt, daß sein Taschenmesser Feilspähne anzieht und eine Nadel aufhebt, oder wenn sich der alte Aufsteigblock im Hof als ein Herkules-Torso aus Phidias' Zeiten entpuppt. Lebhaftigkeit des Ausdrucks zeigt diese hohe Gabe an, auch wenn der Gedanke nicht sehr bedeutend ist, wie z. B. Michel Angelo, um die terra cotta zu rühmen, sagte: „Wenn diese Erde Marmor würde, dann wehe den Antiken!" Ein glückliches Symbol beglaubigt gewissermaßen, daß der Gedanke richtig ist. Mir wäre ein gutes Symbol

oder eine gute Analogie lieber als der Beifall Kant's oder Plato's. Wenn mein Leser oder Locke oder Montesquieu mir beistimmen, so kann ich trotzdem Unrecht haben, wenn aber die Ulme, das fließende Wasser, die glühende Kohle, wenn Krystalle und Mineralien in ihrer Weise dasselbe sagen, so muß es wahr sein. Demnach ist ein gutes Symbol der beste Beweisgrund und ein Missionär, um Tausende zu überzeugen. Die Vedas, die Edda, der Koran bleiben uns jedes durch sein glücklichstes Bild im Gedächtniß. Es gibt für die Menschen keine willkommenere Gabe als ein neues Gleichniß, denn dasselbe sättigt, entzückt und bekehrt sie. Sie machen sich damit vertraut, gebrauchen es in jeder Weise und haben hundert Jahre daran. Dann kommt ein neuer Genius und bringt wieder ein neues. So nannte die griechische Mythologie das Meer „die Thräne Saturn's". Die Heimkehr der Seele zu Gott ward bezeichnet als „eine Wasserflasche, die über dem Meer zerbrochen wird". Der heil. Johannes gab uns das christliche Gleichniß von den „Seelen, die im Blute Christi gebadet sind". Der betagte Michel Angelo sagte, als er von seinem noch wie in der Knabenzeit fortgesetzten Studium sprach: „Ich trage meinen Schulranzen noch immer." Machiavell bezeichnet das Papstthum als einen „Keil, der in das Fleisch Italiens eingetrieben ist, um die Wunde offen zu halten". Als das Parlament debattirte, wie Amerika zu besteuern sei, rief Burke: „Scheeret den Wolf!"

Unser Redner in Kentucky sagte von einem Streit mit seinem Gefährten: „Ich zeigte ihm den Rücken meiner Hand," und unser Sprichwort von dem höflichen Soldaten lautet: „Eine Eisenhand in einem Sammethandschuh."

Der Glaube, daß der höhere Nutzen der materiellen Welt darin bestehe, uns Typen oder Bilder zu liefern, um die Gedanken des Geistes auszudrücken, ward durch die Hindus zu seinem logischen Extrem getrieben, denn diese haben, Buddha folgend, als Kerndoctrin ihrer Religion den Satz aufgestellt, daß die äußere Welt, die wir Natur nennen, keine wirkliche Existenz habe, sondern nur eine Erscheinung sei: Jugend, Alter, Beschaffenheit, Eigenthum, Ereignisse, Personen, ja das eigene Ich sind stufenweise Majas (Täuschungen), durch welche Wischnu die Seele bethört und unterrichtet. Ich sehe indische Bücher als die besten Turnübungen für den Geist an. Man könnte beinahe sämmtliche europäische Bibliotheken durchstudiren, ohne auch nur eine Ahnung von dem Schwung dieser gigantischen Waffe zu bekommen; diese Orientalen dagegen gehen mit Welten wie mit Kieseln um.

Denn der Werth eines Bildes liegt darin, daß der Hörer selber eines ist, und wirklich ist die Natur selbst ein großes Bild und alle besonderen Naturen sind Bilder. Wie der Vogel sich auf den Zweig niederläßt, um dann wieder in die Lüfte zu tauchen, so halten die Gedanken Gottes auch nur einen Augenblick in

irgend einer Form still. Alles Denken ist Analogisiren, und der Nutzen des Lebens besteht im Erlernen der Metonymie. Das unaufhörliche Ueberströmen eines Elements in neue Formen — die endlose Metamorphose — erklärt den Rang, den die Imagination im Verzeichniß der geistigen Kräfte einnimmt. Die Imagination durchdringt diese Formen, der Dichter achtet alle Erzeugnisse und Veränderungen der Natur als Nomina der Sprache und gebraucht sie bildlich, da ihn ihr tieferer Sinn zu sehr anspricht, um viel nach ihrer Urbedeutung zu fragen. Jeder neue so betrachtete Gegenstand erweckt eine angenehme Ueberraschung. Die Eindrücke, welche auf die Imagination stattfinden, bilden die großen Ereignisse im menschlichen Leben: das Buch, die Landschaft, oder die Persönlichkeit, die für Aug' und Ohr nicht auf der Oberfläche stehen blieb, sondern bis zum innersten Sinn durchdrang, regt uns auf und wird nie vergessen. Beim Spazierengehen, wie beim Arbeiten oder Plaudern, fragt sich's nur, wie oft diese geheimnißvolle Saite angeschlagen wird, wie viele Diameter mittendurch vom Stoff zum Geist gezogen werden, denn wer ein Naturgesetz verkündet, der entdeckt, daß er ein Geistesgesetz verkündet hat. Chemie, Geologie und Hydraulik sind sekundäre Wissenschaften. Die Theorie der Atome ist nur ein innerer Prozeß oder die Wirkung einer vorhergegangenen metaphysischen Theorie. Swedenborg sah in der Schwerkraft nur das Aeußere der unwiderstehlichen Anziehung von Glauben und Liebe.

Berge und Meere glauben wir zu verstehen — ja, so lang sie nur solche sind und dem Geologen zufallen; wie aber, wenn sie in den Prometheischen Schmelztiegel gegossen werden und als Menschen herauskommen, dann nochmals umgeschmolzen, als Worte, unvermindert, nur in erhöhter Kraft! —

In der Dichtkunst räumen wir ein, daß wir das Wunder verlangen. Die Biene fliegt unter den Blumen herum, um Münze und Majoran zu sammeln, und schafft ein neues Produkt, das weder Münze noch Majoran ist, sondern Honig; der Chemiker mischt Hydrogen und Oxygen, um ein neues Erzeugniß herzustellen, welches keines von beiden ist, sondern Wasser; und der Dichter lauscht der Unterhaltung und betrachtet alle Gegenstände der Natur, um nicht sie, sondern ein neues, weit überragendes Ganze zurückzugeben.

Die Dichtkunst ist das beständige Bestreben, den Geist der Dinge auszudrücken, über den rohen Körper hinauszugehen, und das Leben und die Vernunft, die seine Entstehungsursachen sind, zu suchen. Sie sieht, wie der Gegenstand sich verflüchtigt, während der Geist oder die Nothwendigkeit, die ihn geschaffen, bleibt. Ihr wesentliches Kennzeichen ist jene lebendige Geistesthätigkeit, die sich in neuen Anwendungen der Dinge und Bilder, in der übernatürlichen Raschheit der Wahrnehmung von Beziehungen ausspricht. Jedes Wort wird ihr zum Gedicht. Sie ist eine Geistesgegenwart, die eine wunderbare Herrschaft über alle Mittel besitzt,

welche dazu dienen, den Gedanken und das Gefühl des Augenblicks auszudrücken. Der Dichter häuft auf eine einzige Stunde eine solche Fülle von Leben, daß sein Nachbar siebzig Jahre lang mehr als genug daran hätte.

Der Ausdruck „Genius", wenn emphatisch angewandt, schließt den Begriff Einbildungskraft, Anwendung von Symbolen, figürliche Redeweise ein. Eine tiefe Einsicht wird stets wie die Natur ihre Gedanken durch ein Ding aussprechen. Sowie der Mensch ein Prinzip beherrscht und seine Thaten in Uebereinstimmung damit sieht, so erbieten sich Felder, Wasser und Himmel, seine Gedanken in Bilder zu kleiden. Dann kann ihn Jeder verstehen; der Parther, der Meder, der Chinese, der Spanier und Indier hört seine eigene Sprache. Denn er kann jetzt Symbole von universeller Bedeutung finden, die leicht in jeden Dialekt zu bringen sind, gleichwie ein Maler, ein Bildhauer, ein Musiker, jeder auf seine Weise, das gleiche Gefühl des Aergers, der Liebe oder Frömmigkeit auszudrücken vermag.

Der Gedanken sind wenige, der Formen viele, sie sind das große Wörterbuch oder der buntfarbige Rock der dürftigen Einheit. Die Gelehrten sind schwatzhaft und eitel, aber man komme ihnen mit Prinzip und Definition, und sie werden stumm und kurzsichtig. Was ist Bewegung? Was ist Schönheit? Was ist Stoff? Was ist Leben? Was ist Kraft? Man rücke ihnen hart zu Leibe, und sie werden nicht mehr geschwätzig sein. Sie werden sich zu Plato, Proclus und Swedenborg

flüchten. Das Unsichtbare und Unwägbare ist das einzig Thatsächliche. Warum wird Veilchen-Erde nicht zu Moschus? Was ist die Grenze der immer strömenden Metamorphose? Ich weiß nicht, was die Unterbrechungen sind, ich sehe nur, daß eine verschlingende Einheit Alles in das Unwandelbare verwandelt.

Die Thätigkeit der Imagination ist stets von reinem Entzücken begleitet. Sie setzt die ganze Natur in Taumel, und besitzt eine Flöte, die jedes Atom unseres Körpers zum Tanze zwingt. Unser unbestimmtes Maß ist ein süßes Geheimniß, das sie uns enthüllt. Die Berge verlöschen und fließen in die Luft. Wenn ein echter Dichter von Bildern übersprudelt, die seine hohen Gedanken ausdrücken, so scheint seine ganze Gestalt vor unsern bezauberten Augen zu wachsen. Und so beginnt jene Vergötterung, die alle Nationen mit ihren Helden — sowohl Heiligen als Dichtern, Gesetzgebern und Kriegern, getrieben haben.

Imagination.

Während der gemeine Verstand die Dinge oder die sichtbare Natur als wirkliche, endgiltige Thatsachen betrachtet, ist die Dichtkunst oder die Imagination, aus der sie entspringt, ein zweites Gesicht, das diese durchblickt und sie nur als Bilder oder Worte für Gedanken, die sie bedeuten, benützt. Oder ist dieser Glaube eine metaphysische Grille unserer modernen Zeit und viel zu

raffinirt? Im Gegentheil, er ist so alt, wie der menschliche Geist selber. Unsre beste Definition der Dichtkunst ist eine der ältesten und stammt von dem Chaldäer Zoroaster her, der sie folgendermaßen aussprach: „Dichter sind die Vermittler, deren Beruf es ist, mit dem Vater und dem Stoff zu sprechen, indem sie sichtbare Nachahmungen unsichtbarer Naturen hervorbringen und unsichtbare Dinge in dem sichtbaren Bau der Welt bezeichnen." Das heißt mit andern Worten: die Welt ist für den Gedanken da, sie ist da, um Verborgenes an's Licht zu bringen. Berge, Krystalle, Pflanzen und Thiere sind dem Auge zugänglich, aber Das, was sie erschafft, entzieht sich dem Blick, diese sind also die „sichtbaren Nachbildungen unsichtbarer Naturen." Bacon drückte denselben Sinn in folgender Definition aus: „Die Poesie paßt den Schein der Dinge den Wünschen des Geistes an", und Swedenborg meint das Nämliche, wenn er sagt: „Es ist nichts im menschlichen Gedanken vorhanden, selbst wenn er sich auf die geheimnißvollste Glaubenslehre bezieht, das nicht mit einem natürlichen und sinnlichen Bild verbunden wäre." Und ferner: „Namen, Länder, Nationen und dergleichen sind den Bewohnern des Himmels durchaus nicht bekannt; sie haben keinen Begriff von solchen Dingen, sondern nur von den Wirklichkeiten, die dadurch bezeichnet werden." Ein Symbol reizt jederzeit den Intellekt, daher ist Poesie stets die beste Lectüre. Es ist das eigentliche Ziel der Imagination, uns in einer andern, in einer himmlischen Natur einzubürgern.

Diese Macht liegt im Bild, weil sie in der Natur liegt; es wirkt so, weil es so ist. All das Wunderbare in Swedenborg ist keineswegs seine Erfindung, sondern nur seine außergewöhnliche Wahrnehmungsgabe — er war gezwungen, es so anzusehen. Die Welt verwirklicht den Geist. Besser als Bilder ist, durch sie hindurchzusehen. Die Wahl des Bildes ist nicht willkürlicher, als die Macht und die Bedeutung desselben. Die Wahl ist vom Verhängniß vorgeschrieben. Vollkommene Poesie ist die einzige Wahrheit; sie ist die Sprache des Menschen für das Wirkliche, nicht für das Scheinbare.

Oder sollen wir sagen, die Einbildungskraft verdanke ihr Dasein ihrem Antheil an den ätherischen Strömungen? Der Dichter betrachtet die Central-Identität, er sieht sie bald diesen, bald jenen Weg durch die entferntesten Dinge mit göttlichen Wogen fluthen und strömen, und kann, wenn er ihr folgt, noch nie erkannte wesentliche Gleichnisse in der Natur entdecken. Er kann sie so kühnlich klassificiren, weil er die Macht des himmlischen Stromes empfindet, dem sich nichts entziehen kann. Sein eigener Körper ist eine flüchtige Erscheinung — seine Persönlichkeit so duftig wie das Bild, das er gebraucht. In gewissen Stunden können wir fast durch uns selbst hindurchsehen. Ich glaube, der Nutzen und Werth der Poesie besteht darin, daß sie auf den Fluß oder die Verflüchtigungsfähigkeit des Dichters hinweist. Der Geist schwelgt darin, sich so mit dem Stoff

und der Geschichte zu messen und beides zu verachten. Der Gedanke, irgend ein Gedanke, verfolgt, gedrängt, aufgeschlossen, läßt uns Stoff, Gewohnheit, überhaupt Alles, außer sich selbst, zwerghaft erscheinen. Doch muß dieses zweite Gesicht nicht nothwendigerweise den primären oder gemeinen Verstand beeinträchtigen. Pindar und Dante, ja selbst die altersgrauen Sprüche des Zoroaster können aufgelöst werden, wiewohl wir sie nicht auflösen. Der Poet besitzt eine Logik, wenn sie gleich eine sehr feine ist. Er befolgt höhere Gesetze, als die sind, die er übertritt. „Die Poesie soll vor Allem vernünftig sein, obwohl sie etwas weit Besseres ist."

Diese Vereinigung des ersten und zweiten Gesichts findet zum Zweck des Vergnügens und des moralischen Nutzens statt. Der Mensch besitzt Einbildungskraft, aber sie überwältigt ihn nicht bis zu dem Grad, daß er ihre Einflüsterung mit den äußeren Thatsachen verwechselt. Wir leben in beiden Sphären und dürfen sie nicht vermengen. Der Genius bezeugt seine absolute Herrschaft über einen Gedanken dadurch, daß er ihn in eine Thatsache übersetzt, welche ihn vollkommen darstellt. Dadurch wird er Erziehung. Charles James Fox nannte die Poesie „das große Labsal des menschlichen Geistes und das einzig Wirkliche" und sagte, „die Menschen haben ihre geistigen Anlagen erst daran erkannt, daß sie Poesie trieben und Geschmack daran fanden".

Der Mensch schweift unruhig und bekümmert um-

her, wenn seine Verhältnisse und seine Umgebung nicht völlig mit seinem Innern harmoniren. Er wünscht sich reich, alt, jung oder mächtig zu sehen. Im Ocean, im Feuer, im Himmel, in den Wäldern findet er Dinge, die ihm angemessen und so groß sind, wie er. Gleich wie seine eigenen Gedanken tiefer sind, als er ergründen kann, so auch diese. Es ist leichter Sanskrit zu lesen und Keilschrift zu entziffern, als diese dem Blick so vertrauten Gegenstände zu deuten. Es ist schon viel, sie nur zu benennen. So sind Thomson's „Jahreszeiten" und die besten Stellen mancher alten und neuen Dichter nichts als einfache Aufzählungen eines Geistes, der die Schönheit der gewohnten Schauspiele und Klänge empfand, ohne einen Versuch zu machen, eine Moral daraus zu ziehen oder einen Sinn damit zu verbinden.

Der Dichter entdeckt, daß, was der Mensch als Substanz schätzt, einen höheren Werth als Symbol besitzt, daß die Natur der ungeheure Schatten des Menschen ist. Die Handlungen eines Menschen sind nur ein Bilderbuch seines Glaubensbekenntnisses. Er handelt nach seinem Glauben. Deine Lage und deine Beschäftigung sind die Erzählung von „Dir". Die Welt ist durchaus anthropomorphisirt, als ob sie durch den Geist und Körper des Menschen hindurch gegangen wäre, um seine Form und Gestalt anzunehmen. Wahrlich, gute Poesie ist immer eine Personifikation und erhöht jede Art von Kraft in der Natur, indem sie ihr ein mensch-

liches Wollen gibt. Wir erfahren, daß es nichts gibt, zu dem der Mensch nicht in Beziehung steht, daß jedes Ding in jedes andere verwandelt werden kann. Der Stab in seiner Hand ist der radius vector der Sonne. Die Chemie des einen ist auch die Chemie des andern. Was wir auch thun, was wir auch lernen mögen, wir thun und lernen Alles — wir schreiten in der Richtung der universellen Macht vorwärts. Jeder gesunde Sinn ist ein wahrer Alexander oder Sesostris, der eine Weltmonarchie errichtet.

Die Sinne halten uns gefangen und wir helfen ihnen noch mit dem beschränkenden Maß — mit Wage, Uhr und Zollstab nach. Wie lang währte es, bis man herausfand, was der Tag eigentlich ist, und was die Sonne, welche die Tage macht. Es dauerte Jahrtausende, bis den Menschen nur eine Ahnung von der Bewegung der Erde aufstieg. Langsam, durch Zusammenstellung von vielen tausend Beobachtungen, dämmerte endlich in einem Kopfe eine Sonnentheorie auf — und man fand die astronomische Thatsache. Aber die Astronomie gehört dem Geiste an, die Sinne behaupten im Gegentheil, die Erde stehe still und die Sonne drehe sich. Die Sinne sammeln die oberflächlichen Eindrücke der Materie, dann setzt sich der Intellekt in Bewegung und erlangt von diesem rohen Rapport Resultate, welche das Wesen oder die intellektuelle Form der Erfahrungen sind. Er vergleicht, vertheilt, verallgemeinert und erhebt sie in seine eigene Sphäre. Er weiß, daß diese umgeformten

Resultate nicht die rohen Erfahrungen sind, wie die Seelen im Himmel auch nicht die rohen Körper sind, welche sie einst belebt haben. Viele Verwandlungen sind mit jenen vorgegangen. Die Atome des Körpers waren erst Nebel, dann Fels, dann Lehm, dann Korn, dann Chymus (Speisebrei), dann Chylus (Nahrungssaft), dann Blut, und jetzt sieht der beschauende und mitschaffende Geist die täglichen Ereignisse, die ihm von den Sinnen mitgetheilt werden und die so das Rohmaterial der Erkenntniß bilden, zur dritten, siebten und zehnten Potenz emporsteigen. Anfangs waren sie Empfindung, dann kam das Gedächtniß hinzu und sie wurden zur Erfahrung, dann setzte sich der Geist in Thätigkeit und sie wurden zur Erkenntniß, und als sie der Geist als Erkenntniß handhabte, wurden sie zum Gedanken.

Diese Metonymie oder Erkenntniß desselben Sinns in so verschiedenen Dingen gewährt ein reines Vergnügen. Wenn sie gleich millionenmal eintritt, finden wir doch jedesmal wieder einen Reiz in der Metamorphose, sie entlockt uns hellen Jubel. So weit sind alle Menschen Dichter. Wenn mir Einer sagt, er finde keinen Geschmack an der Poesie und mir Shelley oder Aikin's Gedichte oder sonst Gott weiß was für Bände gereimtes Englisch bringt, um mir zu zeigen, daß kein Reiz darin liege, so bin ich ganz seiner Ansicht. Aber dieses Mißfallen an den Gedichten beweist gerade sein Wohlgefallen an der Dichtkunst. Denn er findet Geschmack an Aesop und vergißt ihn gewiß nicht, er liebt

Homer's Ilias, und wenn man ihm den Cid bringt, so gesteht er ein, daß die Verse trefflich klingen; man lese ihm aus Chaucer vor und er nennt ihn einen braven Kerl. „Lear", „Macbeth" und „Richard III." kennt er schon recht gut ohne Führer. Man gebe ihm die Balladen von Robin Hood oder „Griselda" oder „Sir Andrew Barton" oder „Sir Patrick Spense" oder „Chevy Chase" oder „Tam O'Shanter" und das Alles gefällt ihm recht gut. Er liebt ferner Statuen, er liebt die Namen der Sterne, er spricht und hört gern von Jupiter, Apollo, Minerva, Venus und den neun Schwestern. Somit liebt er die Poesie, ohne sie als solche zu kennen. Er geht gern in's Theater und läßt sich rühren. Wenn er in Faneuil-Hall*) ist und Otis', Webster's, Kossuth's oder Phillips' Lehren lauscht, wie geht ihm da das Herz auf, wie strömen ihm die Augen über, wie wird sein enger Horizont erweitert! Er sieht gern den Sonnenuntergang auf einem Hügel oder am Seeufer. Nun, ich denke, eine Kuh blickt nicht nach dem Regenbogen, noch zeigt sie das geringste Interesse an der Landschaft oder am Schlag der Drossel.

Die Natur ist die echte Idealistin. Wenn sie uns am nächsten tritt, wenn sie in seltenen Stunden zu der Imagination spricht, so fühlen wir, daß der unermeß-

*) Ein Saal in Boston, worin Reden und Vorlesungen gehalten werden.

Anmerk. d. Uebers.

liche Horizont nichts ist, als ein um uns hergezogenes Netz, daß Licht, Himmel und Berge nur die gemalten Wandlungen der Seele sind. Wer hat je in der Kirche unsern Choral gehört, ohne seine Wahrheit anzuerkennen: —

„Wie über uns die Monde sich vollenden,
Den ‚Wechsel ihres Segens' uns zu spenden."

Freilich, wenn wir den Menschen als Dichter schildern und ihm den Triumph der Kunst zuerkennen, so sprechen wir von dem möglichen, dem idealen Menschen, wie man ihn jetzt in keiner einzelnen Person verkörpert sieht. Man muß eine Stadt oder eine Nation durchgehen und da und dort die verschiedenen Talente sammeln, um den wahren Dichter daraus zusammenzusetzen. Und doch, sowie das Bild fertig ist, kennt es Jedermann, und es ist ein Religionssatz, an seine mögliche Fleischwerdung zu glauben.

Er ist der gesunde, der weise, der fundamentale, der männliche Mann, der Seher des Geheimnisses; allem Schein entgegen sieht und berichtet er das Wahre, daß nämlich die Seele den Stoff erschafft. Und die Poesie ist die einzige Wahrheit, der Ausdruck eines gesunden Sinns, der das Ideale und nicht das Scheinbare ausspricht. Als Kraft ist sie die Erkenntniß des symbolischen Charakters aller Dinge und die Auffassung derselben als bildliche Darstellung; als Talent ist sie die magnetische Treue eines Bildes und thut durch die Behandlungsweise dar, daß dieses Gedankenpigment

dem Dichter handgreiflich und objektiv ist, wie der Boden, auf dem er steht, und die Mauern der Häuser um ihn her. Eine solche Fähigkeit offenbart sich in Dante und Shakespeare. In einigen Menschen erreicht dieser Einblick oder dieses zweite Gesicht einen außerordentlichen, wahrhaft staunenerregenden Grad, wie z. B. in Böhme, Swedenborg und dem Maler William Blake.

William Blake, dessen ungewöhnlicher Genius Wordsworth, wie er sagte, mehr interessirte, als die Unterhaltung Scott's oder Byron's, schreibt Folgendes: „Wer nicht in stärkeren und besseren Linien und in stärkerem und besserem Licht erfindet als es diesem sterblichen Auge zugänglich ist, der erfindet überhaupt nicht. Der Maler dieses Werks bezeugt, daß ihm seine Imagination immer unendlich vollkommener und schärfer organisirt erschien, als irgend etwas, das er mit seinem leiblichen Auge gesehen hat. . . . Ich mache für mich geltend, daß ich die äußere Schöpfung nicht ansehe, und daß mir dieselbe nur hinderlich, nicht förderlich wäre. Ich befrage mein körperliches Auge so wenig, als ich ein Fenster wegen einer Aussicht befragen würde, denn ich sehe durch dasselbe, nicht mittelst desselben."

Es ist ein Problem der Metaphysik, das Gebiet von Phantasie und Einbildungskraft zu definiren. Häufig werden die Worte angewendet und die Begriffe verwechselt. Die Einbildungskraft respektirt die Sache, sie ist die Vision einer inspirirten Seele, die in der ganzen

Natur die Beweisgründe und Bestätigungen dessen liest, was sie sich zu sagen gedrungen fühlt. Aber sobald diese Seele ein wenig in ihrer Verzückung nachläßt und in Muße, zu ihrem Vergnügen, nicht zum moralischen Zweck, mit den Gleichnissen und Bildern spielt, nennen wir ihre Thätigkeit Phantasie. Lear, im Wahnsinn seines Jammers, denkt, jeder Leidende müsse vom selben Schicksal betroffen sein wie er:

„Was? Brachten ihn die Töchter bis so weit?"

(Voß.)

Aber sowie seine Aufmerksamkeit abgelenkt wird, so ruht sein Geist von diesem Gedanken aus, er wird phantastisch mit Tom und spielt mit den oberflächlichen Aehnlichkeiten der Gegenstände. Bunyan, im Schmerz um seine Seele, schrieb „des Pilgers Erdenwallen", und Quarles, nachdem er ganz kühl geworden war, die „Sinnbilder".

Die Einbildungskraft strebt nach innen, die Phantasie hingegen hält sich auf der Oberfläche, auf der ein großer Theil des Lebens liegt. Phantasie ist ein Act des bewußten Willens, Imagination ein spontaner Act; die Phantasie ein Spiel gleichsam mit Püppchen, die wir Männer und Frauen zu nennen belieben, die Imagination die Wahrnehmung und Bestätigung einer wirklichen Verwandtschaft zwischen einem Gedanken und einer materiellen Thatsache. Die Phantasie versammelt und häuft an, die Einbildungskraft belebt. Die Einbildungskraft wendet eine organische Klassifikation an, die Phantasie stellt nach zufälligen Aehnlichkeiten zusammen

und überrascht und unterhält den Müßigen, verstummt aber angesichts einer großen That oder Leidenschaft. Phantasie ist mit der Farbe verwandt, Imagination mit der Form. Phantasie malt, Einbildungskraft meißelt in Marmor.

Wahrhaftigkeit.

Ich wünsche deßhalb nicht, daß mein Dichter an dem Feste, das er gibt, nicht auch theilnehmen, oder daß er mich durch etwas entzünden oder ergötzen soll, das ihn nicht auch selber entzündet oder ergötzt. Er muß selbst an seine Dichtung glauben. Homer, Milton, Hafis, Herbert, Swedenborg, Wordsworth sind inniglich verliebt in ihre süßen Gedanken. Zudem wissen sie, daß dieser Zusammenhang der Dinge mit den Gedanken viel tiefer ist, als sie ergründen können, daß er sich überhaupt gar nicht angemessen ausdrücken läßt, daß er elementarisch ist, im Mark der Dinge sitzt. Daher verlangen wir vom Dichter Wahrhaftigkeit — er soll uns sagen wie ihm geschah, und nicht was allenfalls gesagt werden könnte. Der Fehler unserer Volkspoesie liegt in ihrem Mangel an Aufrichtigkeit.

„Was gibt's Neues?" fragt überall Einer den Andern. Der Einzige, der Neues erzählen kann, ist der Poet. Wenn er seinen Gesang anhebt, so lauscht die Welt in der Ueberzeugung, daß jetzt ein göttliches Geheimniß erschlossen wird. Echte poetische Inspiration

führt zu einer feineren und vollkommeneren Empfindung — sie durchdringt die äußere Thatsache bis zu ihrem innersten Sinn, sie zeigt einen schärferen Einblick und die Erkenntniß gibt den stärkeren Ausdruck ein, gleichwie ein Mensch, der seinen Weg sehen kann, denselben wandelt.

Es ist eine Erfahrung in der Redekunst, daß im Augenblick, wo der Redner die Herrschaft über seine Zuhörer verliert, seine Zuhörer ihn zu beherrschen anfangen. So läßt in der Dichtkunst der Meister seinen Gedanken freien Lauf, und Worte und Bilder fliegen ihm zu, um ihm den Ausdruck zu leihen, während kältere Gemüther genöthigt sind, auf den Ausdruck Rücksicht zu nehmen, und um der Armuth oder Laune ihrer Sprache willen die Sache selbst nur verdeckt anbringen, so daß sie den Stoff blos von fern andeuten, unfähig, ihre Worte und Bilder zu flüssigem Gehorsam zu schmelzen und zu modeln. Dagegen sehe man, wie Shakespeare sogleich mit dem Hauptproblem der Tragödie ringt: wie in „Lear", in „Macbeth", im Anfange des „Kaufmann von Venedig".

Alle Schriften müssen bis zu einem gewissen Grade exoterisch sein, für ein menschliches „Sollte" oder „Wollte" anstatt für das unabänderliche „Ist" geschrieben. Dies gilt sebst für die tüchtigsten und aufrichtigsten Schriftsteller. Jeder Autor ist ein Schlittschuhläufer und geht zum Theil dahin, wo er zu gehen beabsichtigt, und zum Theil dahin, wohin ihn seine Schlittschuhe

führen; oder ein Schiffer, der nur da landen kann, wo sich die Segel blähen. Und doch muß ich beifügen, daß hohe Poesie den Stoff oder die Natur selbst verschönert, ebenso wie Schlittschuhe dem guten Schlittschuhläufer weit mehr Grazie der Haltung gestatten, als er beim besten Gang entfalten könnte. Der Dichter schreibt aus wirklicher Empfindung, der Dilettant heuchelt eine. Natürlich spannt darum auch der Eine den Bogen mit den Fingern, der Andere wendet seine ganze Körperkraft dazu an, der Eine spricht mit den Lippen, der Andere mit einer Bruststimme. Talent ergötzt immer, aber wenn der Vers keine nothwendige, autobiographische Grundlage besitzt, so mag er meinetwegen ein noch so heiteres poetisches Gewand tragen, ich habe keine Lust, meine Zeit damit zu vergeuden.

Denn Poesie ist Glauben. Dem Dichter ist die Welt jungfräulicher Boden, er findet Alles brauchbar, die Menschen sind zur Tugend bereit, und es ist immer Zeit, recht zu handeln. Er ist ein wahrhafter Wiederanfänger, Adam im Paradies. Er behauptet die Anwendbarkeit des idealen Gesetzes auf den gegenwärtigen Augenblick und die gegenwärtige Verwicklung. Gewöhnliche Sterbliche, Juristen und Weltmenschen werden stets eine solche Anwendung als romantisch und gefährlich bekämpfen; sie lassen die allgemeine Wahrheit gelten, aber sie stellen in ihren Angelegenheiten immer einen Ausnahmsfall auf. Freihandel, räumen sie ein, ist recht gut im Prinzip, aber er kann nie eingeführt werden, ohne

thatsächliche Interessen zu beeinträchtigen. Sittenreinheit, geben sie zu, ist etwas Herrliches, aber man bedenke Mirabeau's leidenschaftliches Temperament! Ewige Gesetze, die keine Uebertretung gestatten, sind recht gut, aber die Zeiten und Sitten waren so außergewöhnlich, daß man Wunder gelten lassen muß, — denn die Zeiten waren darnach. Freilich, wir können's nicht leugnen, Legenden findet man bei allen Volksstämmen, aber mit dieser Legende ist es nun einmal anders. Und so hält der Poet durchweg die Gesetze aufrecht, während sich die Prosa mit den Ausnahmen zu thun macht, — dem Lokalen und Individuellen.

Ich beanspruche von einem Gedicht einen solchen Eindruck, daß mir, wenn ich das Buch weggelegt habe, der Inhalt oder einzelne Stellen desselben in der Erinnerung bleiben. Die Kritik des Gedächtnisses ist unschätzbar als Berichtigung der ersten Eindrücke. Wir werden zuerst von neuen Worten und prächtigen Farben geblendet, welche die Phantasie beschäftigen und das Urtheil bestechen. Aber Alles das ist gleich vergessen. Später fällt uns der Gedanke — das glückliche Bild, das ihn ausdrückte und eine wirkliche Empfindung des Dichters war — wieder ein und treibt uns, dem Buch nochmals nachzugehen. Der Dichter sollte stets diese Gewohnheit des Lesers im Auge haben und Alles bis auf die bedeutenden Stellen weglassen. Shakespeare besteht aus lauter bedeutenden Stellen wie ein Damascenerstahl aus lauter alten Nägeln. Man höre Homer:

„Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu erretten."
und ferner: (Voß.)

„Auf denn, heilen wir uns, denn heilbar sind die Herzen der Edlen! (Voß.)

Schreibe, damit ich dich kennen lerne; der Styl verräth den Menschen wie seine Augen. Wir entdecken sofort, ob der Schreiber einen festen Griff hat, ob er im Augenblick allein für seinen Gegenstand vorhanden ist, oder ob er ein Auge entschuldigend und abbittend auf den Leser gerichtet hält. In gleichem Maß wie er den Gedanken beherrscht, sieht er über die Meinung des Lesers weg. Wer klar die Wahrheit vor Augen hat, sucht nicht lang nach Worten und findet deßhab gleich das richtige.

Flug des Gedankens gehört zu einem Gedicht und ist besser als jede Kunst der Ausführung, — und doch, welch seltene Erscheinung! Ich finde ihn in den Gedichten von Wordsworth — „Laodamia", „Ode an Dion" und im Plan zu dem „Einsiedler". Wir verlangen einen Aufschwung, und können es den Dichtern nicht verzeihen, wenn sie nur die Schmelzmalerei verstehen. Wir wollen einen Architekten, und sie bringen uns einen Tapezierer.

Wenn dir dein Gegenstand im Augenblick der Eingebung nicht als die Blume der Welt erscheint, so war er schlecht gewählt. Sei er nun heiter oder erhaben, national oder individuell — wenn er natürliche Anziehungskraft für dich hat, lasse nicht ab, bis du in sein innerstes *Herz gedrungen* bist, dann wird er, ob er einen Spatz

oder ein Spinnengewebe betrifft, das Centralgesetz so vollkommen darstellen, und alle tragische oder heitere Beleuchtung so gut erregen können, als wäre es das Buch der Genesis oder das Buch des jüngsten Gerichts. Auf den Gegenstand — um es wieder und immer wieder zu sagen — kommt es nicht an. Jedes Wort, jeder Umstand wird poetisch unter den Händen eines höheren Gedankens.

Der Maßstab und Prüfstein des poetischen Genie's ist die Fähigkeit, die Poesie aus den alltäglichen Erscheinungen herauszulesen, die heutigen Verhältnisse dichterisch zu schmelzen, nicht Scott's oder Shakespeare's alte Fabeln wieder aufzuwärmen, sondern die des neunzehnten Jahrhunderts und der bestehenden Nationen in allgemeine Symbole umzusetzen. Es ist leicht, die Mythologie der Griechen oder der katholischen Kirche darzustellen: das Feudalschloß, die Kreuzzüge, das Märtyrerthum des mittelalterlichen Europa; aber es gehört ein feiner und mächtiger Gedanke dazu, um nachzuweisen, wie derselbe schöpferische Trieb jetzt in unseren eigenen Häusern und öffentlichen Versammlungen thätig ist, und um die lebendigen Kräfte, die zu dieser Stunde in New-York, Chicago und San Francisco schaffen und wirken, in allgemeine Symbole zu bringen. Es ist kindisch von Swedenborg, daß er sich mit dem Moder des hebräischen Alterthums beschwert, als ob die göttliche Schöpfungskraft in seinem eigenen Jahrhundert erloschen wäre. Das amerikanische Leben braust täglich um uns her *und findet* doch so schwer Einen, der ihm

Worte leiht. Dieſes Verſtändniß für die Mitwelt iſt eine Transſubſtantiation, eine Verwandlung des täglichen Brods in die heiligſten Symbole, und jeder Menſch wäre ein Dichter, wenn ſeine geiſtige Verdauung vollkommen wäre. Der Prüfſtein des Dichters iſt die Macht, den vorbeiziehenden Tag mit all' ſeinen Neuigkeiten, Freuden und Sorgen, wie er ſie ſelber mitempfindet, feſtzuhalten und zu einer göttlichen Urſache emporzuheben, bis er ſeinen Zweck, ſeine Schönheit und ſeine Beziehung zur Aſtronomie und Geſchichte und zu der ewigen Weltordnung erkennt. Dann grünt der dürre Zweig in ſeiner Hand, und er ſelbſt fühlt ſich beruhigt und erhoben.

Der Werth von Gelegenheitsgedichten beſteht darin, daß ſie die Originalität befördern. Bei einem Schreibeſpiel oder einem Piknikgedicht fühlt ſich Jeder von dem Alp der feierlichen rythmiſchen Traditionen erlöst, und die Folge davon iſt, daß einer der Theilnehmer ſeinem Gedicht eine neue Form gibt, die auf eine neue Literatur hinweiſt. Gleichwohl ſchlägt es der Verfaſſer wohlfeil an und könnte jeden Tag ein ſolches machen. Auf der Bühne wird die Poſſe viel beſſer gegeben als die Tragödie, da die gewöhnlichen Schauſpieler die Poſſe verſtehen, die Tragödie aber nicht. Der Gelegenheitsdichter im Salon hat mehr Geiſtesgegenwart, Witz, Phantaſie und Gedankenfeuerwerk für kleine Vorfälle an der Tafel zur Hand, als für deutſche und römiſche *Politik. Manches* der ſchönen Gedichte Herrick's, Jon-

son's und ihrer Zeitgenossen dankt solchen Zufälligkeiten seine Entstehung.

Ich weiß, daß die Wahl alter und entlegener Gegenstände dem Talent Spielraum und Ergötzen gewährt, wenn der Dichter z. B. seine Erzählung nach Indien, Rom oder Persien verlegt. Aber ich glaube fest, Niemand weiß besser als er, daß er hierin mehr seine Bequemlichkeit, nicht aber seine Kraft und Neigung zu Rathe zieht. Er bezweifelt nicht im geringsten, daß die großen Momente im Leben die sind, wo sein eigenes Haus, sein eigener Körper, die gewöhnlichsten und naheliegendsten Worte und Dinge zu Sehern und Predigern erleuchtet werden. Was hieße sonst ein Dichter sein? Was wäre des Dichters Kranz und Gewand? Was anders als eine so lebendige Empfänglichkeit, daß der Duft eines blühenden Fliederbusches, der Anblick eines Nests voll arbeitender Ameisen hinlängliche Ereignisse für ihn sind, denn das alles ist ein Sinnbild und spricht zu seinem Geist. Sein Kranz und Kleid ist das Recht, zu thun, was ihm gefällt, sich um Anderer Fragen und Rücksichten nichts zu kümmern, sondern fröhlich seinen eigenen nachzugehen, das Geklatsch und die Formeln der Gesellschaft zu verachten und selber höheren Gesetzen zu folgen. Er gibt seine Hand nur zum Zeichen, daß er sein Herz gibt; er ist nicht zutraulich gegen Jedermann, sondern entweder schweigsam und zurückhaltend, oder überfließend, je nachdem ihn sein Herz *treibt. Es gibt* keinen Gegenstand, der ihm nicht

zugehörte — Politik, Oekonomie, Fabriken und Börsenspiel ebensogut wie Herzen und Sonnenuntergang, denn all' diese Dinge, in ihrer rechten Ordnung aufgefaßt, sind poetisch, aber aus ihrer Reihe gerissen und in Werktagsordnung angesehen, sind sie unpoetisch. Malthus ist das echte Organ der besitzenden Klassen von England, aber wir werden nie politische Oekonomie verstehen lernen, bis sie uns Burns oder Béranger oder ein anderer Dichter in Liedern verkündigt, und ein solcher wird nie Malthusianismus lehren.

Poesie ist die „heitere Wissenschaft". Die Eigenthümlichkeit des Dichters ist, daß er aufbaut und bejaht. Während der Kritiker zerstört, sind die Worte des Dichters immer für irgend Jemand von Nutzen, und die Sorgen, die Andere drücken, berühren ihn nicht. Alle ihre Freuden sind mit Leid durchtränkt, all' seine Leiden mit Freuden umsäumt. Er theilt das Vergnügen, das er einflößt. Wie einer der alten Minnesänger sang:

„Jetzt wird mir erst des Spruches Sinn bewußt:
Des Menschen Freude ist auch Gottes Lust."

Die Dichtkunst ist der Trost des Sterblichen. Sie leben in einem engen und gemeinen Loos, in Mangel, Leid, Sorge und Aberglauben, in verworfenen Ränken, kleinlichen Feindseligkeiten und niederen Beschäftigungen, sie sind die Opfer dieses Schicksals und die edleren Kräfte bleiben unerprobt und ungekannt. Da kommt der Dichter und hebt den Schleier auf: er läßt sie die *Gesetze des Alls* erspähen, er zeigt ihnen, daß die

Verhältnisse Täuschung sind, daß die Natur nur eine Sprache ist, um erhabene und schöne Gesetze auszudrücken, und läßt sie durch sein Lied die Wirklichkeit ahnen. Sokrates, die indischen Lehrer der Maja, die Bibeln der verschiedenen Nationen, Shakespeare, Milton, Hafis, Ossian und die welschen Barden behandeln Natur und Geschichte als Mittel und Symbol, nicht als Endzweck. Mit solchen Führern lernt der Mensch endlich erkennen, daß, was er Bild genannt hatte, Wirklichkeit ist und das gemeine Leben ein Bild. Und dies wird durch Worte vollbracht, denn wir besitzen einige wenige Orakelsprüche von sehr erkennungsfähigen Menschen, auf die Staaten und Religionen gegründet sind. Diese Erkenntniß hat zugleich auch ihre moralischen Folgen. Ben Jonson sagt: „Der Hauptzweck der Poesie ist, die Menschen über das richtige Prinzip des Lebens aufzuklären."

Schöpfungskraft.

Aber die Poesie geht noch einen dritten Weg, der höher ist, als die beiden andern, sie erschafft nämlich selbst und leiht den Gedanken ihre eigene Form — der Dichter erfindet die Fabel und die Sprache, die seine Helden reden. Er liest aus dem Wort oder der Handlung des Menschen die noch unausgesprochenen Resultate. Seine Inspiration gibt ihm die Macht, die Metamorphose, die bei den unvollkommenen Arten Menschenalter hindurch gehemmt war, bei den voll-

kommeneren aber im selben Individuum schon reißende Fortschritte macht, zu befördern und zu vollenden. Denn Dichtkunst ist Wissenschaft und der Dichter der beste Logiker. Der Welt- und Alltags-Mensch hält sich selbst für logisch, den Dichter aber für wunderlich; er glaubt, seine Gesichte und Worte seien Zufall oder Willkür. Freilich verlangen wir von dem Poeten — wie er von sich selbst — vor allem Wahrhaftigkeit. Dadurch aber wird er, als getreuer Ueberbringer des wichtigsten Gesetzes, selbst zum Gesetzgeber. Er weiß, daß er seinen Gedanken nicht gemacht hat — sein Gedanke hat vielmehr ihn selbst, er hat Sonne und Sterne geschaffen. Ist das Sonnensystem ein Werk der Kunst und Architektur? Dieselbe weise Vollendung findet sich auch im menschlichen Gehirn, nur muß man es vor Einmischungen und Befleckungen bewahren. Wir können kein Kunstwerk betrachten, ohne daraus die Lehre zu ziehen, wie nahe der Mensch der Schöpfungskraft steht. Michel Angelo ist ganz erfüllt vom Geiste des Schöpfers, der die Menschen erschuf und noch erschafft. Wie viel von der ursprünglichen Kraft ist in diesen Sterblichen übergegangen! In ihm und ähnlichen vollkommeneren Geistern ist der Instinkt unwiderstehlich, harmonisch, unfehlbar und durchaus göttlich. Der Grund, warum wir einen so hohen Werth auf jede Poesie legen — und oft auf eine Zeile oder einen Satz so viel wie auf ein ganzes Gedicht — liegt darin, daß sie ebenso wie *der Mensch ein* neues Werk der Natur ist. Sie muß

so neu wie Schaum und so alt wie der Felsen sein. Aber ein neuer Vers erscheint nur alle hundert Jahre einmal, und deßhalb sprechen Pindar, Hafis und Dante so stolz von Dem, was der Hanswurst als ein Geklingel betrachtet.

Der Dichter muß, gleich dem Priester, frei von weltlicher Arbeit sein. Für sein Werk bedarf er der Heiterkeit und Gesundheit, er muß sich auf der Höhe seines Wesens befinden. Bei solchem Wohlsein fühlt er sich bisweilen zu einer Erkenntniß von Mitteln und Stoffen, von Thaten und Künsten, von Zauberkräften und einer Machtfülle, die ihm bisher gänzlich unbekannt waren, hingerissen und ist im Stand, seine Gesichte auf irdische Leinwand zu übertragen oder sie in jambischem oder trochäischem, in lyrischem oder epischem Vers festzuhalten. Diese Erfolge sind dem Dichter selbst nicht minder erstaunlich und wunderbar als seinen Zuhörern. Er hat etwas gesehen, was ihm alle Mathematik und Industrie nicht hätte verschaffen können. Bei solchen seltenen Erhebungen über seine gewöhnliche Sphäre ist er in einen neuen Kreislauf gerathen, er fühlt das Mark der Welt in seinen Gebeinen, der Reichthum der Formen strömt in seinen Geist über, und er darf seinen Pinsel in den alten Farbentopf tauchen, aus dem Vögel, Blumen, die menschliche Wange, der lebendige Fels, die weite Landschaft, das Meer und der ewige Himmel gemalt worden.

Diese feinen Früchte des Scharfsinns, der Poesie

und des Gefühls werden, wenn einst ihre Stunde geschlagen hat und die Welt für sie reif ist, ebenso gut wie die gröberen ihr Geschlecht aufrecht zu halten und zu vermehren wissen, denn Rosen und Veilchen pflanzen sich ebenso gut fort wie Eichen, und die Schwärme bunter Motten sind so alt wie die Berge. So bleibt die Wage der Welt im Gleichgewicht, und der Thautropfe, der Nebel und das Licht bestehen ebenso lang wie das Chaos und die Finsterniß.

Unsere Wissenschaft geht mit unserer Selbsterkenntniß Hand in Hand. Die Poesie tritt in ihre Herrschaft, wenn wir aus dem Mittelpunkt herausblicken und alle Dinge betrachten, als ob der Geist sie geschaffen hätte. Wir können nur sehen, was wir sind und was wir machen. Der Weber sieht Gingham, der Mäkler die Kursliste, der Politiker Wahlbezirke und Stimmzettel, der Dichter dagegen sieht den Horizont, die Grenzlinie der Materie, die sich am Himmel hinzieht, den Kampf der Elemente und die weite Wirkung der Gesetze, welche den ihm bekannten inneren Gesetzen entsprechen und somit nur eine Erweiterung seiner selbst sind. „Die Anziehung steht im Verhältniß zum Schicksal.“ Ereignisse und Dinge sind nur Erfüllung der Weissagung von Kräften. Bessere Menschen sahen einst Himmel und Welten, sahen edle Werkzeuge edler Seelen. Wir sehen Eisenbahnen, Mühlen und Banken, und bedauern die Armuth jener träumenden Buddhisten. Es gab jedoch damals so *viel* schöpferische Kraft wie jetzt, nur schuf sie Welt-

kugeln und astronomische Himmel statt Tuch und Weingläser.

Der Dichter ist hingegeben den Gedanken und den Gesetzen, die ihren Weg selber kennen, und durch sie geleitet, steigt er vom Interesse an den sichtbaren Gegenständen zum Interesse an deren Sinn und Bedeutung, und von der Rolle eines Beschauers zur Rolle eines Schöpfers empor. Und da Alles im Fluß und im Fortschritt begriffen ist, jede Kraft und jede Neigung fortzeugen, und jede Erkenntniß eine Bestimmung ist, so ist seiner Hoffnung keine Schranke gesetzt. „Alles was dein Sinn begehrt, mein Kind, magst du erlangen, von der Milch des Kokosbaums bis zum Thron der drei Welten, wenn du das Gesetz deiner Glieder und das Gesetz deines Geistes befolgst.“ Dies läßt uns ahnen, daß es noch eine höhere Poesie als die von uns geschriebene oder gelesene gibt.

Eigentlich ist die Poesie organisch. Wir können die Dinge nicht durch gesprochene oder geschriebene Worte erkennen, sondern nur dadurch, daß wir eine Stellung im Mittelpunkt des Weltalls einnehmen und in seinen Formen leben. Wir sinken, um uns zu erheben:

„Keiner kann ein Werk gestalten,
Eh' er selbst das Gleiche wird.“

Alle Theile und Formen der Natur sind der Ausdruck oder das Erzeugniß göttlicher Kräfte, und dieselben wirken auch in uns. Der Zauber, den der

Genius auf uns ausübt, liegt in seiner erhabenen Verwandtschaft mit den Schöpfungen der Natur.

Ich habe gehört, die Deutschen halten den Verfasser des „Trim" und „Onkel Toby", wiewohl er nie einen Vers geschrieben, für einen größeren Dichter als Cowper, und schreiben Goldsmith's Anspruch auf diesen Titel nicht seinem „Oeden Dorf", sondern seinem „Landprediger von Wakefield" zu. Bessere Beispiele bieten Shakespeare's Ariel, sein Caliban und seine Elfen im „Sommernachtstraum". Barthold Niebuhr sagte ganz richtig: „Es ist ein geringes Verdienst, eine glückliche Idee oder eine anziehende Situation zu erfinden, so lange wir dabei nur des Autors eigene Stimme vernehmen. Wie ein Wesen, das wir durch magische Künste in's Leben gerufen, sobald es das Dasein erlangt hat, unabhängig von des Meisters Antrieb handelt, so schafft der Dichter seine Gestalten, um dann zu beobachten und zu erzählen, was sie thun und sagen. Solche Schöpfung ist Poesie im buchstäblichen Sinn des Worts und ihre Möglichkeit ein unergründliches Räthsel. Die überströmende Fülle der Rede gehört dem Dichter, und sie fließt von den Lippen eines jeden seiner magischen Geschöpfe in den Gedanken und Worten, die dessen Natur eigen sind."

Vermöge dieser Darstellungsgabe sieht er seine Gestalten derart vor sich, daß er sie als wirklich behandelt, daß er mit ihnen spricht, als wären sie leib*haftig anwesend*, daß er ihnen Worte in den Mund

legt, wie sie sie selber sprechen würden, und von ihnen wie von lebenden Wesen angeregt wird. Groß ist der Unterschied zwischen dem Schreiben zierlicher Verse für Journale und dem Erschaffen solcher neuen Gestalten und Situationen, solcher neuen Sprache voll Leidenschaft und Wahrheit. Der Humor Falstaff's und das Grausen Macbeth's haben beide ihr eigenes Gefolge angemessener Gedanken und Bilder, als ob Shakespeare diese Menschen gekannt und geschildert hätte, statt sie am Schreibtisch zu erfinden. Diese Macht tritt nicht nur im Umriß und Gemälde seiner Helden zu Tage, sondern auch im Styl und Gebahren jedes Individuums. Ben Jonson sagte zu Drummond: „es sei unpassend von Sidney, daß er Jeden eben so gut wie er selber sprechen lasse."

Dies erinnert mich daran, daß wir Alle einen Schlüssel zum Wunder des Dichters besitzen, daß der dümmste Dummkopf Erfahrungen zu eigen hat, die ihm Shakespeare erklären können — nämlich die Träume. Im Traum sind wir vollkommene Dichter, wir erschaffen die Personen des Drama's, wir geben ihnen angemessene Gestalten, Gesichter und Kleider. Sie sind vollkommen in ihren Organen, Stellungen und Geberden, überdies sprechen sie nach ihrem eigenen Charakter, nicht nach unserem — sie sprechen mit uns und wir hören mit Erstaunen, was sie uns sagen. Wahrlich, ich zweifle, ob der beste Dichter je ein fünfactiges Drama geschrieben hat, das sich an Vollkommenheit

der Erfindung mit den ungeschriebenen fünfzigactigen Dramen messen könnte, die der stumpfsinnigste Schnarcher auf dem Boden eines Wachthauses dichtet.

Melodie, Reim und Form.

Musik und Reime gehören mit zu den frühesten Freuden des Kindes, und in der Geschichte der Literatur geht die Poesie der Prosa voran. Jeder, der auf der Landstraße durch eine uninteressante Gegend fährt, kann sich überzeugen, daß ein kleines Wasser augenblicklich die Eintönigkeit unterbricht; gleichviel welche Gegenstände auch daneben stehen — ein grauer Fels, ein Rasenfleck, ein Erlenbusch oder ein Pfahl — alles wird durch den Widerschein verschönert. Die Spiegelung ist ein Reim für das Auge und erklärt den Reiz, den ein Reim für das Ohr übt. Noch weit anziehendere Reime sehen wir in den Schatten. Die Architektur erzielt durch Wiederholung der gleichen Parthieen bei Säulengängen, Fensterreihen und Flügeln dieselbe Wirkung, die Gärtnerei durch die symmetrischen Contraste zwischen Beeten und Wegen. Den gleichen Reiz übt auch eine Hochzeitsgesellschaft, wo ein Kranz weiß gekleideter Mädchen den Anblick lebendiger Statuen gewährt, ein Trauerzug, wobei alle Theilnehmer Schwarz tragen, und ein Regiment Soldaten in Uniform.

Die Allgemeinheit dieses Geschmacks wird hinlänglich durch den überall herrschenden Gebrauch bewiesen,

Thatsachen in Reime zu bringen, um sie dem Gedächtniß einzuprägen, wie ja so manches Sprichwort lehrt. Wer hätte den Kalender so fest im Kopf ohne den Sing-sang:

„Dreißig Tage hat September u. s. w."

oder den Thierkreis ohne das Sprüchlein:

„Die himmlischen Zwilling', der Widder und Stier u. s. w."?

Alle Menschen lieben Reim, Refrain und Musik. Das Kind wird durch den Gesang der Amme in Schlaf gewiegt, der Matrose arbeitet besser bei seinem Jo-hi-ho, der Soldat marschiert und ficht besser beim Klang der Trommel und Trompete. Das Metrum stützt sich auf den Pulsschlag, und die Länge der Zeilen in Liedern und Gedichten bestimmt sich nach der Ein- und Ausathmung der Lungen. Wenn man den Rythmus der gewöhnlichen englischen Versmaße — die zehnsilbige Vierzeile oder die achtsilbige mit abwechselnden sechs Silben, oder ähnliche vor sich hinsummt, so kann man leicht sehen, daß dieses Versmaß organisch ist und vom menschlichen Pulsschlag herrührt und daher keiner einzelnen Nation, sondern der ganzen Menschheit angehört. Jeder muß einen heroischen, schmerzlichen, pathetischen Reiz in diesen Cadenzen finden und fühlt sich sofort gedrungen, nach den richtigen Worten zu suchen, um das leere Maß auszufüllen. Junge Leute lieben Reime und Trommelschlag, sowie alle gepaarten *und gleichmäßig* abwechselnden Dinge. So

ist auch die gewaltige Macht der Musik über unser Temperament bekannt, die unsere Stimmung zu ändern und uns ihre eigene einzuflößen vermag. Die menschliche Leidenschaft faßt nun diese naturgemäßen Klänge auf und strebt, sie mit den angemessenen Worten auszufüllen oder die Musik mit dem Gedanken zu vermählen, in dem Glauben, den wir ja von jeder Heirath haben, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, daß also auch für jeden Gedanken sein Reim und seine Melodie da sein muß, wiewohl wir sie wunderselten finden und nur der Genius die rechte Zauberformel kennt.

Eine andere Form des Reims ist die Wiederholung des Satzes, wie bei der Erzählung von Sisera's Tod:

„Zu ihren Füßen neigte er sich, er fiel, er lag am Boden, zu ihren Füßen neigte er sich, er fiel; wo er sich neigte, da lag er todt am Boden."

Die Thatsache wird augenfällig, ja kolossal durch diese schlichte Rhetorik.

„Sie sollen hingehen, du aber sollst aushalten, ja, sie alle sollen altern wie ein Kleid, wie ein Gewand sollst du sie wechseln, und sie selber sollen dem Wechsel unterworfen sein, du aber sollst derselbe sein und deine Jahre sollen kein Ende haben."

Milton schwelgt in solchen Wiederholungen, wie:

„Obgleich am bösen Tag gefallen,
Am bösen Tag gefallen und durch böse Zungen."

„War's Täuschung oder hat ein Wolkenstreif
Dort silbern durch die dunkle Nacht geblitzt?

Ich irrte nicht; es hat ein Wolkenstreif
Dort silbern durch die dunkle Nacht geblitzt."
(Comus.)

„Ein wenig weiter leih' die Führerhand
Auf jenem dunkeln Pfad ein wenig weiter."
(Samson.)

So gibt in unsern Liedern und Balladen der Refrain, kunstvoll angewandt, manchem Vers einen neuen und besseren Sinn:

„Schmück' dich, schmück' dich, meine holde, holde Braut,
Schmück' dich, schmück' dich, mein muntres Weibchen."
(Hamilton.)

Natürlich erhebt und verfeinert sich der Vers mit dem Wachsthum des Geistes. Als Knabe liebt man die Trommel, wie das Volk die ohrenzerreißende Mundharmonika, später überträgt man den Reim auf das Leben und findet eine ebenso vollkommene Harmonie in den täglichen Ereignissen. Vorbedeutung und Erfüllung beweisen die rythmische Zusammensetzung des Menschen, daher die Vorliebe für das Loosen, für Prophezeiungen, Vorzeichen, Jahrestage u. s. w. Allmählig, wenn wir die wirklichen Reime verstehen lernen, d. h. das Aneinanderfassen aller Theile der Natur — Säure und Alkali, Körper und Geist, Mann und Weib, Individuum und Geschichte, Wirkung und Gegenwirkung, so hat ein rasselnder Sing-sang und ein barbarisches Wortgeklingel keinen Werth mehr für uns. Astronomie, Botanik, Chemie, Hydraulik und die elementaren Kräfte haben *ihren periodischen* Umlauf, ihre eigene erhabene

Harmonie nach dem alten Lehrspruch: „Es gibt nichts auf Erden, das nicht im Himmel in himmlischer Form und nichts im Himmel, das nicht auf Erden in irdischer Form vorhanden wäre.“ Durch sie wird der Dichter mit höheren Paaren und Wechselfolgen versehen, welche eine entsprechende Ausdehnung seiner Metra erfordern.

Unter der scheinbaren Armuth der Versmaße liegt, wie jeder Künstler weiß, eine unendliche Mannigfaltigkeit verborgen. Eine richtige Ode — mag sie sich auch noch so nah an irgend ein herkömmliches Versmaß, wie z. B. das Spenser'sche, oder den heroischen Blankvers halten, — wird, bei nur einigem Schwung, sofort sich über die Schranken des Hergebrachten erheben und das Metrum modificiren. Jedes gute Gedicht, das mir erinnerlich ist, bleibt mir zugleich auch durch seinen Rythmus im Gedächtniß. Der Reim legt stets ein ziemlich richtiges Zeugniß von dem Reichthum eines Autors ab. Ist er unkundig, so wird er sofort durch die Armuth seines Verses verrathen, denn er besitzt nur ein kleines, abgenütztes Wörterbuch. Dagegen sehe man, wie weit Spenser, Marlowe und Chapman nach ihren Waffen ausfliegen und wie verschwenderisch sie mit ihrem Ueberfluß umgehen. Ihr Rhythmus hat nichts Gemachtes, er ist vielmehr ein musikalischer Sturmwind, der auf die Worte und Erfahrungen gereifter Geister herfällt und diese Stoffe zu derselben *erhabenen* Ordnung zusammenwirbelt, der die Monde

und Planeten, die Jahreszeiten und die Passatwinde gehorchen.

Es gibt auch prosaische Dichter. Thomas Taylor, der Platoniker, besitzt gewiß eine höhere Imagination und ist ein besserer Dichter (oder ich sollte vielleicht sagen, ein besserer Lieferant für Dichter) als irgend einer zwischen Milton und Wordsworth. Thomas Moore hatte die Hochherzigkeit, zu sagen, wenn Burke und Bacon keine Dichter seien (denn auf abgemessene Zeilen komme es dabei nicht an), so wisse er nicht, was man unter Poesie verstehe.

Jeder verständige Leser wird sich leicht auf Ausdrücke und Stellen aus rein wissenschaftlichen Werken besinnen, die ihm ebenso viel Vergnügen gemacht, als irgend ein Dichter von Beruf. Richard Owen, der ausgezeichnete Paläontolog, sagte:

„Alle bis jetzt beobachteten Ursachen der Zerstörung deuten auf eine fortgesetzte langsame geologische Umwälzung oder auf keinen andern plötzlich eingetretenen Umstand als die so zu sagen geisterhafte Erscheinung der Menschheit auf einem beschränkten bisher unbewohnten Landstrich."

Der hl. Augustin beklagt sich bei Gott über seine Freunde, daß sie ihm die Bücher der Philosophen darböten: —

„Und dies waren die Schüsseln, in denen sie mir, da ich hungrig war, die Sonne und den Mond statt Deiner brachten."

Es wäre nicht leicht, Sir Thomas Browne's „Fragment über Mumien“ den Anspruch auf Poesie zu versagen:

„Auf ihre Behausungen im Leben legten sie wenig Werth, denn sie betrachteten sie nur als hospitia oder Absteigquartiere, während sie dagegen die Grabmäler der Todten schmückten und durch ihre dauernden Grundlagen dem zerbröckelnden Hauch der Zeit und dem nebligen Dunst der Vergessenheit Trotz boten. Doch dies alles waren weltliche Eitelkeiten. Die Zeit fällt düster über alles her, sie führt jetzt die Herrschaft und sitzt auf einer Sphinx und blickt nach Memphis und dem alten Theben, während ihre Schwester Vergessenheit schlaftrunken auf einer Pyramide lehnt, und glorreich triumphirend aus Titanenwerken Räthselfragen und Träume aus altem Ruhm macht. Die Geschichte versinkt hinter Wolken. Der Wanderer, der durch diese Wüsten schreitet, fragt sie: Wer hat es gebaut? und sie murmelt etwas vor sich hin, aber er hört nicht was.“

Da der Reim eine Art Musik ist, so theilt er mit der Musik das Vorrecht, eine Wahrheit zu verkündigen, die ganz Philistäa nicht anzutasten wagt. Die Musik ist der Parnaß des Armen. Beim ersten Klang der Flöte oder des Horns, beim ersten Ton eines Lieds, verlassen wir die Welt des Alltagsverstands und tauchen in ein Meer von Gedanken und Empfindungen, wir blicken mit Verachtung auf die so verherrlichte *Prosa, und doch* muß der hartnäckigste Philister verstum-

men. Dieselbe Vergünstigung ist auch das unbestrittene Vorrecht der Poesie. Keiner kann in Prosa eine ideale Wahrheit verkündigen, ohne auf Widerspruch zu stoßen, im Vers aber ist es ihm vergönnt. Die besten Gedanken strömen in die besten Worte über, sinnreiche und liebevolle Gedanken in Musik und Metrum. Wir fordern Nahrung und Feuer, sprechen von unsern Arbeiten, unsern Werkzeugen und materiellen Bedürfnissen in Prosa, d. h. ohne Schwung und Streben nach Schönheit, aber wenn wir uns in die Welt des Gedankens erheben und an diese Dinge nur ihrer tieferen Bedeutung wegen denken, so verklärt sich die Sprache zu Ordnung und Harmonie. Ich weiß, was man gewöhnlich von mittelalterlichem Barbarismus und Reimgeklingel sagt, aber wir sind mit der Musik und mit dem Reim noch nicht zu Ende, und werden uns auch nie mit prosaischen Dichtern begnügen müssen, so lange Knaben pfeifen und Mädchen singen.

Also lasse man die Poesie, wenn sie mag, in Musik und Reim überströmen. Das ist die Form, die sie selbst gewählt hat. Wir schließen Uhren nicht in hölzerne, sondern in krystallene Gehäuse, und der Reim ist das durchsichtige Gewand, welches das geistige Auge beinahe die reine Architektur des Gedankens sehen läßt. Das Wesen ist viel, aber ebenso auch die Form. Der Dichter bringt wie ein fröhlicher Knabe ganze Massen von regenbogenfarbigen Blasen buntschillernd, kugelförmig und lichtgeboren wie die Welt, statt ein paar Tropfen

Seifenwassers herbei. Victor Hugo sagt sehr richtig: „Ein Gedanke wird, in Verse getaucht, sofort schärfer und glänzender, das Eisen wird zu Stahl.“ Lord Bacon soll es nicht geliebt haben, „die Dichtkunst auf andern Füßen einhergehen zu sehen, als auf poetischen Dactylen und Spondäen,“ und Ben Jonson sagte, Donne verdiene gehängt zu werden, weil er den Accent nicht einhalte.

Da die Poesie nicht sowohl das Gemeinverständliche, wie z. B. das Körpergewicht des Helden oder seine Größe nach Fuß und Zoll, sondern seine seelenvolle Schönheit für das geistige Auge — eben so wie bei allen Gegenständen der Natur — ausdrücken will, so geht sie in's Mährchenhafte über und personificirt jede Thatsache: — „die Wolken klatschten in die Hände“ — „die Berge hüpften“ — „der Himmel sprach“. Solche Behandlung nimmt immer metrische Anmuth an. Außerhalb der Kinderstube beginnt die Literatur mit den Gebeten der Völker, und diese tragen immer eine poetische Form, da der Geist sich Spielraum gestattet und daraus eine entsprechende Freiheit des Styls entsteht, die zur Lyrik führt. Die Gebete der Völker sind rythmisch — sie haben Wiederholungen und Stabreime, wie unsre Trau- und Begräbnißliturgieen.

Die Poesie wird nie zum gemeinen Werkzeug herabsinken, ehe Geschichte und Philosophie in Reime gebracht und Oden im Zeitungsstyl mit dem Lorbeer *gekrönt werden.* Sie muß Selbstzweck sein oder sie ist

nichts. Der Unterschied zwischen wahrer und After-Poesie besteht darin, daß bei der letzteren der Sinn irgend einem gegebenen Reim angepaßt wird, während bei der ersteren der Sinn den Reim bestimmt. Ich möchte beinahe sagen, der Reim liege hier im Gedanken und Bild selbst. Man muß den Stoff über die Form entscheiden lassen. Denn ein Vers ist kein Fuhrwerk, in dem ein Satz wie ein Edelstein in einem Futteral daher geführt wird, er muß vielmehr lebendig und von seinem Inhalt unzertrennlich sein, wie die menschliche Seele den Körper belebt und lenkt. Beim Lesen von Prosa fühle ich es sofort, wenn ein Satz schleppt, in der Poesie empfinde ich schon das Schleppen eines Wortes. So oft der Gedanke einen Schwung nimmt, muß sich der Ausdruck mit erheben. Auch wirkt die Anhäufung mit; das Gedicht besteht aus Zeilen, deren jede dem Dichter der Reihe nach an's Ohr klang, so daß die bloße Syntheſe ein übermenschliches Werk zu Stande brachte.

In der That übertreffen sich manchmal die Meister selbst in einem Lied, das die Leser hinreißt und das weder ein Mitbewerber ausstechen noch der Sänger selbst je wieder erreichen kann. So das Lied von Beaumont und Fletcher:

„Fort, eitler Freuden Pracht,
So flüchtig wie die Nacht.
Die eurem Rausch geweiht!
Nichts ist so süß hienieden,

Wär's Jedem nur beschieden,
Als süßer Schwermuth Leid!
O süßer Schwermuth Leid!
Willkommen, Arme fest verschränkt,
Ein Blick, der sich zu Boden senkt,
Ein Seufzer, der der Brust entrinnt,
Zwei Lippen, die versiegelt sind,
Bergesgipfel, düstrer Wald,
Blassen Kummers Aufenthalt,
Stiller Weg um Mitternacht,
Wo nur Kauz und Uhu wacht!
Glockenklang und leises Stöhnen,
Sollen schmeichelnd uns umtönen.
Dann streckt die Glieder aus in stiller Einsamkeit,
Nichts ist so köstlich süß als holder Schwermuth Leid."

Keats entfaltet in einigen Zeilen seines „Hyperion" diese innerliche Kunst, und Coleridge zeigte wenigstens seine Neigung und Empfänglichkeit dafür. Sie tritt in Ben Jonson's Liedern zu Tage, wozu gewiß „Der Feenstrahl auf dir" mitgerechnet werden muß, in Waller's: „Geh', liebliche Rose!" in Herbert's „Tugend" und „Ostern", sowie in Lovelace's Zeilen „An Althäa" und „An Lucasta" und in Collin's „Ode an den Abend", ausgenommen den letzten Vers, der akademisch ist. Vielleicht ist dieser poetische Styl heutzutage gar nicht mehr hervorzubringen, so wenig wie eine richtige gothische Kathedrale. Er gehörte einer Zeit und einem Geschmack an, die unserer Welt fremd sind.

Wie die Einbildungskraft nicht das Talent Einzelner, *sondern die geistige* Gesundheit eines Jeden ist, so auch

diese Freude am musikalischen Ausdruck. Ich kenne den Hochmuth der Mathematiker und Materialisten wohl, aber sie können ihren Hauptmangel nicht vor mir verbergen. Der Kritiker und der Philosoph sind mißrathene Dichter. Gray bekennt, er halte selbst einen schlechten Vers noch für etwas Gutes und für besser, als die beste Bemerkung, die je darüber gemacht worden. Ich achte den Naturforscher und achte den Geometer, aber es gibt eine höhere Macht und ein größeres Glück, als sie ahnen. Doch wollen wir den Meistern ihre eigenen Formen lassen. Newton mag es verstattet sein, Terenz einen Possenreißer zu nennen und sich über den frivolen Geschmack an Reimereien zu wundern, er weissagt damit nur gewissermaßen eine höhere Poesie, er zeigt, daß er noch nicht erreicht ist, daß die Poesie, welche jugendlichere Gemüther befriedigt, einem an erhabenere Harmonien gewohnten Geist nicht zusagen kann, da sie ihm nur wie das Pfeifen eines Knaben klingt; daß die Musik sich zu höheren Klängen, zu Händel, zu Beethoven, zum Generalbaß der Meeresküste, zur Weite der Astronomie erheben muß. Dann wird dieses große Herz in der Musik Schläge gleich seinen eigenen vernehmen, die Wogen der Melodie werden auch ihn umrauschen und baden und ihn in Einklang und Harmonie setzen.

Barden und Troubadours.

Auf der metallischen Kraft ursprünglicher Worte beruht die Erhabenheit der Ueberbleibsel aus roheren Zeiten. Es war für den älteren Barden leicht, eindringlicher zu sprechen als der spätere civilisirtere Dichter. Er hatte den Vortheil, daß seine Worte Dinge waren, die angebornen Töne, welche die Sache ausdrückten, und wir hören ihm zu, wie dem Indianer, dem Jäger, dem Bergmann, die ihre Erlebnisse so treffend darstellen, wie das Heulen des Wolfs, der Schrei des Adlers, vom Wald und der Luft, die ihre Regionen sind, erzählen. Die ursprüngliche Kraft, der unmittelbare Erd- oder Meergeruch liegt noch in diesen alten Gedichten, den Sagen des Nordens, dem Nibelungenlied, den Gesängen und Balladen der Engländer und Schotten.

Ich meinestheils finde mehr wahre Poesie, mehr Liebe zum Großen und Idealen in den welschen und bardischen Fragmenten Talieſſin's und seiner Nachfolger, als in manchen Büchern der brittischen Klassiker. Ein unerschrockener Wörterpomp tritt bei allen Barden hervor, wie z. B.:

„Der ganze Ocean flammte wie eine Wunde"
(König Regner Lodbook.)

„Gott selber kann den Bösen nichts Gutes verschaffen."
(Welsche Triade.)

Ein sehr gutes Probestück ist Talieſſin's „Anufung des Windes“ an der Thüre von Schloß Teganwy:

„Errathe du was es ist, —
Das starke Geschöpf vor der Fluth her,
Ohne Fleisch, ohne Gebeine, ohne Kopf, ohne Füße,
Es wird nie jünger noch älter als am Anfang,
Es kennt keine Furcht, noch die grobe Nothdurft der geschaffenen Dinge.
Großer Gott! Wie erbleicht die See bei seinem Kommen!
Es ist im Feld, es ist im Wald,
Ohne Hand, ohne Fuß,
Ohne Alter, ohne Jahreszeit,
Es ist immer so alt wie das Alter der Zeiten
Und so breit wie die Breite der Erde.
Es ward nicht geboren, es sieht nicht
Und wird nicht geseh'n; es kommt nicht, wenn man es wünscht;
Es hat keine Gestalt, es trägt keine Last,
Denn es ist frei von Sünde.
Es macht keine Störung am Ort, wohin Gott es sendet,
Auf der See, auf dem Land.“

In einem seiner Gedichte fragt er:

„Hat denn der Wind nur einen Weg?
Nur einen das Wasser der See?
Ist nur ein Funke im Feuer der ungebundenen Kraft?“

Er sagt von seinem Helden Cunedda:

„Er wird sich ähnlich machen, er wird eins sein
it dem Tiefen und mit dem Seichten.“

Zu einem Andern:

„Wenn ich verfalle in ein sündig Wort,
Mögst weder du noch Andre hören.“

Von einem Feind: —

„Der Kessel des See's war umgrenzt von seinem Land, aber er wollte das Mahl eines Feiglings nicht kochen."

Zu einem Verbannten auf einer Insel sagt er:

„Mit der schweren blauen Kette des Meers wardst du gerechter Mann beladen."

Ein anderer Barde sagt in ähnlichem Ton:

„Ich besitze Lieder, wie sie kein Menschensohn vortragen kann. Eines davon heißt der „Helfer"; es hilft dir von deiner Noth in Krankheit, Schmerz und allem Ungemach. Ich kenne ein Lied, das ich nur zu singen brauche, wenn mich die Menschen mit Fesseln belastet haben; wenn ich es singe, so fallen meine Ketten in Stücke und ich schreite hervor in Freiheit."

Die Norsen haben keinen geringeren Glauben an die Dichtkunst und ihre Macht, wenn sie sie so beschreiben:

„Odin sprach immer in Reimen. Er und seine Tempelgötter hießen Sangschmiede. Er konnte seine Feinde in der Schlacht blind und taub machen und ihre Waffen so stumpf, daß sie nicht schärfer schnitten als ein Weidenzweig. Odin lehrte diese Künste in Runen oder Liedern, welche Zaubersprüche hießen."

Die Kreuzzüge brachten im zwölften Jahrhundert den Genius Frankreichs zur Blüthe, als Pierre d'Auvergne sagte:

„Ich will ein neues Lied anstimmen, das in meiner

Brust widerhallt: nie war ein Lied schön oder gut, das irgend einem anderen glich."

Und Pons de Capdeuil erklärt:

„Da die Luft sich erneut und sänftigt, so muß mein Herz sich erneuen, und was darin knospt, das muß heraus blühen und wachsen."

Jedes Gedicht hat seinen Höhepunkt, der mehr anzieht als die anderen Theile und dem Leser am besten im Gedächtniß bleibt. So ist mir in „Arthur's Tod" nichts so erinnerlich als Sir Gawain's Gespräch mit Merlin in seinem wunderbaren Gefängniß:

„Als Merlin von König Arthur's Hofe verschwunden war, wurde er ernstlich vermißt, und viele Ritter wurden ausgesandt, um ihn zu suchen. Da war unter Anderen Sir Gawain, der sein Suchen so lang fortsetzte, bis es Zeit war, an den Hof zurückzukehren. Er kam in den Wald von Broceliande und jammerte, während er vorwärts schritt. Plötzlich hörte er eine Stimme zu seiner Rechten seufzen, und als er dorthin blickte, sah er nichts als eine Art Rauch, der wie Luft erschien und durch den er nicht hindurch konnte, und dieses Hinderniß machte ihn so grimmig, daß er kein Wort hervorbrachte. Da hörte er plötzlich eine Stimme sagen: „Gawain, Gawain, laß den Muth nicht sinken, denn Alles was kommen muß, wird geschehen." Und als er die Stimme vernahm, die ihn so bei seinem rechten Namen nannte, antwortete er: „Wer kann das sein, der zu mir gesprochen hat?" „Wie," sagte die Stimme,

„Sir Gawain, kennst du mich nicht? Du kanntest mich einst wohl, aber so sind die Dinge in einander verwoben und das Sprichwort sagt wahr: „Verlasse den Hof und der Hof wird dich verlassen!“ So geht es mir. So lang ich König Arthur diente, war ich dir und anderen Baronen wohl bekannt, aber weil ich den Hof verlassen habe, kennt man mich nicht mehr und ich bin vergessen, was nicht der Fall sein könnte, wenn Treue in der Welt regierte“. Als Sir Gawain die Stimme hörte, die so mit ihm sprach, dachte er, es müsse Merlin sein, und erwiderte: „Herr, gewiß muß ich Euch wohl kennen, denn manches Mal habe ich Eure Worte vernommen. Ich bitte Euch, erscheinet vor mir, auf daß ich Eure Gestalt erkennen möge.“ „Ach Herr,“ sagte Merlin, „Ihr werdet mich nie wiedersehen, und dies schmerzt mich, aber ich kann es nicht ändern, und wenn Ihr diesen Ort verlassen habt, so werde ich nie wieder mit Euch noch mit einem Andern mehr sprechen, außer mit meiner Herrin, denn kein andrer Mensch wird je diesen Ort mehr finden, was auch geschehen möge, noch werde ich je wieder von hier fortgehen, denn es gibt in der ganzen Welt kein festeres Gefängniß als das meine, und es ist weder von Holz noch von Eisen noch von Stein, sondern ganz allein aus Luft und durch einen Zauber so stark gemacht, daß es nie zerstört werden kann, so lange die Welt steht, noch kann ich es verlassen, noch kann irgend Jemand hereinkommen, außer der, die mich hier eingeschlossen hat,

und die mir Gesellschaft leistet, wenn es ihr gefällt. Sie kommt, wenn sie mag, denn ihr Wille ist hier." „Wie, Merlin, guter Freund," sagte Sir Gawain, „seid Ihr so fest eingeschlossen, daß Ihr Euch nicht befreien, noch mir sichtbar machen könnt? Wie ist das möglich, da Ihr doch der weiseste Sterbliche seid?" „Vielmehr der größte Thor," sagte Merlin, „denn ich wußte wohl, was mir geschehen würde, und war doch thöricht genug, ein anderes Wesen mehr als mich selbst zu lieben, denn ich lehrte meine Geliebte den Spruch, durch den sie mich so eingekerkert hat, daß Niemand mich befreien kann." „Gewiß, Merlin," entgegnete Sir Gawain, „das beklage ich sehr, und eben so wird es König Arthur, mein Oheim, beklagen, wenn er es erfährt, denn er läßt Euch durch alle Länder suchen". „Wohl," sagte Merlin, „es muß getragen werden, denn er wird mich nie wiedersehen, noch ich ihn, noch wird nach Euch irgend Jemand je wieder mit mir sprechen; jeder Versuch wäre vergeblich, denn Ihr selbst werdet den Ort nicht mehr finden, sobald Ihr ihn verlassen habt. Aber grüßet mir den König und die Königin und alle Barone und erzählet ihnen mein Schicksal. Ihr werdet den König zu Carduel in Wales finden, und wenn Ihr dort ankommt, werdet Ihr alle Gefährten dort treffen, die mit Euch ausgezogen sind und die an diesem Tag zurückkehren werden. So geht denn nun im Namen Gottes, der den König Arthur und das Königreich von Logres beschützen wird und auch Euch als die besten Ritter der Welt." Damit zog

Sir Gawain erfreut und traurig von dannen, erfreut über Das, was ihm Merlin verkündigt hatte, und traurig, daß Merlin so verloren war."

Moral.

Wir fühlen manchmal, daß es eine geistige Kraft und Schöpfung gibt, weit herrlicher als alles, was wir gewöhnlich Philosophie und Literatur nennen, daß die größten Dichter, wie Homer, Milton, Shakespeare, uns nicht völlig genügen. Wie selten reichen sie uns das himmlische Brod! Höchstens, daß sie uns hin und wieder durch seinen Geschmack berauschen. Sie haben in den Himmel geblickt und ein paar Funken davon zurückbehalten; sie verrathen ihren Glauben, daß solche Mittheilung möglich sei. Es gibt ein Etwas, das unsere Brüder diesseits und jenseits des Meeres nicht kennen oder nicht eingestehen, und das — mögen es die größten Gelehrten Englands, Historiker und Recensenten, Romanschreiber und Dichter noch so sehr leugnen und lästern — gleichwohl da ist und uns und sie und die ganze Welt beiseite wirft, um sich selber hinzustellen. Der wahren Poesie werden wir als dem Ergebniß und der Rechtfertigung der Zeit, in der sie erschienen ist, lauschen, und leichthin über Geschichte und Gesetze denken. Keiner unsrer Salon- und Klavierverse, keiner unserer Parketschriftsteller, die zufrieden sind, ihr Publikum zu unterhalten, können uns genügen. Eine neue Kraft ist das

Gut, nach dem die Seele seufzt. Wir bedürfen der echten Dichtergabe als der Wohlfahrt und Oberherrlichkeit des Menschen und wollen keine Reimereien, kein gewerbsmäßiges Bücherschmieren und Bücherverkaufen; am Wenigsten lauernde Kritik und Geltenwollen um jeden Preis.

Ist nicht die Poesie die kleine Kammer im menschlichen Hirn, in welcher die Explosionskraft erzeugt wird, die durch sanften Anstoß die intellektuelle Welt in Bewegung setzt? Man bringe uns Barden, die uns all' unsere alten Ideen aus dem Kopf und neue hineinsingen, menschenerschaffende Dichter, eine Poesie, die gleich den Versen auf Balder's Säulen in Breidablick im Stande ist, die Todten zum Leben zu erwecken; eine Poesie wie jener Vers Saadi's, der nach dem Zeugniß der Engel „die Zustimmung Allah's im Himmel fand", eine Poesie, die ihre Reime und Cadenzen aus denen der Natur schöpft und den Menschen neue Bilder und Symbole schenkt, deren jedes das Banner und Orakel eines Zeitalters ist; eine Poesie, welche die Menschen nach sich umformt, die sich selbst in Religionen und Mythologien schmelzt und Jahrhunderten ihren Stempel aufdrückt, eine Poesie, welche in die Welt blickt und von ihr erzählt, welche die Welt in Gedanken neu aufbaut:

„Nicht mit glatten Reimen
Mit stolzem hohem Stoff, wie er dem Geist
Entschwebt, von wonnevoller Lust geschwellt."

Die Poesie muß bejahend sein, sie ist die Frömmigkeit des Geistes. „So spricht der Herr" sollte das

Lied beginnen. Der Dichter, der die Natur als Bilderschrift benutzt, muß durch sie eine hochbedeutende Sendung überbringen. Daher müssen wir, wenn wir vom Dichter im höheren Sinne sprechen, zu Beispielen wie Zoroaster und Plato, dem hl. Johannes und Menu mit ihren moralischen Aufgaben greifen. Die Muse soll das Gegenstück der Natur und so reich wie sie sein. Ich finde sie nicht oft in Büchern. Wir kennen die Natur und denken sie uns als üppig, ruhig, zusammenhängend und prächtig in ihrer Fülle, so daß jede Schöpfung die anderen voraus verkündigt. Sie ist nicht stolz auf das Meer und die Sterne, auf Raum und Zeit, auf Mann und Weib. All' ihre Arten theilen die Abzeichen der auserlesensten Extreme. Aber in der landläufigen Literatur finde ich sie nicht. Die Literatur lenkt vom Leben ab, wiewohl sie sich anfangs damit zu verbinden scheint. Wie wenig herrschende Orakel gibt es in der Welt der Bücher! Homer that was er konnte, ebenso Pindar, Aeschylos und die gnomischen und tragischen Dichter der Griechen. Auch Dante war getreu, wenn ihn der grimmige Haß nicht fortriß. Aber in dem reichen Schatz englischer Poesie kann ich kaum neun oder zehn Schriftsteller zählen, die noch Fackelträger und Gesetzgeber ihres Stammes sind.

Der hohe Werth der Poesie beruht darin, daß sie uns auf eine Höhe hebt, die jenseits ihrer eigenen Grenzen liegt oder die sie doch nur selten erreicht — daß *sie die Menschheit* der Ordnung und Tugend unter-

wirft. Der ist der wahre Orpheus, der seine Oden nicht mit Sylben, sondern mit Menschen schreibt. „In der Poesie," sagt Goethe, „hilft uns nur das wahrhaft Große und Reine weiter, und dies besteht als eine zweite Natur, indem es uns entweder zu sich selbst emporhebt oder zurückstößt." Der Dichter muß neben der Muse auch die Menschheit in seinem Haupte tragen, wie in der Iliade der Wagenlenker neben dem Helden sitzt. „Zeiget mir einen schlechten Menschen," sagt Sarona*), „der sich mit Dichtkunst befaßt hat, und ich will euch darthun, wo seine Poesie keine Poesie ist, oder vielmehr, ich will euch beweisen, daß seine Poesie überhaupt keine Poesie ist."

Ich habe gehört, daß es eine Hoffnung gibt, die aller Wissenschaft von der sichtbaren und unsichtbaren Welt vorhergeht und vorhergehen muß, und die Wissenschaft ist die Verwirklichung jener Hoffnung in beiden Regionen. Ich sehe in Swedenborg und Wordsworth die Träger einer Reform in der Philosophie, welche die Poesie zu der Natur zurückführte und Natur und Geist wieder vermählte, indem sie die alte Scheidung aufhob, bei der die Poesie darbte und auf falschen Wegen ging und die Natur selbst verdächtig und ketzerisch war. Von der Philosophie, die einer Nation gelehrt wird, hängt ihre Religion, ihre Poesie, ihre Politik, ihre Kunst, ihr Handel und ihre ganze Geschichte ab. Ein gutes Ge-

*) In Miß Shepard's Roman „Gegenstücke" Band I., S. 67.

dicht — z. B. Shakespeare's „Macbeth" oder „Hamlet" oder „der Sturm" — macht den Weg durch die Welt, indem es sich verständigen Menschen darbietet, die es mit Freude lesen und ihren verständigen Nachbarn bringen. So zieht es die weisen und edeln Seelen an sich, bestärkt sie in ihren innersten Gedanken und verbreitet sich durch ihre Sympathie. Es geht über auf die Charaktere seiner Leser, indem es ihren Meinungen und Gefühlen eine gewisse Ausdrucksform gibt und dadurch auf ihre tägliche Handlungsweise einen unvermeidlichen Einfluß übt. Wenn sie Schiffe bauen, so schreiben sie „Ariel", „Prospero" oder „Ophelia" auf den Spiegel, und legen so etwas Zartes und Geheimnißvolles in bloße Geschäftssachen. Balladen und Romanzen wirken auf die Herzen der Knaben ein, die sie ihrem Reif oder ihren Schlittschuhen vorsagen, wenn sie allein sind; diese heroischen Lieder bleiben ihnen im Gedächtniß und bestimmen manche Entscheidung in ihrem späteren Leben. Wer glaubte wohl, Burns habe auf das Leben der Männer und Frauen in Schottland keinen Einfluß gehabt, habe nicht Manchem Augen und Ohren über die Schönheit der Natur, über die Würde des Mannes, über den Zauber und die Trefflichkeit des Weibes geöffnet?

Wir sind freilich — ich kann es nicht leugnen, — ein wenig allzu höflich gegen Homer und Aeschylos, Dante und Shakespeare, indem wir ihnen die Gefälligkeit der weitesten Auslegung erweisen. Wir müssen

auch hier etwas strenger sein und fragen, ob denn, wenn wir zu Hause sitzen und nicht zu Hamlet gehen, Hamlet zu uns kommt? ob wir das Trauerspiel unsres Daseins in dem seinen — unsere Hoffnungen, Wünsche, Leiden und Mißgeschicke nach dem Leben geschildert und den Weg zu dem Paradiese offen finden, das uns in unseren besten Stunden winkt? Aber unserer Ueberschätzung und Idealisirung der berühmten Meister liegt kein armseliger Boswellismus, sondern der Unmuth über die Mittelmäßigkeit zu Grunde. Das Lob, das wir jetzt unseren Helden spenden, nehmen wir zurück, wenn wir einmal größere Anforderungen stellen. Wie schnell wachsen wir aus den Kinderschriften und dann aus den Büchern, die uns in der Jugend entzückten, hinaus! Was wir einst als Poesie bewunderten, ist schon längst als Schall eines Blechdeckels entlarvt, und viele der späteren Bücher liegen weit hinter uns. Vielleicht werden Homer und Milton auch eines Tags Blechdeckel sein. Es ist immer gut, sich nicht zu leicht befriedigen zu lassen. Der Dichter sollte sich freuen, wenn er uns die Verachtung seines Liedes gelehrt, wenn er uns so ergriffen hat, daß wir erhoben sind, wenn er uns die geistigen Augen geöffnet hat, um weiter und besser zu sehen.

Je mehr das Leben eines Menschen mit der Wahrheit in Einklang kommt, desto mehr stimmen seine Gedanken zu dem Lauf der Naturgesetze, so daß er sie leicht durch natürliche Bilder ausdrückt oder sich der poetischen

oder extatischen Sprache bedient. Durch wechselnde Gemüthszustände werden alle natürlichen Thatsachen zuerst verdollmetscht. Je mehr aber sein Leben von dieser Einfachheit abweicht, desto mehr greift er zur Umschreibung — indem er durch viele Worte anzudeuten hofft, was er nicht sagen kann. Es gibt nichts ärgerlicheres, als wenn es Dichter, die das Denken und Fühlen der Welt am Besten aussprechen, an Aufrichtigkeit des Geistes und Gefühls fehlen lassen. Dann ist das Gewissen treulos und der Gedanke unweise. Um die Verdienste Shakespeares zu würdigen, muß man den „Faust" lesen. Mir scheint der „Faust" ein wenig zu modern und verständlich. Solche Waaren, wenn auch etwas untergeordnetere, können wir in verschiedenen Fabriken finden. „Faust" strömt über vom Widerlichen; das Laster ist hier prickelnd, einstudirt, französisch. In Jupiter's Gegenwart kann man Priapus zulassen als einen Sprößling, allein hier spielt letzterer eine erste Rolle. Die Selbstsucht und der Witz sind berechnet. Das Buch ist unleugbar von einem Meister geschrieben und steht leider mit der ganzen modernen Welt in Beziehung; aber es ist ein sehr widerwärtiges Kapitel in der Literaturgeschichte und spricht ebenso gegen den Verfasser wie gegen die Zeiten. Shakesspeare hätte gewiß auch unangenehm sein können, wenn er weniger Genius besessen und wenn das Häßliche ihn angezogen hätte. Kurz, unsere englische Natur und unser englischer Genius haben uns zu den herbsten Kritikern Goethe's gemacht,

„Die wir die Sprache sprechen,
Die Shakespeare sprach, und Glaub' und Sitten halten
Die Milton hielt."

Nicht auf den Styl oder ein neues Bild mehr oder weniger kommt es an, sondern auf den gesunden Geist. Das Leben soll nicht gewöhnlich sein, sondern ein in jedem Theil vollendet schönes Bild darstellen, der alte vergessene Glanz des Weltalls soll wieder für uns aufgehen — wir sollen unsern Witz verlieren und unsere Vernunft gewinnen. Und wenn einmal das Leben den Polen der Natur treu ist, so werden uns die Ströme der Wahrheit im Liede durchrauschen.

Uebersinnlichkeit.

Bei einem Cotillon tanzen immer nur einige Personen, während die Andern warten, bis die Reihe an sie kommt. Beim Tanze Gottes ist nicht Einer, der nicht anfängt, sich zu drehen, so fest er jetzt auch steht, sobald die Musik und der „Pas" an ihn kommt. O himmlischer Bacchus, schlage sie mit Wahnsinn, diese Menge von Taugenichtsen, die nach Beredtsamkeit und Poesie dürsten, die nach Symbolen schnappen, die verkommen aus Mangel an Elektricität, um die allzu fette Waide lebendig zu machen, und sich während der langen Frist mit dem falschen Wein von Alkohol, von Politik oder von Geld entschädigen!

Jeder Mensch kann zu Zeiten auf eine Warte erhoben werden, von wo aus er über den gemeinen Ver-

stand weg nach der moralischen und geistigen Wahrheit blickt; in dieser Stimmung geht er dann unumschränkt mit der Materie um und reiht Welten wie Perlen an seine Gedanken. Der Erfolg, mit dem dies geschieht, kann allein über die Echtheit der Inspiration entscheiden. Der wahre Dichter ist deßhalb so selten, weil er ausnehmend lebendig und sympathetisch und doch zugleich unwandelbar gesammelt sein muß. Wird nicht in guter Gesellschaft, ja unter den Engeln im Himmel alles in schöner Parabel und nicht so knechtisch, wie es dem Verstande aufstieß, ausgesprochen? Alles wird symbolisirt; die Dinge sind nicht fremd, wie sie anfangs scheinen, sondern verwandt. Wenn wir ein wenig warten, so sehen wir die entfernte hyperbolische Curve zurückkehren. Der Alltagsmensch klagt, daß der Idealist die Grundthatsachen aus den Augen läßt, der Dichter klagt, daß der Alltagsmensch den Himmel außer Acht läßt. Jede Pflanze ist mit zwei Kräften begabt, die eine schießt als Wurzel in den Boden, die andre aufwärts als Baum. Man muß wissenschaftlich geübte Augen haben, um im Samen seine Knoten zu sehen; man muß die Inspiration der Dichter besitzen, um im Gedanken schon seine Zukunft zu erkennen. Der Dichter ist der Vertreter, der ganze Mensch, der Diamantenverkäufer, der Emancipator, er dient der Welt als Secretär und schreibt die Genesis nieder. Die Natur der Dinge ist im Fluß begriffen. Der freie Geist sympathisirt nicht nur mit der vorhandenen Form, sondern mit der

Kraft selbst und mit den möglichen Formen; doch gab uns Gott, zum Zweck der unabweislichen Eintheilung, einen Ruhepunkt in den gegenwärtigen Gestalten. Daher der Freudenschauer, mit dem wir in jedem klaren Moment die Metamorphose erkennen, weil sie immer eine Eroberung, eine Ueberraschung aus dem Innersten der Dinge ist. Man könnte von der Kraft in den Werken der Natur sagen, Alles hänge von der Batterie ab. Wenn sie einen Stoß gibt, so gelangen wir zur Fischgestalt und bleiben da stehen; bei zwei gelangen wir zum Vogel; bei drei zum Vierfüßler; bei vier zum Menschen. Die Macht der Verallgemeinerung unterscheidet die Menschen. Die Zahl der aufeinander folgenden Sprünge, die der rasche Gedanke machen kann, ist der Maßstab für den Unterschied zwischen dem höchstentwickelten und dem niederststehenden Menschen. Das rastlose Vorwärtsstreben beweist, daß die göttliche Kraft in den Menschen übergegangen ist und ihm innewohnt. Wenn der weiteste Kreis gezogen ist, so kann immer noch ein weiterer um ihn her geführt werden. Das Problem des Dichters ist, Freiheit mit Präcision zu vereinigen, den Genuß der Farbe zu gewähren und doch zugleich der gewaltigste Bildhauer zu sein. Manchem scheint die Musik oder der zarte feine Lavendelduft genügend; aber Dante war ganz Imagination, ganz Flugkraft und schrieb doch wie Euklid. Shakespeare ist gleich groß im Komischen und im Zärtlichen und Süßen, wie im Erhabenen und Schrecklichen. Auf etwas mehr

oder weniger Geschicklichkeit im Pfeifen kommt es nicht an. Man denke nur an die langweiligen Pentametergeschichten von Dryden und Anderen. Ein Chausséehaus ist eben etwas Anderes als blauer Himmel. Der Dichter muß vor Allem aufhören, wenn seine Inspiration zu Ende ist. Am Hof der Musen gilt die unerbittliche Regel: „Entweder Inspiration oder Schweigen," und sie gebietet dem Sänger, nur von seinen höchsten Augenblicken zu sprechen. Sie lehrt die überwältigende Macht weniger Worte und verachtet im Verhältniß zur Inspiration die Geschwätzigkeit. Vieles was wir Inspiration nennen ist nur glatter Vers. Die hohe Poesie, die die Menschheit durchschauern und bewegen, Jugend und Gesundheit wieder herstellen, die Träume, unter denen die Menschen hintaumeln, zerstreuen, der Welt neue Gedanken und den Völkern Kraft und heroisches Streben bringen soll, ist tiefer verborgen und schwerer zu finden, als Amerika und Australien, als die Entdeckung des Dampfs oder der galvanischen Batterie. Wir dürfen aus den Fehlern der Poeten keine nachtheiligen Schlüsse gegen die Poesie ziehen. Dieselben stehen ja, wie wir täglich erfahren, auf den verschiedensten Stufen der Kunst, einige von ihnen haben nur ein oder zweimal eine Inspiration empfangen und sind sofort wieder in's Gemeine herabgesunken. Der Tropfe Ichor, der ihnen in den Adern prickelt, hat ihr Blut noch nicht verfeinert, und kann nicht den ganzen Menschen zur Funktion des Ichors,

das heißt zur göttlichen Natur erheben. Es wird eine Zeit kommen, wo der Ichor ihr Blut ist und was jetzt nur Ahnungen und Bestrebungen sind, zum Alltäglichen wird. Aber auch unvollkommene Aufflüge zu Poesie und Gedanken sind Vorboten und verkünden den anbrechenden Tag. Im Schlamm des sinnlichen Lebens sind ihre Religionen, ihre Dichter, ihre Bewunderung für Helden und Wohlthäter, selbst ihre Romane und Zeitungen, ja sogar ihr Aberglauben Verfechter des Ideals und das Tauwerk, das sie aus dem Sumpf empor zieht. Die Poesie ist unschätzbar als ein Hort des Glaubens, ein einsamer Protest gegen das Aufbrüllen des Atheismus.

Aber so viele Menschen sind schlecht geboren oder schlecht erzogen, ihr Verstand ist so befleckt, ihr Hirn so unvollkommen, so unheroisch geformt — Hirn der Söhne gefallener Menschen —, daß die Lehre auch nur unvollkommen aufgefaßt werden wird. Ein Mensch erblickt einen Funken oder Schimmer von Wahrheit und trägt ihn weiter — sein Ausspruch wird eine Sage, ein goldenes Sprichwort für ganze Zeitalter, andere berichten Aehnliches, aber keiner das Rechte und Ganze. Gedichte —? wir haben kein Gedicht. Wenn einmal dieser Engel geboren wird und auf Erden erscheint, so wird die Ilias zur armseligen Ballade herunterſinken. Ich zweifle nie an dem Reichthum der Natur, an den Gaben der Zukunft, an dem unendlichen Schatz des Geistes. Ja, wir werden unsere eigenen Dichter, unsere Symbole, unsere Mythologie und Religionen haben.

Auch wir werden einst dieses ganze Reich, diese Industrie, diese westliche Civilisation in den Gedanken überzutragen wissen, so gut als es die Alten konnten, so lang der Künste noch wenige waren, aber nicht dadurch, daß wir es hoch, sondern daß wir es nieder anschlagen. Der Intellekt gebraucht, aber wird nicht gebraucht — er benutzt London, Paris und Berlin zu seinen Zwecken. Nur ein Herz, das aus sich selbst, nicht aus der Gesellschaft ein Gegengewicht gegen diese zieht, kann uns helfen. Wie, wenn wir Parteilichkeit und Niedrigkeit in uns selber finden? Die Größe unsers Lebens besteht uns zum Trotz — über, unter und in uns in Allem dem, was unvermeidlich ist und über unsrer Controle steht. Menschen sind ebenso gut Thatsachen wie Personen, und das Unwillkührliche in ihrem Leben reicht hin, den Geist auszufüllen und sie nichts sagen zu lassen was so trivial wäre wie ihr Denken und Thun. Früher oder später wird Das, was jetzt Leben ist, Poesie sein, und jeder schöne und männliche Zug ein vollerer Klang im Liede werden.

Gesellschaftliche Ziele.

Schon viel böswillige Kritik ist über amerikanische Sitten hergefallen. Doch glaube ich nicht, daß uns dies zu verdrießen braucht, vielmehr, wenn wir klug sind, nehmen wir uns den Wink zu Herzen und streben die Schäden auszubessern. So werden unsere Tadler zu unseren besten Freunden, wiewohl es nicht in ihrer Absicht lag. Gesellschaftliche Sitten sind aber in jeder Hinsicht ein Gegenstand, der stets das Interesse denkender Menschen wach hält. Wer ist nicht entzückt von feinen Manieren? Ihr Zauber kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden; sie sind eine fortwährende Verheißung des Unerfüllbaren, sie sind Musik, Skulptur und Malerei für Manchen, der auf Würdigung dieser Künste keinen Anspruch erhebt. Es ist sogar wahr, daß Anmuth reizender ist als Schönheit. Und doch ist es unmöglich, dieses Gut mit Ueberwindung eines unglücklichen Temperaments zu erlangen, wenn man nicht in guter Gesellschaft aufgewachsen ist; und daher empfiehlt sich die weise Vorsorge, sich selbst und seine Kinder so viel wie möglich an gebildete Gesellschaft zu gewöhnen.

Einigen feingebildeten Personen danke ich den unschätzbaren Wink, daß sie im Benehmen das allererste

Zeiche
Benehr
wenige
lich au
Nature
frei un
welche
deſſen
der u
Entſch
ſchöpf

tigen
den ju
ſchaften
die Ge
ſeinen
Alles
ſich ni

gehen, wenn er Luſt hat, denn auch am Seeufer und in der Turnſchule verläßt ihn ſeine Ueberlegenheit nicht. Wer aber dieſes ſchöne Gewand der Lebensart nicht beſitzt, der iſt auf ſeine Kleidung bedacht und dann ebenſo auf ſein Haus, ſeine Möbel, Gemälde und Gärten, durch die er ſich und ſeine Mängel zu decken hofft. „Sitten ſind ſtärker als Geſetze.“

Es iſt erſtaunlich, welche Vortheile ſie gewähren. Die vollkommene Vertheidigung und Iſolirung, die ihre Folge ſind, bilden eine unüberwindliche Schutzmauer. Wenn gleich der Menſch, der ſo angethan iſt, mit dir ringt oder ſchwimmt, im ſelben Zimmer wohnt und am ſelben Tiſche ſpeiſt, ſo iſt er doch tauſend Meilen entfernt und kann jeden Augenblick mit dir abſchließen. Manieren ſcheinen ſtets zu ſagen: „Du biſt du und ich bin ich.“ Bei ſehr zarten Naturen errichten Temperament und Bildung dieſen undurchdringlichen Wall. Balzac ſagt ſehr richtig: „Selbſt Könige können die höfliche Zurückhaltung, die ſich hinter ihrem Erzſchild verſchanzt, nicht zum Kapituliren zwingen.“

Die Natur ſelbſt ſcheint Manieren zu ſchätzen, denn ſie hat den erſten Keim dazu gelegt. Wer lehrt ein kleines Kind majeſtätiſche, freimüthige, freundliche, demüthige Geberden, wer anders als die Muhmen und Tanten, die ihm den Hof machen? Dem kleinſten Wickelkind wird ſo viel Schmeichelei entgegen gebracht, wie ſonſt nur Königen, und da es ſich dieſem Hofſtaat gegenüber ganz gehen laſſen kann, ſo wirft es ſich

in die Stellungen, die den ihrigen entsprechen. Sind sie freundlich, so ist es ernst; sind sie lebhaft, so ist es nachlässig; sind sie anmaßend, so ist es würdevoll und unerbittlich. Und dieses Schauspiel wiederholt sich täglich in Hütten wie in Palästen.

Die Natur ist der beste Anstandslehrer. Ein unbehilflicher Mensch wird anmuthig im Schlaf, bei harter Arbeit oder in angenehmer Erregung. Kinder zeigen bei ihren Spielen, zu Haus und auf der Straße liebliche, einnehmende, königliche Geberden, ehe sie kriechen und sich bücken lernen. Der Gedanke ist es allein, der über die Glieder verfügt, je nachdem er die Haupt- oder die Nebenrolle spielt, keine Kunst kann ihm entgegenwirken oder ihn verheimlichen. Man gebe mir einen Gedanken, und meine Stimme und mein Gesicht, meine Hände und Füße werden sofort den rechten Weg finden. Dagegen sind wir unbehilflich, wenn es uns an Gedanken fehlt; die Eingebung war dann dürftig und reichte nicht bis in die Fuß- und Fingerspitzen.

Es ist ein abgenütztes Romankunststück, die abstoßenden Manieren des Pedanten, der zu lang im Studierzimmer gelebt hat, zu schildern. Geistig angelegte Naturen gelten oft für gewöhnlich, weil sie sich schüchtern und schwerfällig unter den eleganten Weltmenschen bewegen. Wenn aber die Eleganten dabei auch intelligent sind, so wird der ungewandte Gelehrte so inspirirt und umgewandelt, daß er die angenehmsten Manieren entfaltet. Ein intelligenter Mensch,

wenn auch von geringer Lebhaftigkeit, fühlt sich sofort verstärkt, wenn er in Gesellschaft von Gelehrten kommt, und gibt zum allgemeinen Erstaunen den Ton an. Oft halten wir einen Menschen für unfähig oder zaghaft, der nur am falschen Platz steht. Wenn man ihn dann in eine neue Gesellschaft bringt, so entdeckt man die ausgezeichnetsten Eigenschaften und die unerwartetsten Vorzüge an ihm. In einer Gemäldegallerie kommt sehr viel darauf an, wie die Bilder aufgehängt sind, eben so in Gesellschaft wie die Sitze vertheilt werden. Rechte Zeit und rechter Ort sind die Hauptsache. Wenn ein Mensch einen Gefährten findet, der vollkommen zu ihm paßt, so fängt die Geselligkeit an und das Leben wird köstlich.

Wie viel Behagen können angenehme Manieren gewähren, und wie viele Bande werden durch sie geknüpft! Während mich der Eine durch sein Benehmen gleichsam an die Wand nagelt, hebt mich ein Anderer mit sich zu den Sternen. Der Eine kann vermöge seiner Stimme ein Regiment zum Hurrahrufen bringen, die des Andern verhallt ungehört. Die Natur verlieh uns Allen zu unserem Heil und unserer Sicherheit einen offenen Sinn für diese Zeichen. Während die einen Gesichter vom Geist erleuchtet sind und zum Vertrauen einladen, stehen auf den andern deutliche Warnungen geschrieben, deßgleichen gibt es Stimmen, die hart und rauh sind, und zu Zeiten sogar in ein heiseres Gebell übergehen, indeß die andern durch ihren Wohlklang Sympathie erwecken. Zwischen schwerfälligen und ge-

nialen Manieren ist derselbe Unterschied wie zwis
Wahrnehmungen Achtzigjähriger und denjenigen n
junger Mädchen, die im Handumdrehen Alles üb

Manieren enthüllen das Verborgene und v
jedes Mißverhältniß, jeden Mangel an Symm
Geist und im Charakter. Es ist ein Gesetz
Körperbeschaffenheit, daß sich jeder Wechsel d
drucks augenblicklich in unserer Miene und unse
tung ausspricht, wie der Wandel der Zeit
Zifferblatt einer Uhr. Wir sind vielleicht zu
sichtig, um sie zu lesen, aber die Aufzeichnung
zweifelhaft vorhanden, und Einzelne sind auch
sinnig genug, sie zu entziffern. In Borrow
vengro" entdeckt der Zigeuner augenblicklich an
sicht und der Miene seines Kameraden, daß
Glücksfall zugestoßen ist und daß er Geld hat
hört oft genug heutzutage, der Credit müsse a
werden. Sollen wir dies wirklich thun? W
Fremder kommt, um dir Waaren abzukaufen
du ihm nicht in's Gesicht und richtest deine
darnach ein? Der Credit soll abgeschafft werden
müßte man zuvor Gesichter und Charaktere a
denn der Credit ist nur ihr Widerschein. So
Menschen als Kinder zur Welt kommen, müsse
ersten vierzehn oder achtzehn Jahre auf Cred
Jeder unschuldige Mensch trägt ein Zahlungsv
und somit Credit auf seinem Gesicht. Wenig
werde es in Zukunft geben? Dies ist ein Irr

wird sogar immer mehr und mehr geben. Der Charakter muß Vertrauen finden, und im selben Maß mit der Moralität eines Volkes wird sich die Ausdehnung seines Creditsystems steigern.

Ich weiß sogar eine kleine Klugheitsregel für den angehenden Praktiker, die Benj. Franklin zwar niederzuschreiben versäumte, die aber gleichwohl einem jungen Menschen von Nutzen sein kann: Gehe nie zu deinem Schuldner, um ihn an die Bezahlung einer Schuld zu mahnen zu einer Zeit, wo du gar keine andern Hilfsquellen hast. Er wird sofort aus deinem Ton und deiner Miene merken, wie es mit dir steht, und dich wie einen Bettler behandeln. Arbeite und darbe lieber noch etwas länger, warte, bis sich deine Verhältnisse günstiger gestalten und du andere Mittel zur Hand hast, dann wirst du ganz anders auftreten und er wird deine Ansprüche mit vollkommener Achtung aufnehmen.

Freilich, wir Alle möchten gerne anmuthig sein und uns durch unsere Manieren zur Geltung bringen, aber die Jugend in Amerika ist gewöhnlich arm und abgehetzt, es fehlt ihr an dem ruhigen Behagen und an der Gesellschaft, in der man feines Betragen lernen kann. Aber Ehrgefühl und Dienstfertigkeit machen alle unsere Mühe überflüssig. Das Leben ist nicht so kurz, daß man nicht immer noch Zeit zur Höflichkeit hätte. Das Haupterforderniß der Eleganz ist Selbstbeherrschung. „Bleibe kühl und du wirst alle beherrschen," sagte St. Just, und der verschmitzte Talleyrand pflegte noch im

Alter zu sagen: „Surtout messieurs, pas de zèle!“ — „vor Allem, meine Herren, nicht hitzig!“

Wozu stellt man Statuen im Zimmer auf, wenn sie den Besitzer nicht lehren, daß er, sowie die Klingel erschallt, still sitzen soll wie sie? „Iß an deinem Tisch, wie du am Tisch des Königs essen würdest,“ sagte Confucius. Es ist ein trefflicher Brauch bei den Quäkern — wenn auch nur als eine Schule des Anstands — daß sie vor Tisch ein stilles Gebet halten. Es unterbricht die laute Heiterkeit und führt ein kurzes Nachdenken herbei. Nach der Pause nehmen Alle das gewöhnliche Gespräch wieder auf, aber von einem erhöhten Standpunkt aus. Welch ein Dämpfer auf die Heftigkeit, die manchmal mit zu Tisch gebracht wird — auf den Zorn und den Jammer wegen Kleinigkeiten!

Es ist eine Regel für feine Manieren, jede Uebertreibung zu vermeiden. Eine Dame verliert, sobald sie zu leicht und zu lebhaft bewundert. Bei Mann und Frau büßen das Gesicht und Haltung an Bedeutung ein, sowie sie Bewunderung auszudrücken sich bemühen. Durch Hitze bringt sich der Ueberlegenste um seinen Vortheil und gibt untergeordneten Menschen das Heft in die Hand. Was braucht Einer, der kein Klatschbruder ist, sich zu geberden wie ein Klatschbruder und eifrig weiter zu sagen, was die Zeitungen und die Nachbarn erzählen? Sprich deine Meinung ohne Entschuldigung aus. Vor allem kommt es auf die Geberden an, durch die sich dein Nebenmensch überzeugen muß, daß du guten Muthes bleiben wirst,

möge er nun gute oder böse Neuigkeiten bringen. Selbstbeherrschung ist das Wichtigste. Jeder hat einen lärmenden, sinnlichen Wilden in sich, den er niederhalten muß und seine Stärke in Schönheit verwandeln. Welch untrügliches Kennzeichen ist z. B. das Lachen. Es scheint oft verschiedene Generationen sorgfältigster Erziehung zu bedürfen, um einem Menschen das Quieken oder Juchzen abzugewöhnen. Manchmal, wenn ihm fast in allen Ausdrücken der Choctaw und der Sklave ausgetrieben ist, verräth sich eine rohe Natur noch in verachtungswerthem Freudengequieks. Es ist zur Verfeinerung des Salons nothwendig, diese Freudenausbrüche unter strenge Controle zu stellen. Lord Chesterfield hatte schon früh diese Entdeckung gemacht, denn er sagt: „Ich bin fest überzeugt, daß, seit ich den Gebrauch meiner Vernunft besitze, kein menschliches Wesen mich je lachen gehört hat.“ Ich weiß freilich, daß auch hier zwei in's Spiel kommen, und daß in Gegenwart gewisser großer Geister die unbändige Natur manchmal wieder ausbrechen muß.

Um auf einen verwandten Gegenstand überzugehen, sollen hier ein paar Worte über die Kleidung gesagt sein, durch die sich unsere Kultur kennzeichnet. Keine Nation ist vernünftiger gekleidet als die unsere, und Jedermann sieht einen gewissen moralischen Vortheil darin. Wenn der junge europäische Emigrant, nachdem er einen Sommer hart gearbeitet hat, zum ersten Mal einen neuen Rock anlegt, so hat er damit noch weit

Mehr angezogen. Die guten und passenden Kleider bringen ihn auf den Gedanken, daß er sich auch benehmen müsse wie Leute, die so angezogen sind, und unbemerkt aber stetig wird sein Benehmen besser. Eine ganz andere Classe unserer eigenen Jugend möchte ich dagegen in Betreff der Toilette im Allgemeinen daran erinnern, daß die Einen ihrer bedürfen und die Andern nicht. Ein König oder ein General z. B. braucht keinen schönen Rock und eine bedeutende Persönlichkeit kann sich in dieser Hinsicht jede Mühe sparen. Man begegnet immer schlampige Leute in State-Street und Wall-Street*), die darum in keinem geringeren Ansehen stehen. Wenn Einer Talent und Lebensart hat, mag er sich immerhin grob und nachlässig kleiden, denn der Anzug fällt nur auf, wenn Geist und Charakter schlummern. Wäre der Intellekt und jedes edle Gefühl beständig wach, so könnte man in Zwillich oder in einem Sack gehen und diese Kleidung würde bewundert und nachgeahmt. Man denke nur an Georg Herbert's Maxime: „Der schlechte Rock wird stattlich sein durch mich." Wenn Jemand jedoch empfindlich ist und keine starken Nerven hat, so thut er vielleicht wohl, in einen guten Laden zu gehen und sich tadellos zu kleiden. Er kann dann alle Besorgniß von sich werfen, und wird in dieser Vollkommenheit leicht eine Erhöhung seines Selbstvertrauens finden, eine Ver-

*) Zwei der Haupt-Handels- und Verkehrs-Straßen, diese in New-York, jene in Boston. Anm. d. Uebers.

stärkung, die bei gesellschaftlichen Begegnungen die Wage nach seiner Seite neigt und ihm gestattet, fröhlich in Unterhaltungen einzugehen, in denen er sonst wortkarg und verlegen gewesen wäre. Ich bin nicht unerfahren in diesem Punkt — ich habe mit bewundernder Unterwerfung die Bemerkung einer Dame gehört, welche versicherte, die Ueberzeugung, vollkommen gut gekleidet zu sein, gebe ein Gefühl innerer Ruhe, welches die Religion zu gewähren machtlos sei.

So viel über Manieren. Mit dem bloßen Geberdenspiel jedoch sind wir nicht zufrieden, da es nur für die Augen berechnet ist. Wir verlangen wirkliche Geistes- und Herzensbeziehungen, wir verlangen Freundschaft, Verständniß, Tugend und ein innerliches Leben, um sich wechselseitig zu durchdringen. Zur Wohlfahrt sind zwei oder drei verständige, rechtschaffene und liebenswürdige Genossen nöthig, mit denen man das Leben verbringt — Genossen, mit denen man jeden Tag ein paar vernünftige Worte sprechen, an denen man sich selber messen kann, und die einander gegenseitig bei der Tugend und Vernunft festhalten; nach diesen suchen wir beständig. Unschätzbar muß ein Freund sein, dem man sagen kann, was man sich selbst nicht sagen kann, und wir Alle legen von Zeit zu Zeit unsern Gefährten Bekenntnisse ab oder hören solche von ihnen, die es unmöglich zu machen scheinen, daß man sich je wieder fremd wird. „Einen Freund oder den Tod!“ heißt ein persisches Sprichwort. Ich glaube, die Erfahrungen Vieler auszusprechen, wenn

ich hier meine eigenen niederschreibe. Ein paar mal in meinem Leben habe ich Menschen von so guter Natur und so guter Erziehung begegnet, daß uns jedes Thema offen stand und ohne die Möglichkeit einer Beleidigung oder Empfindlichkeit besprochen wurde, — Leute die nicht verletzt werden konnten. Ein Freund von mir sagte einmal von gewissen Bekannten: „Es ist keiner unter ihnen, den ich nicht jeden Augenblick beleidigen kann.“ Für die Gesellschaft dagegen, von der ich jetzt spreche, gab es keine Plattheit, keinen Anstoß. Alle Fragen wurden erörtert — Leben, Liebe, Ehe, Geschlecht, Haß, Selbstmord, Magie, Deismus, Kunst, Poesie, Religion, Ich, Du, die Andern und Was sonst noch, und das alles mit einer Offenheit und einer Lebhaftigkeit, die aus dem Adel ihrer Gesinnungen und ihrer muthigen Wahrheitsliebe entsprang. Das Leben dieser Menschen verfloß eben so ruhig und bejahend wie ihr Gespräch. Dasselbe war für sie ein beständig wechselndes Experiment, voll Größe und Erfolg, das nichts mit der hitzigen und eiligen Geschäftigkeit der Welt gemein hatte. Das Entzücken an guter Umgebung, an reiner, glänzender, geselliger Atmosphäre, die unvergleichliche Behaglichkeit einer Gesellschaft, in der Alles ruhig ausgesprochen werden kann, in der jedes Mitglied ein reines Echo zurückgibt, in der eine weise Freiheit, eine ideale Republik von Geist, Einfachheit, Wissen und vollkommenem Wohlwollen herrschen, verdoppeln den Werth des Lebens. Dies rechtfertigt auch die eifersüchtige Strenge, mit der die Thüren ge-

schlossen werden. Sieh nicht mit scheelen Augen auf die Gesellschaft oder den Club, der dich nicht aufnehmen will. Jeder höher organisirte Mensch kennt den Werth socialer Schranken, denn der beste Kreis ist ihm schon oft durch Eindringen schlechter Gesellen verdorben worden. Daher wird er vor Allen das Recht der Wahl heilig halten, weil er fühlen muß, daß die Ausschließungen im Interesse der Zulassungen liegen, wenn sie gleich in diesem Augenblick seine Wünsche durchkreuzen.

Der Drang nach Geselligkeit ist sehr stark im Menschen, aber man muß mit Vorsicht und Auswahl verfahren. Es ist ein Mangel in unseren Sitten, daß es noch keine vorgeschriebene Grenzlinie für Besuche gibt, und es beweist eine noch unentwickelte Civilisation, daß jede elegante Dame, jeder wohlgekleidete Herr die Freiheit haben, einen Besuch bei ernsthaften Leuten länger als zehn Minuten auszudehnen. Die allgemeine Etiquette sollte eine eiserne Grenzlinie vorschreiben, eine bestimmte Zeit, nach deren Ablauf ohne ausdrückliches Nachsuchen von Seiten des Besuchers oder des Empfängers keine Minute weiter gestattet sein dürfte. Eine solche Strenge brächte freilich ihre Unannehmlichkeiten mit sich, aber aus der Ermanglung derselben entstehen noch weit größere. Einen Staatsangestellten stören heißt sich an der Zeit der Nation versündigen. Und doch müssen sich Präsidenten der Vereinigten Staaten durch ungeschliffene Schwätzer aus dem Westen und dem Süden (ich will hoffen, daß dies die einzigen sind) belästigen lassen, bis

des Gevatters unermeßliche Beine vom Sitzen müde sind, dann begibt er sich glücklich fort, und die Nation athmet auf.

Es ist unbestreitbar, daß eine heitere, offenherzige Unterhaltung unsere Fähigkeiten verdoppelt, denn durch das Bestreben, unsere Gedanken einem Freund zu enthüllen, machen wir sie uns uns selbst klarer, und geben ihnen eine Fülle von Erläuterungen mit, die uns selber förderlich sind und uns entzücken. Es kann vorkommen, daß der Eine von den Lippen des Anderen größere Weisheit vernimmt, als je wieder ein dritter von einem von Beiden. Solche Bande stehen unter dem besonderen Schutz der Vorsehung. Ein sehr verständiger Mann sagte mir einmal: „Alle, die ich kenne, kommen zusammen," womit er ausdrücken wollte, er brauche sich nicht die Mühe zu geben, seine Freunde einander vorzustellen, da sie sich so sicher wie durch Gravitation zusammen fänden. Jede Seele muß einer andern ergeben sein, der wahre Freund muß auf jede Tugend in uns Anziehung üben. Unser Hauptbedürfniß im Leben ist ein Wesen, das uns zur Entfaltung unsrer Kräfte zwingt. Mit dem geliebten und geehrten Gefährten haben wir leicht groß sein. Wir treten aus unserem beschränkten Dasein heraus und sehen den großen Dom sich über uns wölben, wir sehen den Zenith über unserem Haupt und den Nadir unter unseren Füßen.

Die Sprache ist eine Macht, sie ist uns gegeben, um zu überreden, zu bekehren und zu überwältigen.

Durch sie sollen wir unseren Nebenmenschen von seinem Irrweg auf die rechte Bahn führen, sie soll Missionär und Träger alles Guten und Edeln sein. Die Tugend spricht zur Tugend, das Laster zum Laster, ein jedes zu dem ihm verwandten Zug in den Menschen, mit denen wir umgehen. Ist Einer trocken und argwöhnisch auf seiner Hut, so sind die Andern eben so gegen ihn, erhebt er sich aber zur Offenheit und Freimüthigkeit, so sieht er sich früher oder später belohnt.

In dieser Kunst der Conversation ist das Weib, wenn nicht Königin und Siegerin, so doch gewiß Gesetzgeberin. Wenn ein Jeder seine Erfahrungen durchgehen wollte, so würde er das Gespräch überlegener Frauen als das Beste erkennen, was ihm zu Theil geworden; ein solches Gespräch ist herrlicher als Gesang, es trägt Geist, Charakter, weisen Rath und Liebe so leicht als den anmuthigsten Witz, von dem es geschmückt ist. Solche Frauen sind nicht nur selber weise, sie machen auch uns dazu. Keiner kann Meister in der Conversation sein, der nicht viel von Frauen gelernt hat, ihre Gegenwart und Inspiration sind für Erfolg darin wesentlich. Steele sagt von seiner Geliebten, „sie geliebt zu haben sei eine liberale Erziehung gewesen.“ Shenstone legt in seiner Beschreibung der Französinnen ein treffliches Zeugniß von diesem Einfluß ab. „Es gibt eine Eigenschaft, worin sich kein Weib der Welt mit der Französin messen kann — dies ist die Macht geistiger Anregung. Sie ist im Stand, einem Blödsinnigen Witz zu entlocken.

Sie berührt mit solcher Gewandtheit die Saiten der Eigenliebe, daß sie der Phantasie eine unerwartete Stärke und Gelenkigkeit verleiht, und einen Körper, der nicht elektrisch schien, elektrisirt." Coleridge achtet gebildete Frauen als die Bewahrerinnen und Hüterinnen des „reinen Englisch", und Luther rühmt den Vorzug „reiner deutscher Sprache" an seiner Frau.

Madame de Staël war nach dem einstimmigen Urtheil aller ihrer Bekannten die ausgezeichnetste Gesellschafterin ihrer Zeit, wiewohl jene Zeit an hervorragenden Männern und Frauen reich war. Sie kannte alle in der Literatur und in der Gesellschaft ausgezeichneten Menschen in England, Deutschland und Italien ebensowohl wie in Frankreich, obgleich sie mit charakteristischem Nationalstolz sagte: „Conversation wie Talent gibt es nur in Frankreich." Madame de Staël schätzte nichts außer Conversation. Als man ihr den wundervollen Genfer See zeigte, rief sie: „O um eine Gosse in der Rue du Bac!" — so hieß nämlich die Straße, in der ihr Haus stand. Und eines Tags sagte sie ganz ernsthaft zu Herrn Molé: „Wenn ich nicht die Meinung der Menschen respektirte, so würde ich das Fenster nicht aufmachen, um den Meerbusen von Neapel zum ersten Mal zu sehen, während ich fünfhundert Meilen weit ginge, um mit einem genialen Mann, den ich noch nicht kenne, zu plaudern." Ste. Beuve erzählt von dem privilegirten Cirkel in Coppet, daß die Gesellschaft einmal *von einem* Ausflug auf dem Heimweg nach Coppet in

zwei Kutschen von Chambéry nach Aix zurückgefahren sei. Die Insassen der ersten Kutsche hatten mancherlei Unfälle zu berichten — ein entsetzliches Gewitter, schauderhafte Wege, Gefahr und Angst der ganzen Gesellschaft. Die der zweiten hörten bei ihrer Ankunft mit großem Staunen diese Erzählung — von einem Gewitter, von jähen Abhängen, von Schmutz und von Gefahr wußten sie nichts, sie hatten die Erde vergessen und eine reinere Luft geathmet. Eine solche Unterhaltung war zwischen Madame de Staël, Madame Récamier, Benjamin Constant und Schlegel geführt worden und alle schwelgten noch im Entzücken. Der Rausch der Unterhaltung hatte sie für das Wetter und die schlechten Wege unempfindlich gemacht. Madame de Tessé sagte: „Wenn ich Königin wäre, würde ich Madame de Staël befehlen, jeden Tag mit mir zu sprechen.“ Conversation füllt jede Kluft aus und ersetzt jeden Mangel. Wie gut ist die Anekdote von Frau von Maintenon, zu der sich eines Tags beim Essen der Bediente hingeschlichen und ihr zugeflüstert haben soll: „Bitte, Madame, noch eine Geschichte weiter; wir haben heute keinen Braten.“

Politik, Krieg, Parteien, Luxus, Geiz, Mode sind lauter Esel mit vollen Körben, um die Tafel des Königs „Geist“ zu bedienen. Es gibt nichts, das nicht zum Hebel oder zur Waffe würde.

Und doch haben wir oft genug Gelegenheit, unsre Nerven und unsre Charakterstärke zu erproben und kühn auch in den engsten Kreisen die Partei der Wahrheit

und der Unterdrückten gegen den Unterdrücker zu nehmen. Eine rechte Rede ist kaum von einer That verschieden. Man bedarf des Muths, um Fragen zu stellen, des Muths, um seine Unwissenheit bloszulegen. Der große Gewinn dabei ist — nicht zu glänzen und seinen Gefährten zu überwinden (denn dabei lernt man nichts als Einbildungen), sondern einen besser unterrichteten Gefährten zu finden, mit diesem zu kämpfen und auf allen Punkten zu unterliegen mit völliger Vernichtung aller eigenen Logik und alles eigenen Wissens. Eine solche Niederlage ist nützlich und lehrreich, denn dadurch lernt man das Wahre vom Schein unterscheiden und läßt den Schein nie wieder Eingang finden. Man eignet sich die Kriegskunst an, der man unterlegen ist, und geht künftig zum Kampf, umgürtet mit derselben Logik, die man als unwiderstehlich erfunden hat. Man erwirbt die fruchtbare Wahrheit statt der herkömmlichen aufgeputzten Lüge.

Man überlasse es der Natur, die Kosten zu bestreiten. Die Geberde und der Ton machen alles aus. Die Augen sollen einander nicht ausweichen, sondern begegnen. Wir dürfen nicht nach allen Windrichtungen auf Unterhaltungsstoff ausziehen, sondern müssen hübsch bei der Gegenwart und gesammelt bleiben; ein richtiges Gefühl wird dem Gespräch schon Nahrung zuführen, wenn Reden dankbarer ist als Schweigen. Wenn wir Besuch empfangen, so verführen wir ein thörichtes Ge*plapper, um* nicht ungastlich zu scheinen. Aber was man

nur um der Conversation willen sagt, ist eitel Dunst. Rede nie für den Schein, dein wahres Ich spricht laut dazwischen und straft dich lügen. Eine Dame meiner Bekanntschaft sagte einmal: „Ich lege keinen so großen Werth auf die Reden der Leute, als auf die Veranlassung dazu."

Die Hauptsache ist, der Wahrheit in's Gesicht zu blicken und mit Newton zu sagen: „Gegen Thatsachen kann man nicht streiten." Als nämlich Molyneux glaubte, durch die Beobachtungen über die Umdrehung der Erdaxe werde Newton's Gravitationstheorie umgestürzt, wollte er es Sir Isaak gelinde beibringen, der aber antwortete gelassen: „Es mag sein — gegen Thatsachen und Experimente läßt sich nicht streiten."

Aber es gibt auch Menschen, an denen jeder Bildungsversuch abgleitet, auf welche die Rede keinen Eindruck macht, fade, mürrische Leute, die man niederhalten und beschwichtigen muß, wie solche, die ein wenig benebelt sind. Andre gibt es, die sich nicht nur geckenhaft geberden, sondern auch darauf schwören, Geckenthum sei die einzig wahre Bildung, und wenn auch ihre sonderbare Art dir vielleicht pikant ist, so würden deine Freunde doch keinen Geschmack daran finden. Diese müssen von vornherein von der Liste gestrichen werden. Ich habe sogar einmal einen Mann von Genie kennen gelernt, der mich auf den Gedanken brachte, wenn Andere wären wie er, so würde jedes Zusammenleben unmöglich. Muß man denn immer nur

sprechen, um das letzte Wort zu behalten, und nie um der Wahrheit und geselligen Erheiterung willen? Bei ihm fand ich Innerlichkeit und Scharfsinn, klares Verständniß und die höheren Gaben, nämlich Erkenntniß des Wirklichen und die moralische Rechtschaffenheit, welche dazu gehört. Aber gleichwohl gehen all diese Vorzüge und alle Hilfsquellen seines Witzes und seiner Erfindungskraft für mich verloren, so oft ich es versuche, mit seinem Geist Zwiesprache zu führen, denn überall kommt ein altes, saures, hinterlistiges Paradoxon als Fußangel für den Gegner, und alle Zeit und Mühe ist verloren. Auch hüte man sich vor Späßen; hier kann nie genug Maß gehalten werden. Als Gewürz sind sie unschätzbar, aber als Speise verderben sie den Magen, und wir gehen unbefriedigt und beschämt von dannen. Sobald die Gesellschaft in diese Unterhaltung verfällt, haben wir keinen Olymp mehr. Der echte Witz reizt uns nie zum Lachen. Mahomet scheint mehrere Jahrhunderte voraus ein Blatt vom Baume Swedenborg's gepflückt zu haben, indem er im Koran schreibt:

„Am Tage der Auferstehung werden die, so sich mit Spöttereien abgegeben haben, vor die Thüre des Paradieses gerufen, und wenn sie davorstehen, wird ihnen vor der Nase zugeschlagen werden. Wenn dann umkehren, wird man sie vor eine andere Thür rufen, die ihnen, wenn sie kommen, gleichfalls verschlo werden wird, und so fort in alle Ewigkeit."

Vermeide alle Verneinungen, gib kein Aerg

durch deinen Weltschmerz, noch durch trübe Anschauungen über politische und sociale Fragen. Sprich nie über Krankheit; sogar wenn du deiner selbst in diesem gefährlichen Punkt sicher bist, hüte dich, in Gegenwart eines Siechlings darüber zu sprechen, er würde dir bald dein volles Theil davon zumessen.

Schönheit ist das erste Gesetz bei Tische, Achtung vor dem gemeinsamen Gefühl aller Gäste. Alles ist unzeitig, was nur zwei der Anwesenden oder einen Theil der Gesellschaft angeht. Der Takt wird dieses Gesetz nie auch nur einen Augenblick verletzen, nie sich in die Hausordnung einmischen, nie die Fehler der Abwesenden, das Kapitel der Ausgaben oder Geschäftsangelegenheiten besprechen. Liebende enthalten sich der Zärtlichkeiten, Feinde der Beleidigungen, wenn sie mit gemeinsamen Freunden in einem Zimmer beisammen sitzen.

Bleibe in deinem Innern zu Haus, und statt die Ansichten Anderer zu wiederholen, befrage dein Herz um deine eigenen, und wenn es schweigt, so schweige auch. Was wir von dir fordern, ist nicht deine thätige Einmischung oder eine Anstrengung deiner Denkkraft, sondern deine Bereitwilligkeit, ein Gefäß der schlichten Wahrheit zu sein. Um sich einen weiten Ueberblick in den höheren Fragen, wie den politischen und socialen, zu erwerben, muß man vor Allem Einsicht in die gewöhnlichen besitzen. Wenn dich Einer um Rath fragt, so wünscht er nicht, daß du dich auf den Kopf stellst

und dein Hirn anzapfst, sondern daß du deine gewöhnliche Einsicht auf die vorliegende Frage anwendest, mit sorgfältiger Vermeidung aller Pedanterie und Spitzfindigkeit, denn in guter Gesellschaft hält man sich nicht an die Worte, sondern an die Meinung seines Partners.

Erst die Manieren, dann die Unterhaltungsgabe. Mit der Zeit jedoch sehen wir ein, daß das eigentliche Leben weder im Einen noch im Andern liegt. Manieren sind etwas Aeußerliches, Gespräch etwas Zufälliges, und beide erfordern gewisse materielle Bedingungen, wie Haushalt, Kleidung u. s. w., kurz, Fülle und Wohlstand, da sich nur so gewisse feinere und feinste Fähigkeiten entfalten können. Im ganzen Volk der Hottentoten wird man nicht einen brauchbaren Menschen finden, der außerhalb seines Stammes etwas taugt; unter jeder Million von Europäern und Amerikanern findet man Tausende, die auf jedem Fleck des Erdballs brauchbar sein würden.

Das Ansehen, welches der Reiche überall in der Gesellschaft genießt, ist nicht ohne Sinn und Berechtigung. Die menschliche Vernunft spricht dadurch dem Bestreben, durch Fleiß und Kenntnisse Werthe zu schaffen, ihre Billigung aus. Jeder fühlt, daß es dem Menschen zukommt, über die Natur zu herrschen, sich mit den nöthigen Werkzeugen auszurüsten und die Elemente zu zwingen, für ihn zu arbeiten und ihm ihre Kräfte zu leihen. Ein Jeder muß suchen, seine Unab*hängigkeit* zu sichern; des Reichthums bedarf er nicht.

Der alte Confucius in China gestand zwar den Werth des Reichthums zu, aber er stellte eine Grenze auf: „Wenn das Streben nach Reichthümern sichern Erfolg verspräche, so würde ich sie meinetwegen als Stallknecht mit der Peitsche in der Hand zu erwerben suchen. Da aber das Streben auch erfolglos bleiben kann, will ich lieber dem Drang meines Herzens folgen.“ In Amerika sind alle gereiften Männer der festen Ueberzeugung, daß jeder junge Mensch von guten Anlagen durch Ausdauer eine angemessene Stellung erlangen kann. Wenn er nur Sinn für die Geschäfte und einen raschen Blick für günstige Gelegenheit hat, so kann er zu solchem Wohlstand kommen, daß er nicht nur im Stande ist, selber zu genießen, sondern auch Andern mitzutheilen.

Jede menschliche Gemeinschaft bedarf einer vornehmsten Klasse, welche in allen höchsten Künsten des Lebens vollkommene Erfahrung besitzen, welche weise, mäßig, tapfer und würdevoll sein und dem Staat die besten Stützen liefern soll. Jedes Land fühlt dieses Bedürfniß und hat seine eigenen Mittel ergriffen, dem Gemeinwohl solche Diener zu sichern. In Europa hat man in alter und neuer Zeit versucht, durch einen Erbadel mit Grundbesitz und Erstgeburtsrecht eine bevorzugte Klasse zu schaffen. Aber in der letzten Zeit ist diesem System der Prozeß gemacht worden und das Urtheil der Menschheit ist so ziemlich darüber gesprochen. Es sicherte freilich die Fortdauer der Familie, die Ueberlieferung der Gebräuche, eine gewisse äußere Bildung

und guten Geschmack, es schmeichelte dem Ohr durch stolze geschichtliche Namen, aber der tapfere Vater hatte gewiß nicht immer tapfere Söhne, und noch minder gewiß tapfere Enkel; Reichthum und Wohlleben verdarb die Rasse.

In Amerika hat die Nothwendigkeit, den Urwald auszurotten, Städte und Straßen anzulegen, jedes Haus sammt Scheune und Umzäunung selbst zu bauen, dann für Kirchen und Rathhäuser zu sorgen, die Mittel der Einwanderer erschöpft und die Bevölkerung arm gemacht; dieselbe Nothwendigkeit herrscht noch jetzt unter jeder neuen Ansiedlung in den Territorien. Diese Bedürfnisse verliehen in jedem Dorf wie in jedem Staate den öffentlichen Verhandlungen ihren eigenthümlichen Charakter. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, bei unseren ländlichen Versammlungen die Männlichkeit und den Edelsinn von sechs bis zehn Männern aus jedem Dorf zu bewundern, welche ganz vorzüglich sprachen und die Gemeindeinteressen mit größter Gewandtheit vertraten. Häufig höre ich auch die Angelegenheiten einer kleinen Stadt, der ich sehr nah stehe, mit einer Klarheit, einer Ausführlichkeit und einer Hochherzigkeit verhandeln, die mich in einer der größten Hauptstädte vollkommen befriedigen würde. Ich bin überzeugt, jeder meiner Leser hat schon ähnliche Erfahrungen gemacht. Auch ist es bekannt, daß man in jeder Stadt und Gemeinde immer eine Anzahl von Männern findet, die für die öffentliche Wohlfahrt besorgt sind und unbezahlt die schwierigste Arbeit im *Interesse* von Schulen, Kirchen, öffentlichen Plätzen,

von Geschmacksbildung und Verfeinerung übernehmen. Und ebenso wie in den Pflichten gegen den Staat, so auch in den Pflichten gegen die Gesellschaft. Unsere Herren von der alten Schule, das heißt vom Schlag eines Washington, Adams und Hamilton, waren nach englischen Vorbildern erzogen, und diese Erziehungsmethode lieferte in der vorigen Generation herrliche Muster, aber wiewohl noch Einige unter uns diese noch erlebt haben, fürchte ich doch, sie sind jetzt alle verschwunden. Aber die Natur ist heute nicht ärmer als gestern. Bei aller unserer Hast, bei allem Ablehnenden unserer Umgangsformen und all der geläufigen Selbstgefälligkeit, welche unsere Zeit hat, habe ich doch Beispiele einer ganz neuen Anmuth und Vollendung des Benehmens gesehen, die dem Land alle Ehre machen. Ich lernte unlängst zufälliger und glücklicher Weise, während ich meine Aufmerksamkeit gerade auf diesen Gegenstand gerichtet hatte, einen Amerikaner kennen, auf den wir stolz sein dürfen. Nie habe ich so viele Fähigkeiten, so viel Wohlwollen, so viel Verstand, so viel gute Handlung mit einem so einfach liebenswürdigen Betragen, mit solcher Bescheidenheit und so beharrlicher Voransetzung Anderer vereinigt gesehen. Wo er erschien, da war er der Wohlthäter. Es versteht sich von selbst, daß er gut ritt, schoß und segelte, daß er gut Haus hielt und guter Geschäftsmann war; aber er war dabei auch noch der beste Gesellschafter, theils durch seinen offenen praktischen Sinn, welcher stets nur auf den

Kern der Sache losging, theils durch seine vielen trefflichen Handlungen (denn man bemerkte seinen Einfluß in allem was geschah), theils durch die Mäßigung, mit der er jeden Angriff abschlug und seinem Gegner die Augen öffnete, ohne ihm zu widersprechen. Oft sagte ich im Stillen zu mir selber: Wie wenig ahnt dieser Mann mit seiner Menschenliebe und seiner Achtung vor Gelehrten und Männern der Wissenschaft, daß er nicht leicht irgendwo Einem begegnen wird, der ihm überlegen ist. Und ich denke doch, es muß ein guter Boden sein, der solche Früchte tragen kann.

Die jungen Männer in Amerika kümmern sich gegenwärtig wenig darum, wie man in England denkt oder handelt. Der Punkt, der über die Wohlfahrt eines Volkes entscheidet, ist die Frage: „Wohin blickt es?" Wenn es nach irgend einem andern Volke blickt, so steht es nicht gut mit ihm. Wenn es sich aber nur mit seinen eigenen Angelegenheiten, Gedanken und Männern beschäftigt und zwar mit einem Eifer, der die andern Völker fast ganz übersieht — wie es die Juden, die Griechen, die Perser, die Römer, die Araber, die Franzosen, die Engländer zu ihren besten Zeiten gethan — dann ist dieses Volk erhaben, und wir wissen, daß es in seiner Abgezogenheit ein herrliches Werk vollbringt. Unter den vielen Uebelständen, die der Krieg über unser Vaterland gebracht hat, ist die eine Wohlthat nicht wegzuleugnen, daß nämlich unsre Augen von England und Frankreich abgewandt und heimwärts gerichtet sind. Wir fühlen jetzt, daß wir „selbst für unsre

Sicherheit zu stehn" haben, wir kennen die großartigen Hilfsquellen unseres Continents, den guten Willen des Volks, seine Ueberzeugung von den großen moralischen Vortheilen der Freiheit, gesellschaftlichen Gleichheit, Erziehung und religiösen Kultur; und seinen Entschluß, diese Güter und damit das Vaterland festzuhalten und jede Quadratmeile desselben mit solcher amerikanischen Civilisation zu durchtränken.

Der Trost und das Licht des Lebens, die Entschädigung für alle nichterreichten Wünsche liegen im Gefühl, in jener Flamme der Liebe oder des Entzückens, welche plötzlich und unwiderstehlich für ihren Gegenstand auflodert, wie die Liebe der Mutter für ihr Kind, des Kindes für seinen Gespielen, des Jünglings für seinen Freund, des Gelehrten für seine Forschung, des Knaben für's Seeleben, oder für's Malen, oder für's theure Vaterland; oder die weichherzige Philantropie, die sich für irgend eine romantische Nächstenliebe hingibt, wie Howard für den Gefangenen und John Brown für die Sklaven. Gleichviel, welcher Art der Gegenstand sei — vorausgesetzt, daß er ein guter — so macht diese Flamme der Sehnsucht das Leben erträglich und angenehm. Sie stärkt das Herz, das von ihr entzündet ist, und leiht allen Worten und Handlungen Anmuth und Interesse. Leider wird die Gesellschaft in Städten durch Personen unsicher gemacht, die, weil sie bemerken, daß Gefühl Wohlgefallen erregt, den Ausdruck desselben nachmachen. Solche nennt man Empfindler — Schwätzer, die die Beschreibung

für die Sache selbst, den Schein für das Wahre nehmen. Sie hegen, wie sie jedem versichern, eine tiefe Liebe zur Natur, und was Poesie betrifft — oh sie schwärmen für Poesie, für Rosen, für den Mond, für ein Cavallerieregiment und den Gouverneur, sie lieben die Freiheit „o süße Freiheit!", sie beten die Tugend an „o heilige Tugend!" Ja, sie machen sich an Alles Verdienstvolle, was gerade in gutem Rufe steht, und verleiden es uns fast durch ihre Lobpreisung. Je wärmer sie sich aussprechen, desto kälter wird uns zu Muth, es überläuft uns eisig. Ein wenig Erfahrung lehrt uns bald, daß der Empfindler unbekehrbar, daß die Seele verloren ist, welche das Gefühl fälscht. Man kann den Trunkenbold und den Irrsinnigen heilen, den Mörder bessern, den Pawnee menschlich machen, aber welche Lehren sollen an dem Gefühlsschwelger haften? Ist je einer bekehrt worden? Die Unschuld und Unwissenheit des Patienten bieten die hauptsächlichste Schwierigkeit, er hält sein Leiden für blühende Gesundheit. Man könnte ihm einen rohen Materialisten oder eine ganze Legion von Materialisten als Arznei verordnen, aber Das hieße einen schlechten Weg mit Diamanten ausbessern. Dann könnte man es mit Armuth, Hunger, Krieg, Gefangenschaft versuchen. Ein anderes Mittel wäre, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben, nämlich einem Empfindler einen Empfindler auf den Hals zu schicken. Ich denke, dann würde wohl Beiden ein Licht aufgehen, daß *irgend etwas* nicht richtig sei.

Um die Gesetze zu codificiren, die in jeder Familie herrschen sollten und deren tägliche Uebertretung so viel Verdruß und Widerwärtigkeiten hervorruft und unser Familienleben herabwürdigt, müssen wir jeden Tag durch Opfer zu schmücken lernen. Gute Manieren bestehen aus lauter kleinen Opfern; Mäßigkeit, Muth, Liebe sind aus denselben Edelsteinen zusammengesetzt. Wir müssen für jede Eingebung der Ehre ein offenes Ohr haben. „Sobald das Opfer eine Pflicht und Nothwendigkeit für den Menschen wird, sehe ich keine Grenze mehr an dem Horizont, der sich vor mir aufthut." (Ernst Rénan.)

Es versteht sich von selbst, daß nur diejenigen unser Interesse erregen, die an ihre eigenen Ideen glauben oder meinetwegen in ihre eigenen Träume versunken sind. Die allein können uns den Weg zu besserer Gemeinschaft zeigen, die einander nur darum lieben, weil sie denselben ewigen Gesetzen anhängen; die sich einander Nichts verzeihen, die durch ihre Freude an diesen Gesetzen und die Achtung vor denselben der Verstellung unfähig sind, jenes Lasters, welches fast alle glänzenden Gaben zerstört. Alle andere Männerfreundschaft, als die, welche auf dem Streben nach dem gleichen Ideal beruht, ist nur ein materialistischer Brei.

Dies sind die Grundlagen einer feinen und gebildeten Gesellschaft, nämlich Manieren, Conversation, gewinnreiche Arbeit und öffentliche Thätigkeit, ob nun im Gebiete der Politik oder in der Leitung socialer Ein-

Beredsamkeit.

Außer einer Schlacht kenne ich keine Art von geschichtlichem Ereigniß, dem die Leute im Allgemeinen mehr Interesse entgegenbringen als einem Sieg der Beredsamkeit, und der Weise hält einen solchen für besser als eine Schlacht, denn er ist als ein Triumph der reinen Kraft von wundersamer Bedeutung. Ein Jeder kennt und versteht die Mittel, mit welchen eine Schlacht gewonnen wird, er zählt die Heeresmassen, er sieht die Geschütze, das Kleingewehrfeuer, die Cavallerie, die Beschaffenheit und die Vortheile des Terrains, und daher kann der Beobachter häufig, noch ehe ein Schuß gefallen ist, den Ausgang mit großer Sicherheit vorhersagen. Nicht so in einem Gerichtshof, oder auf einem Congreß. Ehe die Debatte beginnt, weiß keiner, welches die Ausrüstungen und Mittel der Kämpfer sind. Die Thatsachen, die Beweisgründe, die Logik, — vor allem die Gluth der Leidenschaft und die anhaltende Willensenergie, die jetzt auf dieser Richterbank oder in dieser von der Straße zusammengelesenen Versammlung entfesselt werden sollen, sind sämmtlich unsichtbar und unbekannt. Wahrlich, viele Kraft muß hier entfaltet werden, die jetzt noch gar nicht vorhanden, sondern vielleicht erst durch eine plötz-

liche Wendung der Dinge, durch eine neue Zeugenaussage oder ein unerwartetes Parteinehmen der Richter und der Zuhörerschaft in's Leben tritt. Diese Kunst jedoch kann nur in freien Ländern blühen. Ein altes Sprichwort sagt: „Jedes Volk hat seinen Propheten," und so hat auch jede Volksklasse den ihren. Unser Gemeinwesen durchläuft eine lange Stufenleiter geistiger Fähigkeiten von der höchsten Verfeinerung bis zur Grenze der thierischen Unwissenheit und Rohheit. Wir haben nicht nur den Bedürfnissen der intellektuellen, gelehrten und poetischen Männer und Frauen entgegenzukommen, sondern dürfen auch die großen Interessen des öffentlichen und Privateigenthums, des Handels, des Bergwerk-, Fabriken- und Eisenbahnwesens nicht außer Acht lassen; auch diese müssen für jeden Fortschritt ihren Fürsprecher haben. Auch die politischen Fragen, welche Millionen in Bewegung setzen, finden oder bilden sich eine eigene Klasse von Menschen, die theils durch natürliche Begabung, theils durch Gewohnheit dazu angelegt sind, diese Verhältnisse zu erörtern und sie den Wählern verständlich und annehmbar zu machen. Ebenso verhält sich's mit der Erziehung, der Kunst, der Menschenliebe.

Die Beredsamkeit ist ein Beweis der Macht und Fähigkeit des Menschen. So gehen wir z. B. mit Einem um, der uns immer ganz unbedeutend erschien, und plötzlich stellt sich's heraus, daß er eine geheime, nie geahnte Gabe besitzt, daß er die vorliegenden und künftigen Vor-

kommnisse einer ganzen Versammlung mit solcher Klarheit zu schildern weiß, daß sie den Anwesenden leibhaftig vor die Augen gerückt werden. Indem er sich ihres Gedankens bemächtigt, bemächtigt er sich ihres Willens, und zwingt sie freudig zu thun, was sie noch vor einer Stunde für unmöglich gehalten hätten. Er versetzt sie nach Belieben in fröhliche, zornige oder reuige Stimmung, aus Feinden macht er Freunde und erfüllt Verzweifelnde mit Zuversicht. Nach Sheridan's Rede bei dem Prozeß von Warren Hastings schlug Mr. Pitt eine Vertagung vor, damit sich das Haus von der überwältigenden Wirkung von Sheridan's Beredsamkeit erholen könne. Welch lebhaftes Entzücken flößt plötzlich entfaltete Beredsamkeit ein! Man staunt, wie reich der Augenblick ist. Der Redner gleicht dem Arzt. Ob er nun im Capitol oder vom Straßen-Wagen herab spricht, ist er der Wohlthäter, der die Menschen über ihren Standpunkt erhebt und einen höheren Appetit erweckt, als derjenige ist, welchen er befriedigt. Er ist der Mann, den man in allen Gerichts-Verhandlungen und Volks-Versammlungen sucht, und auf den man trotz aller Enttäuschungen nie zu hoffen aufhört. Er findet sich vielleicht im Senat, wenn der Urwald einen wilden Sohn mit buschigen Brauen ausgespieen hat, der dann unter einem Haufen von Staatsbeamten jene Energie entfalten wird, die er beim Treiben des Vieh's auf die Berge, bei seinen Streifereien durch's Dickicht des winterlichen Waldes, oder auf der Jagd nach seinem

Wild, durch Sumpf und Fluß, gelernt hatte. In den Furchen der Stirn, in der Majestät der Miene hat die Natur ihren Sohn gekennzeichnet, und er soll Euch an jenem vielleicht unwürdigen Ort, in jener gekünstelten Gesellschaft die Lehren zu Gedächtniß rufen, die ihm in früheren Tagen der Strom im Dunkel der Pinienwälder, als er der Genosse des Bergvieh's, der Häher und Füchse, und der Verfolger des Bären war, zugerauscht hat. Oder man findet ihn in einer niederen Hütte an der Seeküste, wo ein Methodist mit harten Zügen und gefurchter Stirn der Dichter der Matrosen und Fischer wird, indem er die reichen Wogen seiner Gedanken durch eine von Imagination glühende Sprache ausströmt. Er hat nie den Spiegel oder die Kritik gekannt, er ist nicht durch Schuldressur und Gönnerschaft herangezogen, und das Lob kann ihn nicht verderben, er überwältigt seine Zuhörer, indem er ihnen seine Seele einhaucht, er spricht, weil er am meisten zu sagen hat, und alle andere Sprecher erscheinen klein und feig in seiner Gegenwart. So lang er spricht, stellt das Leben, welches ihm entströmt, alles andere Wissen in den Schatten — während sich unsere Philosophie auf ihre eigenartige Sprachweise, ihren Geschmack, ihre Gelehrsamkeit und Alles das gar zu viel zu gut thut — und doch bequemt sich jeder Hörer freudig in seiner Gegenwart nichts zu sein und sich im Feuerstein seiner Beredsamkeit untertauchen und läutern zu lassen.

Sie lehrt die Gewalt des Menschen über Menschen, sie zeigt, daß der Mensch ein Hebel, daß er eine Macht ist, und im Vergleich mit ihr erscheint uns die wirkliche Welt und Gesellschaft wie ein großer Schlafsaal. Wer kann sich über ihren Einfluß auf junge, feurige Geister wundern? Ungewöhnliche Knaben gehen ungewöhnlichen Männern nach; ich glaube, Jeder von uns kann sich daran erinnern, daß er eine Zeitlang der Anbeter und Sklave des ersten Meisters dieser Kunst war, den er im Gerichtshof oder in der Wahlversammlung hörte. Man hält den Richterstand, den Senat, die Journalistik und die Kanzel für friedliche Professionen, aber sie verlangen doch einen hohen Muth, und sicher gibt es keinen großen Redner, der nicht auch ein Held wäre. Seine Stellung auf der Tribüne erfordert, daß er seiner ganzen Zuhörerschaft die Wage halten muß. Er ist der Herausforderer und muß Jedem Rede stehen. Der Redner soll immer einen Fuß wie zum Vordringen vorangestellt haben. Seine Rede muß der Versammlung, muß dem ganzen Menschengeschlecht voraus sein, oder sie ist überflüssig. Seine Rede kann nicht von einer Handlung unterschieden werden, denn sie besitzt die Elektricität der That. Sie ist so gut eine That, wie des Generals Commandowort oder Schlachtordnung auch eine That ist. Man muß fühlen, daß der Redner sich seinem Auditorium bloßstellt, daß ihn Etwas hergetrieben hat, — es muß ein Schlachtruf sein von dem Punkte, wo das Gefecht am heftigsten tobt — oder er soll

schweigen. Man geht z. B. in eine städtische Versammlung, wo die Leute zu einer unliebsamen Pflicht zusammenberufen sind, wie es z. B. während des Kriegs häufig wegen einer neuen Aushebung der Fall war. Sie kommen ungern, sie haben das erste und zweite mal ihr Geld sehr opferwillig hergegeben. Sie haben ihre besten Männer gesandt: die Jungen und Kampflustigen gingen schon beim ersten Aufgebot, oder beim zweiten, und es ist schwer abzusehen, wo man sonst noch Geld oder Mannschaft hernehmen soll. Die Kälte und das Schweigen, die bei Eröffnung der Versammlung und Verkündigung des Zweckes herrschen, sind keineswegs ermuthigend. Steht dann ein edler Mann in der kalten, böswilligen Versammlung auf, so denkt ein Jeder: „Ei Herr, Sie thäten auch klüger, wenn Sie schwiegen, warum lassen Sie es nicht bei der guten Meinung, die wir von Ihnen haben? Niemand zweifelt an Ihrem Talent und Ihren Fähigkeiten, was aber diesen Fall betrifft, so wissen wir selber, was wir zu thun haben, und sind es müde, uns durch Leute, die selbst zu Haus bleiben, in den Patriotismus hinein hetzen zu lassen.“ Er aber, ohne sich durch das Vergangene irre machen zu lassen, sondern nur von der Inspiration des Augenblicks geleitet, überrascht sie mit seiner Botschaft, mit seinem besseren Verständniß, seiner weiteren Einsicht, seinem unentwegten Blick auf das Künftige, an das sie nicht gedacht, und sie sind gefangen wie Kinder und vergessen alle öswilligen Betrachtungen. Er hat den Sieg gewonnen,

indem er in die Zukunft griff, wo sie eine Wiederholung des Früheren erwarteten. Er wußte im Voraus ganz genau, daß sie rückwärts blickten und er vorwärts, und deßhalb that er wohl zu sprechen. Dann sagt der Beobachter: „Welch eine Gottesgabe ist doch solch' ein Mann für eine Stadt und was hat er für einen Kopf!" Man spricht von ihm, wie von einer Walthamer Uhr oder einer Lokomotive, die frisch aus der Tredegar-Fabrik kommt.

Nichts zeigt so sehr die Vollkommenheit eines Menschen an wie Beredsamkeit. Die besonderen Bestandtheile dieser Kraft sind: klare Uebersicht, Gedächtniß, Darstellungsgabe, Logik, Imagination oder die Geschicklichkeit, seine Gedanken in natürliche Bilder zu kleiden; Leidenschaft, welche das Feuer dieses Körpers ist; und dieses Alles vereinigt mit einem erhabenen Willen, welchen wir, wenn er begründet und ausdauernd ist, Charakter nennen, die Höhe der Männlichkeit. Sobald ein Mann eine seltene Gabe des Ausdrucks besitzt, wie Chatham, Erskine, Patrick Henry, Webster oder Phillips, so fliegen ihm alle großen Fragen von selber zu und ernennen ihn zu ihrem Fürsprecher, so daß er auf einmal ein Machthaber, ein Herrscher wird. Ein würdiger Herr, Mr. Alexander, wohnte einmal der General-Versammlung der Schottischen Kirche in Edinburgh bei und wünschte lebhaft, in der Berathung mitzusprechen, aber seine Versuche schlugen gänzlich fehl. Da er nun ganz hingerissen war von dem Talent, das

Doctor Hugh Blair entfaltete, ging er auf denselben zu und bot ihm tausend Pfund Sterling, wenn er ihn lehren wolle, mit Anstand öffentlich zu reden. Sowie die Gewandtheit eines Advokaten hohen Erfolg erzielt, wird er in England mit Würden in seinem Amt, mit einem Sitz im Cabinet, mit dem Grafentitel oder dergl. höchsten Ehrenstellen belohnt. Und auch bei uns müssen die großen, täglich wachsenden Interessen, die auf dem Spiele stehen, ihren Vertheidigern entsprechende Preise zahlen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir im Plutarch lesen, welch riesige Summen in Athen den Lehrern der Rhetorik bezahlt wurden, denn wenn die Schüler ihren Zweck dabei erreichten, so war der Unterricht noch billig.

Aber diese Kraft, welche uns so hinreißt, in Erstaunen setzt und beherrscht, ist nur die Erhöhung eines Talents, das allen Menschen angeboren ist. Es kann Jedermann in dieser Kunst sich mitbewerben. Wir haben alle schon einmal einer Versammlung beigewohnt, die zu irgend einem Zweck zusammenberufen war, für den vorher keiner ein wärmeres Interesse fühlte. Jeder Sprecher stand widerwillig auf und seine Rede selbst war nur eine schlechte Entschuldigung. Aber nur das erste Hineinstürzen ist unheimlich, denn Interesse und Sympathie thauen schnell das Eis auf, lösen die Zunge und geben dem Kalten und Aengstlichen sogleich die Herrschaft über sich und seine Zuhörer. Man darf nur in eine *aufgeregte* Versammlung, zu einem erzürnten politischen

Meeting am Vorabend einer Krisis gehen, dann zeigt es sich, daß Reden so natürlich ist wie Schwimmen, eine Kunst, die jeder lernen könnte, wiewohl sie nur Wenige lernen. Man braucht nur einmal kopfüber, ohne Schwimmgürtel in's Wasser gestürzt zu werden, und nach einem kurzen tollen Gezappel findet man sein Gleichgewicht und den Gebrauch seiner Arme und beherrscht fortan dies neue wunderbare Element.

Der hartfäustigste, unruhigste, gedankenlähmendste Geselle stellt sich oft in einer öffentlichen Versammlung als fließender, gewandter und wirksamer Redner heraus. Dann sieht man erst, was jener Ueberschuß an Kraft, der bei einem tête-à-tête mit ihm so ermüdend war, zu bedeuten hatte. Das Eigenthümliche daran ist ein gewisses schöpferisches Feuer, das der Mensch vielleicht nur einmal in seinem Leben erlangt. Die großen Redner, die wir bewundern, handhaben dieses Feuer gewohnheitsmäßig und besitzen eine gewisse Gewalt darüber, als ob sie die Hand am Orgelzug hielten, und ihn bald gemäßigt anwenden, bald die volle Kraft ausströmen lassen könnten. Ich weiß noch, wie Jenny Lind, als sie hier im Lande war, sich beklagte, unsere Concertsäle gewährten ihr nicht Raum genug, ihre Stimme frei zu entfalten, und wie sie sich über die großen Hallen freute, die sie manchmal über Bahnhofmagazinen fand. Und so ist es mit Verstandes-Thätigkeit auch. Gewiß zeigt sich mancher, der diese Gabe besitzt, in Privatkreisen kalt und langweilig, vielleicht sogar als schwer-

fälliger Gesellschafter; aber sowie ihm ein bedeutender Anlaß und Inspiration durch eine große Versammlung zu Theil wird, so entwickelt er ganz neue und unerwartete Kräfte. Vorher war er eben nicht an seinem Platz, und daher so unbrauchbar, wie eine Kanone in einem Gesellschaftssaal. Sicherlich gibt es auch physische Vortheile, die außerordentlich zu dieser Kunst beitragen. Ich sprach vorhin von Jenny Lind's Stimme. Eine schöne Stimme hat Reiz im Sprechen wie im Singen, und fesselt manchmal ganz von selbst die Aufmerksamkeit, da sie ein seltenes Empfindungsvermögen andeutet, besonders wenn sie geübt ist, alle ihre Kräfte in's Feld zu führen. Die Stimme verräth ebenso wie das Gesicht den Charakter, die Anlagen und den geistigen Gesichtskreis des Sprechers. Es gibt viele Leute, die kein Gehör für Musik haben, aber jeder hat ein Ohr für kunstvolles Vorlesen. Gewiß ist ein Jeder von uns schon zu Zeiten dem Zauber einer tonvollen und einschmeichelnden Stimme verfallen, während er sich vielleicht ein- für allemal von einem rauhen, eintönigen Organ abgestoßen gefühlt hat. Die Stimme ist ein zarter, untrüglicher Spiegel der geistigen Verfassung. Ich habe einmal einen ausgezeichneten Prediger sagen hören, er wisse beim ersten Klang seiner Stimme an einem Sonntagmorgen, ob er einen erfolgreichen Tag haben werde. Der Sänger fragt wenig nach den Worten eines Lieds; *er kann* jeden Inhalt verherrlichen. Ich glaube, dieselbe *Regel gilt auch* von dem guten Vorleser. In der Kirche

halte ich nur den für einen guten Redner, der in jede Hymne des Gesangbuchs Sinn und Poesie legen kann. Plutarch vergißt in seiner Aufzählung der zehn griechischen Redner nicht, ihre ausgezeichneten Stimmen hervorzuheben, sowie die Mühe, die sich einige davon gegeben, dieselben auszubilden. Wie viel Eigenthümlichkeit und unendliche Mannichfaltigkeit besitzt die menschliche Stimme! bald ist sie eine Flöte, bald eine Posaune. In Augenblicken klarerer Gedanken oder tieferen Gefühl's nimmt die Stimme einen Wohlklang und eine Innigkeit an, die den Sprecher ebenso in Staunen setzt wie den Hörer, denn er empfindet selbst den stärkeren Hauch, der über seine Saiten weht. Ich bin überzeugt, manche Redner gehen in die Versammlung wie in eine Studierzelle, wo ihnen ihre besten Gedanken kommen. Der persische Dichter Saadi erzählt, ein Mensch mit einer unangenehmen Stimme habe einmal laut aus dem Koran vorgelesen, als ihn ein heiliger Mann im Vorbeigehen fragte, was sein monatlicher Gehalt sei. Jener antwortete: „Gar nichts." „Aber warum gibst du dir dann so viel Mühe?" „Ich lese um Gottes willen," entgegnete jener. „Um Gottes willen lies lieber nicht," erwiderte der Erste, „denn wenn du so den Koran liest, so vernichtest du den Glanz des Islam." Dagegen gibt es Menschen mit einem natürlichen Zauber, einer gewissen Freimüthigkeit und einem so gewinnenden Wesen, daß ihr Vortrag uns unwiderstehlich einnimmt. So war Bouillon, der die Leute beinah überreden konnte, ein Wechselfieber sei etwas Zu-

trägliches, so war Ludwig XI. von Frankreich, den Commines preist wegen seiner „Gabe, alle Gemüther durch sein einschmeichelndes Sprechen zu gewinnen," so waren Galiani, Voltaire, Robert Burns, Barclay, Fox und Henry Clay. Was müssen die Reden des heil. Bernhard für eine Macht besessen haben, wenn Mütter ihre Söhne, Frauen ihre Männer, Freunde einander gegenseitig versteckten, damit sie seine Beredtsamkeit nicht in's Kloster locke!

Einer der besten Redner seiner Zeit soll der verstorbene Präsident John Quincy Adams gewesen sein. Man sagt, kein Mensch habe je mit so gewaltigem Ausdruck die Bibel gelesen wie er. Ich glaube dies gern, wiewohl ich ihn nie öffentlich reden hörte, ehe seine schöne Stimme schon durch das Alter stark mitgenommen war. Aber die Wunder, die er noch mit diesem gesprungenen und ungehorsamen Organ vollbrachte, zeigten, welche Macht es in früheren Jahren besessen haben mochte. Wenn „Zorn gute Verse macht," wie Horaz sagt, so ist es gewiß nicht minder wahr, daß ein echter Zorn eine ausgezeichnete Rede veranlaßt. Im Anfang dieses Jahrhunderts wurde Mr. Adams, damals Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten zu Washington, zum Professor der Rhetorik in Harvard College ernannt. Als er im Jahr 1806 seine ersten Collegien las, hörten ihn nicht nur die Studenten mit Entzücken, sondern der Saal war auch mit Professoren und andern ungewohnten Besuchern überfüllt. Als ich lange Zeit nachher die Universität bezog, hörte *ich noch* von den zahllosen Kutschen erzählen, in denen

seine Freunde von Boston kamen, um ihn zu hören. Den Winter darauf kehrte er in den Senat nach Washington zurück, nahm aber bei den Debatten der folgenden Session eine solche Stellung ein, daß er die Sympathie vieler seiner Wähler in Boston verlor. Als er bei seiner Rückkehr von Washington seine Vorlesungen in Cambridge wieder aufnahm, waren seine Schüler da, aber die Kutschen von Boston blieben aus, und in der That verließen ihn viele seiner politischen Freunde. Im Jahr 1809 ward er zum Gesandten für Rußland ernannt und gab seinen Lehrstuhl an der Universität auf. In seiner letzten Vorlesung, als er von seinen Schülern Abschied nahm, machte er einige gereizte Anspielungen auf die Behandlung, die er von seinen alten Freunden erlitten, aus denen deutlich hervorging, wie tief ihn dies Betragen gekränkt hatte, und die seinen Schülern einen unauslöschlichen Eindruck hinterließen. Der Schlußparagraph widerhallte noch lange in Cambridge:

„Zu keiner Stunde Ihres Lebens wird Ihnen die Liebe zur Wissenschaft zur Last fallen oder Ihnen ihren Trost versagen. Aus dem eiteln thörichten Jubel des Herzens, wie er häufig aus heiteren Lebensaussichten entspringt, wird Sie die gedankenvolle Pförtnerin Wissenschaft zu den besonnenen Freuden ihrer heiligen Zelle zurückrufen. Im Schmerz der Enttäuschung wird Ihnen ihre sänftigende Stimme Heiterkeit und Frieden zuflüstern. Im geselligen Verkehr mit den großen Todten der alten Zeit wird Sie das bittere Gefühl der Abhängigkeit von den

Großen der Jetztzeit nicht drücken. Und im Kampfe mit der Welt, wenn eine Krisis eintreten würde, wo es selbst der Freundschaft klug dünken mag, sich von Ihnen zu wenden; wenn das Vaterland bereit scheint, sich selbst und Sie aufzugeben, wenn Priester und Levite mit einem Seitenblick an Ihnen vorübergehen, dann suchen Sie, meine treugebliebenen Freunde, eine Zuflucht bei der Freundschaft des Laelius und Scipio, beim Patriotismus des Cicero, des Demosthenes und Burke, wie in den Vorschriften und Beispielen Dessen, der das Gesetz der Liebe gelehrt hat und uns geboten, an Beleidigungen nur zu denken, um sie zu vergessen."

Der Redner muß die ganze Stufenleiter der Sprache von der elegantesten bis zur niedrigsten und gemeinsten beherrschen. Jedermann hat schon empfunden, wie weit die Sprache der Gasse der Sprache der Akademie an Kraft überlegen ist. Daher muß der Redner die Gasse mit als Schule betrachten. Soll der Gelehrte seine Meinung nicht in eben so kurzen und kräftigen Worten ausdrücken können, wie der Thürsteher oder der Packträger? Lord Chesterfield meinte, ohne den Dialekt der Halle zu verstehen, könne man nicht völlig Meister des Französischen sein. Die Sprache des Eckenstehers ist immer kräftig, und man kann sie nicht verbessern, indem man sie parlamentarisch zustutzt. Man sagt gewöhnlich, „wenn er sich nur auszudrücken wüßte," allein er drückt sich besser aus als es irgend ein Anderer für ihn könnte, und ist immer im Stand, eine Zuhörerschaft zu gewinnen, die

ihm ausschließlich lauscht. Hier haben wir ein treffendes Beispiel. Das Etwas, welches der Einzelne zu sagen oder zu thun geschaffen ist, kann nur er, oder Keiner so gut wie er, uns kund geben, und, soweit dieß reicht, hat er ein Recht auf höchste Aufmerksamkeit. Die Macht solcher Rede besteht darin, daß sie Allen vollkommen verständlich ist; und ich halte es für ganz richtig, daß jeder Redner im Gerichtshof oder im Senat, wenn seine Gedanken einen Aufschwung nehmen, seine Ausdrucksweise herabzustimmen sucht, das heißt, in dem Maße, als er zu Hoheit des Gedankens oder Mächtigkeit des Impulses sich erhebt, muß er, um seinen Zuhörern verständlich zu bleiben, auf ihr Sprachniveau herabsteigen. Dies war das Verdienst John Brown's und Abraham Lincoln's, — der eine in Charlestown, der andere in Gettysburg — der beiden besten Redner unseres Landes. Ferner hat man zu bedenken, daß alle Poesie im ältesten und einfachsten Englisch geschrieben ist. Dr. Johnson sagt: „Jede Nation besitzt einen Styl, der nie veraltet, eine gewisse Phraseologie, die so mit den Prinzipien der betreffenden Sprache verwachsen ist, daß sie fest und unwandelbar bleibt. Diesen Styl muß man im gemeinen Lebensverkehr suchen, und zwar unter denen, die nur zum Zweck des Verstandenwerdens und ohne jeden Anspruch auf Eleganz reden. Die feine Welt hascht immer nach modischen Neuerungen, und der Gelehrte verläßt das Gemeine, auch wo es das Richtige ist, aber es gibt eine Sprache, die über der Rohheit

und unter der Verfeinerung steht, und diese ist die korrekte."

Aber dies alles ist nur die Turnschule der Beredsamkeit, nicht sie selbst, und kann allerdings als solche nicht hoch genug geschätzt werden; die eigentlichen Kräfte jedoch sind die zuerst genannten. Wenn ich alle erforderlichen Eigenschaften des Redners kurz bezeichnen sollte, so würde ich mit der Männlichkeit beginnen, und hier ist vielleicht die Geistesgegenwart damit gemeint. Die Menschen sind so verschieden in der Herrschaft über ihre Fähigkeiten! Freilich findet man in Vielen oder vielmehr in Allen eine gewisse Gleichheit des Grundzugs. Im Grunde denken und fühlen Alle gleich und können sich bei einer leidenschaftlichen Aufwallung auch beinahe Alle mit gleicher Kraft ausdrücken. Aber es bedarf einer sehr heftigen Aufwallung, um einen Schwerfälligen in den Stand zu setzen, es mit Menschen von lebhafter Empfänglichkeit aufzunehmen. So hat ein Jeder schon Menschen kennen gelernt, die bei einer plötzlichen Ueberrumpelung alle ihre Geistesgegenwart, ihren Witz wie ihre Phantasie verlieren. Solche Leute kommen unter einem solchen Druck ganz außer Fassung und können sich nicht wieder sammeln. Wenn sie ihre Gedanken in eine Form bringen sollen, die dem Augenblick und den Zuhörern entspricht, so stehen sie verblüfft und wie erstarrt. Was jeder Knabe farbenreich und lebendig vortragen könnte, das stammeln sie ungeschickt und wörtlich nach in denselben Ausdrücken, in denen sie es gehört hatten. Die

Fehler klebt vor Allem häufig den Gelehrten an, so daß es oft scheint, sie wüßten um so weniger, je mehr sie studierten. So war vor hundert Jahren Dr. Charles Chauncy als Mann von hervorragenden Geistesfähigkeiten unter dem Klerus von Neu-England bekannt. Als er aber einmal im Begriff war, die Donnerstagsvorlesung in Boston abzuhalten (um deretwillen die Leute damals bis von Salem herbeigewandert kamen), erfuhr er auf der Kanzeltreppe, ein kleiner Knabe sei in den Froschteich gefallen und ertrunken, und man ersuchte den Doctor, über diesen traurigen Fall eine Rede zu halten. Der Doctor gerieth in große Noth, er blieb in seiner Predigt stecken, versuchte sich auf Umwegen seinem Gegenstand zu nähern, — betete für Harvard-College, betete für die Schulen und flehte endlich die Gottheit an, „den Kna—Kna—Knaben zu sich zu nehmen, der diesen Morgen im Froschteich ertrunken." Dies war nun ganz gewiß kein Mangel an Talent oder Bildung, sondern nur an Männlichkeit. Der Doctor, der sein ganzes Leben in der Studierstube mit seiner Theologie verbracht, hatte offenbar die natürliche Beziehung zu den Menschen verloren und die rasche Anwendung seines Gedankens auf die Umstände verlernt. Ich muß hier ferner beifügen, daß man ihm nachsagt, er habe das Sensationspredigen seiner Zeit so verabscheut, daß er einst Gott angefleht, „immer unberedt bleiben zu dürfen," und es scheint, daß dieses Gebet Erhörung fand. Andererseits gibt es Meister genug, die ihre Fertigkeit nie verläßt, wie z. B.

die Franzosen von Guizot sagen, „was er heute Morgen gelernt hat, das scheint er schon seit Ewigkeit zu wissen." Diese Unmännlichkeit ist das gewöhnliche Resultat unserer Halberziehung — man bringt dem Jungen Latein, Metaphysik und Geschichte bei, und vernachlässigt die rauhe körperliche Ausbildung, deren ein Knabe bedarf — man erlaubt ihm, sich aus dem Kreis seiner Kameraden wegzuschleichen, wenn sie Ball spielen, Schlittschuh laufen, oder auf ihren Handschlitten die Hügel hinabrutschen, und so versäumt er jede Gelegenheit, sich unter den Knaben als ihresgleichen bewegen zu lernen; — ich wünschte nur, seine Pfleger möchten bedenken, daß sie ihn dadurch zu einer verächtlichen Rolle verdammen, wenn er erwachsen ist. In England schickt man das zarteste und verwöhnteste Kind von seinem glänzenden Elternhaus weg in die öffentlichen Schulen, damit es sich mit den andern Knaben reiben lerne. Ein paar Beulen und Schrammen können ihm nicht schaden, wenn er dadurch nur gelernt hat sich nicht zu fürchten. Diese weise Mischung einer guten Schule in der lateinischen Grammatik mit einer guten Schule im Turnen und Ringen bildet den Stolz der englischen Erziehung und ist für den eben besprochenen Gegenstand von hoher Bedeutung.

Als Lord Ashley im Jahr 1606, während die Bill über Verhöre in Fällen von Hochverrath in der Schwebe war, im Parlament eine vorher einstudierte Rede zu Gunsten der Clausel halten wollte, welche dem Angeklagten die Wohlthat eines Anwalts verstattet, ge-

rieth er plötzlich in solche Verwirrung, daß er eine Zeit lang nicht mehr im Stande war, fortzufahren; als er jedoch seine Fassung wieder erlangt hatte, zog er aus seinem eigenen Unfall einen Beweisgrund, der seiner Sache förderlicher war, als alle Macht der Beredsamkeit. „Denn," sagte er, „wenn ich, den diese Frage gar nicht persönlich angeht, so von meiner Vorstellung überwältigt ward, daß ich keine Worte mehr finden konnte, um mich auszudrücken, in welchen Zustand muß dann Einer gerathen, dessen Leben von seiner eigenen Fähigkeit es zu vertheidigen abhängt?" Diese glückliche Wendung trug viel dazu bei, die ausgezeichnete Bill durchzubringen.

Eine schöne Stimme, gewinnendes Wesen, klare, wiewohl durch Schulung geläuterte Ausdrucksweise sind also die Hilfsmittel; aber wir müssen jetzt zum Hauptpunkt kommen, und der ist Macht der Darstellung: kenne deinen Gegenstand, packe deinen Gegenstand. Denn es kommt vor allem auf das Feuer an, und das Feuer entzündet sich nur an der Aufrichtigkeit. Sprich nur, was du weißt und glaubst, was dich persönlich ergreift und wo du für jedes Wort einstehen kannst. Redekunst ist die Fähigkeit, die Wahrheit in eine Sprache zu übersetzen, die dem Hörer vollkommen verständlich ist. Wer den würdigen Herrn Pimpelhuber von einer Wahrheit überzeugen will, die Herr Pimpelhuber nicht einsieht, der muß ein Meister seiner Kunst sein. Deklamation ist etwas Gewöhnliches, aber eine solche Herrschaft über

den Gedanken, wie sie hier nöthig ist, solche angewandte Chemie, wie sie dazu gehört, um eine Wahrheit aus der Sprache Gottes in die Sprache Pimpelhuber's zu übersetzen, ist eine der schönsten und kräftigsten Waffen, die in der Werkstatt des großen Künstlers Gott gefertigt werden.

Man sagt Robespierre nach, wiewohl seine Zuhörer seine Worte nicht verstanden, seien sie doch von der Leidenschaft derselben ergriffen und angesteckt worden.

Durch dieses Beispiel kommen wir nun zu den hervorragenden, charaktervollen Männern, die eine so überwältigende Persönlichkeit mit in den Gerichtshof bringen, daß sie jeder von ihnen verfochtenen Sache Bedeutung leihen. Dazu bedarf es vor Allem unumschränkter Herrschaft; er muß sie haben oder heucheln. Wenn der betreffende Gegenstand keine modische Form hat, er wird sie ihm zu geben wissen. Er ist der kräftigste Kämpe und trägt die stärkste Rüstung. Wenn er von einer Sache nichts weiß, so beweist er damit, daß sie nicht wissenswerth ist. Wie große Feldherren nicht viele Schlachten schlagen, sondern durch Taktik siegen, so ist alle Beredsamkeit nur Vorpostengefecht. Was gesprochen wird, ist eigentlich Nebensache bei der Rede. Es ist die Haltung und Geberde, sowie jene untrüglichen Zeichen, wenn sie auch noch so zufällig, im Ton der Stimme, in Wort oder Vortrag hervortreten, welche unverkennbar bezeigen, daß ein höherer Geist als der des Hörers aus dem Redner spricht.

Doch muß ich beifügen, „vorausgesetzt, daß die

verfochtene Sache wirklich ehrlich ist." Immer kommt zuerst die Frage: „Wie kamst du auf diese Seite?" Deine Beweisführung ist geistreich, deine Sprache blühend, deine Beleuchtung brillant, aber dein Antrag in der Sache eine handgreifliche Albernheit. Willst du eine Lüge einsetzen? Du führst eine sehr gewandte Feder, aber du kannst nicht in die Höhe schreiben, was nach unten gravitirt.

Ein geistreicher metaphysischer Schriftsteller, Dr. Stirling von Edinburg, stellt die Behauptung auf, Geisteswerke in jedem Gebiet erzeugen sich durch Zymosis, wie er es nennt, d. h. durch Gährung. So herrschte im Zeitalter Elisabeth's die dramatische Zymosis; alles Genie nahm diese Richtung, bis es endlich in Shakespeare seinen Culminationspunkt fand; so sahen wir in Deutschland eine metaphysische Zymosis in Kant, Schelling, Schleiermacher, Schopenhauer und Hegel gipfeln und abschließen. Auch können wir die großen Aeras nicht nur von bedeutenden Malern, sondern auch von Rednern als Beispiel anführen. Der Geschichtsschreiber Paterculus erzählt von Cicero, nur zu Cicero's Lebzeiten habe große Redekunst in Rom geblüht; deßgleichen sagt man, kein Mitglied der beiden Häuser des Brittischen Parlaments könne unter die großen Redner gezählt werden, das nicht Lord North gesehen habe oder von ihm gesehen worden sei. Doch sollten wir eher sagen, wenn ein großes Gefühl wie Religion oder Freiheit ein Zeitalter oder eine Nation tief durchdringt, dann treten auch große Redner auf. Wie die Anden und Apalachen den Riß in der Erdkruste bezeichnen, durch

den sie emporgestiegen sind, so künden sich auch die großen Gedanken, welche zu Zeiten plötzlich den Denkkreis des menschlichen Geschlechts erweitern, durch große Redner an.

Wenn es je ein Land gab, in welchem Beredsamkeit eine Macht war, so sind es die Vereinigten Staaten. Hier findet sich für jeden Grad derselben und in jeder Abstufung Platz: für die praktische Rede in unseren Handels-, Fabrik-, Eisenbahn- und Erziehungs-Verbänden; für die höchste politische Ueberzeugungsgabe auf der größten Bühne, die, wie alle Guten hoffen, in eine weite Zukunft reicht und so die besten Gedanken und die edelste Verwaltungskunst der Bürger hervorruft. Dort wieder sollen der Dienst der Wissenschaft, die Anforderungen der Kunst, die Lehren der Religion einer Zahl von dreißig Millionen Menschen in's tief innere Bewußtsein gerufen und in Faktoren ihrer täglichen Praxis verwandelt werden. Ist es nicht des Strebens eines jeden edeln Jünglings werth, seinen Geist mit allen Hilfsmitteln der Kenntnisse, der Methode, der Anmuth und des Charakters zu waffnen, um solchen Zwecken zu dienen?

Hilfsmittel.

Die Menschen sind aus lauter Kräften zusammengesetzt. Wir sind Magnete in einer eisernen Kugel. Wir haben Schlüssel zu allen Thüren. Wir sind Alle Erfinder; Jeder segelt auf eine Entdeckungsreise aus unter der Leitung einer besonderen Seekarte, von der kein Duplikat vorhanden ist. Die Welt besteht aus lauter Pforten, aus lauter Gelegenheiten, aus lauter aufgespannten Saiten, die nur der Berührung harren. Die Erde ist so empfindlich wie Jodin gegen das Licht, sie ist das schöpferischste und eindrucksfähigste Medium und für jeden Druck empfänglich. Ob sie nun durch den Pflug Adam's oder durch Cäsar's Schwert, durch das Schiff des Columbus oder das Teleskop Galilei's, durch Picard's Meßkette, oder den unterseeischen Telegraphen berührt werde, sie hat für jeden derartigen Versuch eine freundliche Antwort bereit. Wir gewinnen durch jede Entdeckung eines Siegs des Menschen über die Natur; wir sehen, daß Wissen besser ist als Kraft, und daß jeder vernünftige und entschlossene Mensch ein Bildner und Ordner sein kann. Jedes derartige Beispiel rührt und beglückt uns. Wir freuen uns, wie unerschöpflich die Reichthümer der Natur sind, und wie sie jede Seele in ihrer Schatzkammer will-

kommen heißt. Jedes derartige Beispiel weckt eine unbegrenzte Hoffnung und spornt einen Jeden zum Wettkampf an. Ein hoffnungsleerer Sinn raubt sich selbst das Licht der Augen, Skepticismus ist langsamer Selbstmord. Eine Philosophie, welche nur das Schlimmste sieht, welche weder an die Tugend noch an den Genius glaubt, welche sagt, „Es ist Alles umsonst, das Leben ist ein gegenseitiges Auffressen; es fragt sich nur, wer zuletzt verzehrt wird," eine solche drückt uns nieder und entmuthigt uns, der Himmel schließt sich vor unseren Augen. Wenn ein Schopenhauer, mit aller Logik, allem Witz und Wissen ausgerüstet, Pessimismus lehrt, wenn er verkündet, dies sei die schlechteste aller denkbaren Welten, und Schlafen sei besser als Wachen und der Tod besser als Schlaf, so kann ihn alles Talent der Welt nicht davor schützen, daß er uns widerlich erscheint. Wenn man mir aber statt dieser Verneinungen Bejahungen bietet — wenn man mir sagt, es gebe immer ein Leben für den Lebendigen; was von dem Menschen geleistet worden, das stehe in seinen Kräften; die Welt gehöre dem Starken, man könne immer einen Weg zur Erreichung seiner Wünsche finden, jeder Mensch sei mit einem Schlüssel zur Natur ausgestattet und kenne sich nur so weit selbst richtig, als er sich an den Dingen versucht habe — so fühle ich mich gekräftigt und in schaffensfreudige Stimmung versetzt, der Horizont thut sich vor mir auf und ich bin voll guten Willens und Dankbarkeit gegen die Ursache der *Ursachen*. Ich begreife das Gefühl des armen Weibes,

die, aus einer elenden Dachstube in einer Fabrikstadt des Binnenlandes zum ersten Mal an die Seeküste kommend, beim Anblick des Oceans sagte, sie sei froh, daß sie auch einmal in ihrem Leben etwas sehe, von dem genug da sei.

Unsere Copernikanische Erdkugel mit ihren rotirenden Umdrehungen und Zeiten ist eine große Fabrik oder ein Magazin von Kräften. Die Maschine ist von riesigem Umfang, der Diameter des Wasserrads, die Arme des Hebels und die Ladung der Batterie stehen außerhalb allen mechanischen Maßes, und es braucht lange, bis man nur ihre Theile und Funktionen versteht. Diese Pumpe versagt nie, diese Schrauben werden nie lose, diese Maschine kommt nie außer Ordnung. Die Kufe, der Kolben, die Räder und Radschienen nützen sich nie ab, sondern ersetzen sich immer wieder von selbst. Gibt es irgend eine Last, die das Wasser nicht heben kann? Wenn es eine gibt, so versuche es mit Dampf, wenn auch der versagt, dann mit Elektricität. Können diese Mittel je erschöpft werden? Miß einmal in Fässern die Wassermenge des Baches, der dein Feld durchströmt. Nichts ist groß, als der unerschöpfliche Reichthum der Natur. Sie zeigt uns nur Oberflächen, aber sie ist Millionen Klafter tief. Welcher Raum! Welche Dauer! Ganze Rassen behandelt sie als bloße Vorbereitungen auf das Folgende, Millionen von Menschenleben müssen sein, um nur die ersten Beobachtungen anzustellen, auf denen unsere Astronomie

aufgebaut ist, andere Millionen, um nur Gefühle und Ahnungen zusammen zu tragen, die zuletzt, von einem empfänglichen Ohr aufgefaßt, dem Dichter Stoff liefern. Kinder helfen eine Sprache mitbauen, jeder Reisende, jeder Arbeiter, jeder ungeduldige Handwerksmeister, der die Worte so scharf als möglich abkürzt, um seine Befehle desto schneller zu geben — bringt die Landessprache vorwärts. Wie viel von ihrer Kraft schuldet die Natur nicht der Ausdauer, mit der sie winzige Bruchtheile zu kosmischen Formen aufhäuft!

Die hervorragenden Begebenheiten in der Geschichte, wie die Auswanderung einer Kolonie nach einem neuen, schöneren Land, das Bauen eines großen Schiffs, die Erfindung des Kompasses, die vielleicht den Phöniziern zufällt, das Erscheinen eines fortgeschrittenen, mit neuen Künsten ausgestatteten Geschlechts unter einer alten, stagnirenden Nation — alle derartigen Begebenheiten beleben und erheben den Volksstamm, unter dem sie stattfinden, sie machen die starre Sehne des Barbaren geschmeidig und setzen sie in jenen Zustand von Empfindungsfähigkeit, welcher den Uebergang zur Civilisation ermöglicht und vergewissert. Kraft seiner Maschinen kann der Mensch tauchen und sich unter Wasser halten wie ein Haifisch, er kann wie ein Falke in den Lüften fliegen, kann Atome sehen wie eine Mücke, kann das System des Weltalls überblicken wie Uriel, der Engel der Sonne, kann Lasten tragen so schwer sie eine Tonne *Kohlen zu heben* vermag, kann Städte mit seiner pul-

vernen Faust zusammenschmettern, kann die Geschichte seines Geschlechts durch die Denkzeichen ergründen, welche die Sündfluth und alle civilisirten wie wilden Geschöpfe unwillkürlich von ihrem Dasein zurückgelassen, und kann die wahrscheinliche Zukunft des Planeten und seiner Bewohner durch Erkenntniß der Naturgesetze errathen. Ach, was ist er doch für ein schöpferisches kleines Wesen, so geschmeidig, so gewandt, und sein Körper ein Kasten von Instrumenten, mit denen er sich's in jedem Klima und jeder Lage bequem zu machen versteht!

Hier in Amerika gehört aller Reichthum des Bodens, der Wälder, der Minen und des Meers einem Volke an, das alle diese wunderbaren Maschinen zu handhaben weiß, das Geheimniß des Dampfes und der Elektricität besitzt, und sowohl die Fähigkeit als die Gewohnheit der Empfindung in sich trägt. Wir Amerikaner sind zu verbesserten Zuständen gelangt, wir wissen nicht wie. Das Leben ist zwar immer reißend hier, aber doch welche Beschleunigung seines Pulsschlags im letzten Jahrzehnt, — welcher Fortschritt während der vier Kriegsjahre! Wir sahen die Eisenbahn und den Telegraphen riesige Länderstrecken unterjochen, wir sahen die schneeigen Wüsten im Nordwesten, die Wohnsitze der Eskimos, sich in ein gelobtes Land verwandeln. Als unsere Bevölkerung, westwärts schwärmend, die Grenze des urbaren Landes erreicht hatte, war, wie um unsere Thatkraft angesichts der unfruchtbaren Einöden anzuspornen, der Boden plötzlich zum Theil mit

Gold und Silber bedeckt, mit Kohlen gepflastert. Man hielt es für eine Fabel, was der Reisende Guthrie aus Persien berichtete, daß man nämlich in Taurida auf jedem Grundstück, wo Naphta- (oder Petroleum-) Quellen vorhanden seien, nur eine eiserne Röhre in den Boden zu stecken und ein Licht an die obere Oeffnung zu halten brauche, um das Mineral-Oel in Brand zu erhalten, bis die Röhre verdorben sei, also jedenfalls eine lange Reihe von Jahren hindurch. Aber wir haben dieses Taurida in Pennsylvanien und Ohio entdeckt. Wenn sich dort nicht die Lampe Aladdin's findet, so doch Aladdin's Oel. Hilfsquellen Amerika's! Ja, man muß dabei an St. Simon's Ausspruch denken: „Das goldene Zeitalter liegt nicht hinter, sondern vor uns." Hier steht der Mensch im Garten Eden, hier ist die Genesis und der Exodus. Wir haben die Sklaverei verschwinden sehen wie eine gemalte Coulisse im Theater; wir haben die heilsamste Revolution erlebt — nicht nur eine Verbesserung, sondern eine Neugestaltung der Constitution. Wir sahen China und Japan sich dem Handel und den Gesandten Europa's und Amerika's öffnen; unsere Künste und Erzeugnisse durchdringen beide Länder. Wie die Wände der neuen Häuser von Wasserröhren, Schallröhren, Gasröhren, Wärmeröhren durchbrochen sind, so müssen Geographie und Geologie den menschlichen Zwecken weichen, und wir beginnen den alten Erdball durchzubohren und umzuformen, wie ein *Zimmermann* sein Bauholz. Alles ist geschmeidig und

bildsam; wir benützen jetzt den neuen atlantischen Telegraphen. Die amerikanische Thatkraft tritt jede ehrwürdige Maxime politischer Weisheit zu Boden. Amerika ist ein solcher Garten des Ueberflusses, ein solcher Stapelplatz von Kräften, daß an unsern Küsten alle gewöhnlichen Regeln der National-Oekonomie sich nicht bewähren. Hier gibt es Brod, Reichthum, Macht und Bildung für Jeden, der den Muth hat, die Gelegenheit zu ergreifen. Diese Kräfte-Erzeugung hat noch nirgends ihresgleichen gesehen. Man dachte anfangs, durch die unbegrenzte Produktion des Goldes werde das Gold so wohlfeil werden wie Zinn, aber die unbegrenzte Ausdehnung des Handels hat jede Unze Gold verwendet, und Gold hat seinen Werth nicht verloren.

Es ist merkwürdig, auf welche Weise man oft die Kundschaft ganzer Nationen erlangt. Die Abneigung von ganz Californien war nicht im Stande, den Chinesen heimzutreiben, und jetzt stellt es sich heraus, daß er so lange amerikanische Werkzeuge, Nahrungs- und Luxusgegenstände nach Hause gesandt hat, bis seine Landsleute den Gebrauch derselben erlernten und ein neuer Markt für unsern Handel erwuchs. Die Emancipation hat ein ganzes Volk von Negern zu Kunden für jene Artikel gemacht, welche sonst nur ihre wenigen Herren kauften, und jeder Fabrikant im Norden hat ein Interesse daran, den Neger zu schützen, weil derselbe Waaren von ihm consumirt.

Die Geschichte unseres Bürgerkriegs ist reich an

Anekdoten, welche die Fruchtbarkeit an Hilfsmitteln, die Geistesgegenwart und kunstreiche Geschicklichkeit unseres Volks bezeugen. So fand einst ein Regiment, das Eile hatte, sich mit der Armee zu vereinigen, in Annapolis die Lokomotiven zerbrochen, die Bahnlinie zerstört und die Schienen verschwunden. Der Befehlshaber fragte nach Leuten, die im Stande wären, die Bahn wieder herzustellen. Nun traten viele aus den Reihen, suchten im Wasser, bis sie die versteckten Schienen fanden, legten das Geleise, brachten die außer Stand gesetzte Maschine wieder in Ordnung und setzten ihre Reise fort. Dem Thatkräftigen gehört die Welt, denn sein Wille leiht ihm ein Sehvermögen sonder Gleichen, so daß er im Stande ist, Hilfsmittel zu erblicken, wo die Andern keine sahen. Der Invalide zittert vor Frost, trotz Pelzwerk und Lämmerwolle, während der Waidmann sich aus Kälte und Nässe selbst warme Kleider zu machen versteht. Nur der Indianer, der Matrose, der Jäger kennt die Kraft der Hände, der Füße, der Zähne, der Augen und Ohren. Aus den Hindernissen, die ihnen in den Weg kommen, ziehen sie die Mittel, dieselben zu beseitigen. Der Matrose schafft sich durch sein Boot und seine Segel eine Furt durch's tiefste Wasser. Der Jäger, der Soldat wickelt sich in seine Wolldecke, und der fallende Schnee, in dem er warm bis zum Morgen schläft, dient ihm statt Eiderdunen. Die Natur selbst gibt uns die Andeutung und das Beispiel, wenn wir nur so viel Verständniß haben, es aufzufassen. Man sehe nur, wie

warm sie die Seen unter ihrer Eisdecke hält und den Boden unter Eiderdunen von Schnee. Dem alten Forstmann fehlt es nie an Obdach, wie weit er auch vom Lager oder der Stadt entfernt sein mag, er trägt seinen Bangor bei sich. Ein plötzlicher Regenschauer kann ihn nicht näſſen, wenn er Werth darauf legt, trocken zu bleiben; er zieht sein Boot an's Ufer, lehnt es aufgerichtet gegen eine Erlengruppe, kriecht hinunter und liegt mit seinem Kameraden wohlgemuth unter dem starken Dach, bis der Schauer vorüber ist. Oft füllt sich ein Boot mit Wasser und widersteht dann allen Anstrengungen, es an's Land zu ziehen und zu leeren. Der Fischer sieht sich in solchen Fällen um, schiebt einen runden hölzernen Stock darunter, und das Boot rollt fort wie auf Rädern. Napoleon erzählt, die Corsen hätten in der Schlacht von Golo keine Zeit gehabt, die Brücke, die ganz aus Stein war, niederzureißen; rasch besonnen hätten sie die Leichen ihrer Gefallenen benützt, um eine Verschanzung daraus zu bilden. Malus, der wegen seiner Entdeckungen in der Polarisation des Lichtes bekannt ist, diente während Bonaparte's egyptischem Feldzug als Kapitän bei einem Geniekorps, welches schrecklich schlecht ausgerüstet war. „Da ich keinen Pfahl hatte, um mein Pferd daran festzuknüpfen," sagt er, „so band ich es an mein Bein. Ich schlief, und träumte friedich von den Freuden Europa's." Herr Tissenet, der nge unter den Indianern gelebt und ihre Sprache lernt hatte, kam einst zu einem wilden Stamm in

Illinois und hörte die Rothhäute sagen, sie wollten ihn skalpiren. „Skalpiren wollt ihr mich? Hier ist mein Skalp," sagte er und lüftete zu ihrer Bestürzung seine kleine Perrücke. Dann erklärte er ihnen, er sei ein großer Arzt, und sie begingen ein großes Unrecht, wenn sie ihm ein Leides zufügten, da er sie doch Alle im Herzen trage. Damit öffnete er sein Hemd ein wenig und ließ jeden von den Wilden der Reihe nach seinen eigenen Augapfel in einem kleinen Taschenspiegel sehen, den er auf dem bloßen Leibe trug. Er versicherte sie, wenn sie ihn erzürnten, so werde er ihre Flüsse und Wälder ausbrennen; dabei nahm er ein kleines Fläschchen mit weißem Branntwein aus seiner Reisetasche, goß den Inhalt in eine Tasse, zündete einen Strohhalm am Wigwamfeuer an, berührte damit den Branntwein, (den sie für Wasser hielten), und brannte ihn vor ihren Augen auf. Dann nahm er einen dürren Spahn vom Boden, zog sein Brennglas aus der Tasche und setzte den Spahn in Brand.

Was für ein ganz neues Ansehen gewinnt doch jedes Ding durch den Muth! Ein entschlossener Mann kann durch seine bloße Haltung, durch den Ton seiner Stimme der Niederlage ein Ziel setzen und den Sieg anbahnen. „Denn der nur siegt, der glaubt, daß er es kann." Jeder hört mit Freuden seine aufmunternde Stimme. Er enthüllt uns die unbegrenzte Macht eines Einzigen über Massen von Menschen, er beweist, *daß ein* Einziger, dessen Auge das vorgesteckte Ziel und

die nöthigen Mittel beherrscht, nicht nur mehr ist als zehn oder hundert Andere, sondern Sieger über Alle, denen Ziel und Mittel verborgen sind. „Wenn Einer einmal von der Furcht besessen ist," sagte der alte französische Marschall Montluc, „und er verliert den Kopf, wie es im Schreck einem Jeden geht, so weiß er nicht mehr, was er thut. Daher bittet den Allmächtigen vor Allem, daß er eure Sinne beisammen halte, denn welche Gefahr euch auch begegnen möge, es gibt immer noch einen oder den andern Weg, ihr zu entgehen und vielleicht mit Ehren. Aber wenn ihr einmal der Furcht verfallen seid, dann: Gute Nacht! Ihr glaubt, ihr fliehet nach dem Hintersteven, wenn ihr gegen den Schnabel rennt, und statt eines Feinds habt ihr zehn vor Augen, wie ein Trunkenbold, der auf einmal tausend Kerzen sieht."

Gegen die Greuel des Pöbels, der, wenn er von Leidenschaft berauscht ist und einmal die Oberhand gewonnen hat, teuflisch wird und ein neues Chaos hereinführt, gibt der Verstand manche Vorkehrung und Abhilfe. Der Disorganisation setzt er Organisation, Polizei und Militärgewalt entgegen. Bei einem geringereren Grad von Unordnung jedoch wendet er mildere und edlere Mittel an. Das natürliche Anhängsel des Schreckens ist die Lächerlichkeit. Wir haben Beispiele, daß unsere Redner bei außerordentlichen Gelegenheiten einen böswilligen Pöbel durch überlegene Mannhaftigkeit und durch einen Witz bezwangen und bekehrten, der die Rädelsführer verwirrte

Gold und Silber bedeckt, mit Kohlen gepflastert. Man hielt es für eine Fabel, was der Reisende Guthrie aus Persien berichtete, daß man nämlich in Taurida auf jedem Grundstück, wo Naphta- (oder Petroleum-) Quellen vorhanden seien, nur eine eiserne Röhre in den Boden zu stecken und ein Licht an die obere Oeffnung zu halten brauche, um das Mineral-Oel in Brand zu erhalten, bis die Röhre verdorben sei, also jedenfalls eine lange Reihe von Jahren hindurch. Aber wir haben dieses Taurida in Pennsylvanien und Ohio entdeckt. Wenn sich dort nicht die Lampe Aladdin's findet, so doch Aladdin's Oel. Hilfsquellen Amerika's! Ja, man muß dabei an St. Simon's Ausspruch denken: „Das goldene Zeitalter liegt nicht hinter, sondern vor uns." Hier steht der Mensch im Garten Eden, hier ist die Genesis und der Exodus. Wir haben die Sklaverei verschwinden sehen wie eine gemalte Coulisse im Theater; wir haben die heilsamste Revolution erlebt — nicht nur eine Verbesserung, sondern eine Neugestaltung der Constitution. Wir sahen China und Japan sich dem Handel und den Gesandten Europa's und Amerika's öffnen; unsere Künste und Erzeugnisse durchdringen beide Länder. Wie die Wände der neuen Häuser von Wasserröhren, Schallröhren, Gasröhren, Wärmeröhren durchbrochen sind, so müssen Geographie und Geologie den menschlichen Zwecken weichen, und wir beginnen den *alten* Erdball durchzubohren und umzuformen, wie ein *Zimmermann* sein Bauholz. Alles ist geschmeidig und

bildsam; wir benützen jetzt den neuen atlantischen Telegraphen. Die amerikanische Thatkraft tritt jede ehrwürdige Maxime politischer Weisheit zu Boden. Amerika ist ein solcher Garten des Ueberflusses, ein solcher Stapelplatz von Kräften, daß an unsern Küsten alle gewöhnlichen Regeln der National-Oekonomie sich nicht bewähren. Hier gibt es Brod, Reichthum, Macht und Bildung für Jeden, der den Muth hat, die Gelegenheit zu ergreifen. Diese Kräfte-Erzeugung hat noch nirgends ihresgleichen gesehen. Man dachte anfangs, durch die unbegrenzte Produktion des Goldes werde das Gold so wohlfeil werden wie Zinn, aber die unbegrenzte Ausdehnung des Handels hat jede Unze Gold verwendet, und Gold hat seinen Werth nicht verloren.

Es ist merkwürdig, auf welche Weise man oft die Kundschaft ganzer Nationen erlangt. Die Abneigung von ganz Californien war nicht im Stande, den Chinesen heimzutreiben, und jetzt stellt es sich heraus, daß er so lange amerikanische Werkzeuge, Nahrungs- und Luxusgegenstände nach Hause gesandt hat, bis seine Landsleute den Gebrauch derselben erlernten und ein neuer Markt für unsern Handel erwuchs. Die Emancipation hat ein ganzes Volk von Negern zu Kunden für jene Artikel gemacht, welche sonst nur ihre wenigen Herren kauften, und jeder Fabrikant im Norden hat ein Interesse daran, den Neger zu schützen, weil derselbe Waaren von ihm consumirt.

Die Geschichte unseres Bürgerkriegs ist reich an

höheren Anwendung bringen, daß wir sie nämlich in die geistige Sphäre verpflanzen müssen. Aber jeder Kraftaufwand der Energie erreicht rasch seine Grenzen und erfordert eine sparsame Behandlung. Das Gesetz des Lichts, das, wie Newton meint, „aus Anstößen leichter Reflexion und Fortpflanzung“ besteht, die Schwingung des Pendels ist das Gesetz des Geistes, sein Ausruhen Wechsel der Arbeit. Es wäre gut, wenn man eine Statistik genauer Versuche mit der Bewirthschaftung der geistigen Kräfte aufstellte.

In England trinken die Gelehrten Wein, in Schottland Kümmel, in Frankreich Champagner, in Deutschland Bier. In England ist das Reiten allgemein; in Frankreich werden die Nächte durch Theater und Bälle ausgefüllt. Hier bei uns kennt man kein Mittel, um den Kraftverbrauch, den unser Klima veranlaßt, wieder zu ersetzen. Wäre nicht im Sommer ein Seebad gut? Wäre nicht Fischen, Kegeln, Jagen, Turnen und Tanzen nothwendig für uns? Der Kurzweil gibt es mancherlei, aber ich weiß bessere Spiele als Billard oder Whist. Es ist ein reizender Zug in Goethe's Roman, daß Makaria sich von der Gesellschaft zur Astronomie und zu ihrer Korrespondenz zurückzieht.

Ich glaube nicht, daß die Abhandlung Brillat-Savarin's über die Physiologie des Geschmacks ihren Ruf verdient. Ich weiß wohl, wie berühmt sie ist, und ich habe sie selbst einmal „das Frankreich Frankreichs“ nennen hören. Aber der Gegenstand ist zu umfangreich

und zu anspruchsvoll, als daß ein paar Einzelheiten, die überdies nur von den Freuden des Epikuräers handeln, genügen könnten. Ich kenne manchen Menschen von Geschmack, dessen einzelne Ansichten und Erfahrungen ein weit größeres Interesse böten. Der gute Geschmack sollte auch auf Gärten und Grundstücke angewendet und dabei Eines ganz besonders berücksichtigt werden, daß nämlich das ganze Leben auf dem Lande eine niedrere Tonart erfordert: grobe Kleider, alte Schuhe und statt eines feurigen Rosses, das nicht zu halten ist, ein altes Pferd, das man gefahrlos einen halben Tag lang angebunden auf einer Wiese stehen lassen kann, wodurch der Besitzer mit seiner Piknikgesellschaft die volle Waldesfreiheit genießt. Sehr anziehend ist auf dem Lande auch das Studium der Naturgeschichte; es ist zugleich anmuthig und unsterblich, und eröffnet immer neue Hilfsquellen. Daher sollte ein Mensch, der sich auf dem Lande niederlassen will, vor Allem Sorge tragen, sich mit dem Antlitz der Erde durch möglichst ausgedehnte Kenntniß der Natur, der Vögel, Pflanzen und Steine, sowie der Astronomie, kurz durch das echte Kunstverständniß eines Spaziergangs, vertraut zu machen. Solche Einsicht wird dem Frost seinen Stachel, dem November und März ihre Trübseligkeit und dem August seine Schläfrigkeit nehmen. Kenntniß der Bäume kann, wie Spenser von der Esche sagt, „niemals schaden". Ebenso ist es mit den Muscheln; wie verlangte mich's kürzlich in Agassiz' Museum nach ihren Namen! Den aller-

verschiedenartigsten Nutzen aber bieten die Wälder, und für den Gelehrten besonders sind sie von unschätzbarem und unentbehrlichem Werth. Wenn es seine Aufgabe erfordert, daß er

„All' die gemeinen und doch theuren Bilder,
Die Jugend und Erfahrung eingegraben,"

aus seinem Gedächtniß verwische, so muß er das Haus, die Straßen und den Club verlassen, und in das waldige Hochland zum Rieseln des Baches gehen. Wohl ihm, wenn er mit dem alten Minnesänger sagen kann: „Ich weiß, wo ich ein neues Lied finde."

Wenn ich im Winter in den Wald gehe und die dreizehn bis vierzehn Weidenarten betrachte, die in Massachusetts wachsen, so bemerke ich, daß sie sich an den wärmeren Tagen oder wenn ihnen niemand zusieht, ruhig ausbreiten, und wiewohl es bei der allgemeinen Nacktheit der Wälder wenig genug zu bedeuten hat, so geht doch zwischen Herbst und Frühling eine große Veränderung mit ihnen vor. In den ersten wärmeren Märztagen treiben sie, und lang ehe noch etwas anderes keimt, zeigen sie schon im Gegensatz zu all' den kahlen Wäldern ihre freudigen Blüthen. Man sieht gar nicht, wann sie knospen und keimen, diese lebensfreudigen Bäume, die doch fast die ältesten von allen sind. Unter fossilen Ueberbleibseln kommen Weiden und Fichten mit dem Farrenkraut vor. Den ganzen Tag über beugen sie sich vor jedem Windhauch, das Wagenrad auf der Landstraße kann sie zermalmen, jeder Vorübergehende

kann mit seinem Stock einen Zweig abschlagen, jeder Knabe schneidet sie zu Pfeifen ab, die Kuh, das Kaninchen, das Insekt zerfressen die süße und zarte Rinde, und doch, trotz Feinden und Mißgeschick, hält ihre sanfte Hartnäckigkeit Stand, wenn die Eiche vom Sturm zerschmettert wird, und sie wachsen in Dunkel, in Schnee und Kälte weiter. Wenn ich bei diesen tapfern Pflanzen so viel Kraft und Unsterblichkeit in der Schwäche sehe, so erkenne ich mit Wohlgefallen das mächtige Gesetz der Vegetation, das mir trostreicher und freudespendender erscheint, als alle menschlichen Neuigkeiten, die ich in der Zeitung lesen kann, und werthvoller als die Politik von Washington.

Für ein Kapitel über menschliche Hilfsmittel gibt es selbstverständlich keinen Abschluß. Ich bin in all' diesen umherschweifenden Skizzen nicht über den Anfang der Liste hinausgegangen. Menschliche Hilfsmittel — sind sie nicht das Inventar der Welt, das Verzeichniß der Künste und Wissenschaften, Gedächtniß, Erfindungsgabe, Macht der Leidenschaft, Majestät der Tugend und Allgewalt des Willens?

Die eine Thatsache, die durch diese Fülle von Kräften hindurchscheint, ist, daß es auf den Empfänger ankommt, wie die Gabe ausfällt, daß alle diese Errungenschaften Triumphe eines klaren Verstandes und tapferen Herzens sind, daß die Welt dem Starken, dem Weisen gehört. Nur für gute Menschen kann man ein Paradies schaffen. Die Tropen sind ein großer Garten und doch

befinden sich dort die Menschen in weit elenderer Lage als in den kalten und kargen Zonen. Der gesunde, civilisirte, fleißige, unterrichtete und moralische Menschenstamm ist der einzige, dem auch die Natur ihre Geheimnisse enthüllt. So werden auch die Hilfsmittel Amerika's und seine Zukunft nur den Weisen und Tugendhaften eine riesenhafte Ausbeute gewähren.

Das Komische.

Der Geschmack am Spaßhaften ist beinahe unserer gesammten Gattung angeboren, die ja auch allein in der ganzen Natur Scherz treibt. Steine, Pflanzen und Thiere thun weder selbst etwas Lächerliches, noch verrathen sie das geringste Verständniß für eine Albernheit, die in ihrer Gegenwart geschieht. Und wie die niedrere Natur keinen Spaß versteht, eben so wenig die höchste. Die Vernunft spricht ihr allwissendes Ja und Nein, ohne sich mit Graden und Bruchstücken abzugeben, und nur durch den Vergleich von Bruchstücken mit der wirklichen Gesammtgröße entsteht das Komische.

Aristoteles definirt das Lächerliche als „etwas das nicht an der Zeit und am Platz ist, das aber keine Gefahr bringt." Wenn es mit Schmerz und Gefahr verknüpft ist, so wird es tragisch; wenn nicht, komisch. Ich muß bekennen, diese Definition, wiewohl aus dem Munde einer Autorität, genügt mir nicht völlig, denn sie erschöpft nicht Alles, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann.

Das Wesen alles Scherzhaften, alles Komischen, scheint eine ehrliche oder wohlgemeinte Halbheit zu sein, eine Nichtausführung dessen, was man auszuführen vor-

befinden ſich dort die Menſchen in weit elenderer Lage als in den kalten und kargen Zonen. Der geſunde, civiliſirte, fleißige, unterrichtete und moraliſche Menſchenſtamm iſt der einzige, dem auch die Natur ihre Geheimniſſe enthüllt. So werden auch die Hilfsmittel Amerika's und ſeine Zukunft nur den Weiſen und Tugendhaften eine rieſenhafte Ausbeute gewähren.

Das Komische.

Der Geschmack am Spaßhaften ist beinahe unserer gesammten Gattung angeboren, die ja auch allein in der ganzen Natur Scherz treibt. Steine, Pflanzen und Thiere thun weder selbst etwas Lächerliches, noch verrathen sie das geringste Verständniß für eine Albernheit, die in ihrer Gegenwart geschieht. Und wie die niedrere Natur keinen Spaß versteht, eben so wenig die höchste. Die Vernunft spricht ihr allwissendes Ja und Nein, ohne sich mit Graden und Bruchstücken abzugeben, und nur durch den Vergleich von Bruchstücken mit der wirklichen Gesammtgröße entsteht das Komische.

Aristoteles definirt das Lächerliche als „etwas das nicht an der Zeit und am Platz ist, das aber keine Gefahr bringt.“ Wenn es mit Schmerz und Gefahr verknüpft ist, so wird es tragisch; wenn nicht, komisch. Ich muß bekennen, diese Definition, wiewohl aus dem Munde einer Autorität, genügt mir nicht völlig, denn sie erschöpft nicht Alles, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann.

Das Wesen alles Scherzhaften, alles Komischen, scheint eine ehrliche oder wohlgemeinte Halbheit zu sein, eine Nichtausführung dessen, was man auszuführen vor-

gibt, während man doch gleichzeitig laut die Ausführung zusagt. Täuschung des Intellekts, hintergangene Erwartung, unterbrochener geistiger Zusammenhang sind Komödie, und dieselbe äußert sich physisch in den angenehmen Krämpfen, die wir Lachen nennen.

Mit der unbedeutenden Ausnahme der Stratageme einiger Vierfüßler und Vögel, gibt es keinen falschen Schein, keine Halbheit in der Natur, bis der Mensch auftritt. Unbewußte Geschöpfe befolgen blindlings das volle Gesetz der Weisheit. Ein Eich- oder Kastanienbaum unternimmt keine Funktion, die er nicht ausführen kann, und wenn es auch in der Botanik Erscheinungen gibt, die wir Mißgeburten nennen, so sind dieselben ebenfalls eine natürliche Funktion und bedeuten für den Geist dieselbe Vollständigkeit, wie die fortgeschrittene Funktion, zu der es unter anderen Umständen gekommen wäre. Dieselbe Regel gilt von den Thieren. Eine unfehlbare Zweckmäßigkeit lenkt all ihr Thun und Treiben. Der Mensch dagegen ist durch den Besitz der Vernunft in den Stand gesetzt, ein Ganzes und ein Bruchstück wahrzunehmen. Die Vernunft ist das Ganze, alles andere ist Bruchstück. Die Gesammtheit der Natur ist der Gesammtheit des Gedankens oder der Vernunft angenehm, doch sowie man ein Bruchstück von der Natur loslöst und es als ein Ganzes zu betrachten versucht, so beginnt das Gefühl des Lächerlichen. Der Humor macht sich fortwährend den Spaß, jeden *vorhandenen* Gegenstand mit gutmüthiger Bedächtigkeit

gesondert zu betrachten, wie zum Beispiel eine Maus im Vergleich zu dem ewigen Ganzen; sich dann über das Gesicht zu freuen, das jedes selbstzufriedene einzelne Geschöpf in dem ungeheuren Ganzen schneidet, und es mit einem Segen zu entlassen. Man reiße einmal irgend einen Gegenstand, wie einen einzelnen Menschen, ein Pferd, eine Rübe, einen Mehlsack, einen Regenschirm, aus der Beziehung zu den übrigen Dingen heraus und betrachte ihn für sich allein, frei in der absoluten Natur stehend, so wird er alsbald komisch; keine noch so nützlichen, noch so achtbaren Eigenschaften können ihn vor der Lächerlichkeit retten.

Kraft unserer Empfänglichkeit für die Vernunft oder das Ganze, ist der menschliche Körper ein Pfand der Ganzheit, er läßt unsere Imagination die Vollkommenheit der Wahrheit oder Güte ahnen und stellt durch den Gegensatz jede Halbheit oder Unvollkommenheit bloß. Es ist nämlich eine ursprüngliche Verbindung zwischen der Vollkommenheit und der menschlichen Körperform vorhanden. Aber die Thatsachen, welche beim Erscheinen des wirklichen Menschen stattfinden, rechtfertigen diese Vorempfindung nicht, der entstandene Widerspruch drängt sich sofort dem Geiste auf und zeigt sich äußerlich in dem Muskelreiz des Lachens.

Die Vernunft spaßt nicht und sehr vernünftige Menschen ebensowenig; der Prophet, in dem das moralische Gefühl vorherrscht oder der Philosoph, der von Wahrheitsliebe durchdrungen ist, treibt keinen Scherz, sou-

Dern trägt die Fahne, das ideale Ganze voran und
dadurch alle thatsächlichen Mängel bloß. Daher ist
bleibt es immer der beste Scherz, wenn der Ver
die Dinge vom philosophischen Standpunkt aus
pathetisch betrachtet. Es gibt keinen echteren und
greifenden Spaß, als wenn ein reiner Idealist zu
den gesellschaftlichen Einrichtungen umherwandelt,
gleitet von einem Manne, der die Welt kennt,
der zugleich mit dem Grübeln des Philosophen un
der Verwirrung und Entrüstung der entlarvten Ei
tungen sympathisirt. Seine Erkenntniß der Ungleic
sein beständiges Auf- und Ab-Schauen von der Reg
der gekrümmten, lügnerischen, diebischen Thatsache
uns vor Lachen die Thränen in die Augen.

Dies ist der Hauptscherz im Leben wie in
Literatur. Die Anwesenheit des Ideals von Rech
Wahrheit in aller Handlung macht die gähnende
zwischen ihm und den Vorkommnissen des prak
Lebens peinlich für das Gewissen, tragisch für das
teresse, aber possierlich für den Verstand. Die Gesch
keit unserer Sympathien mag uns eine Zeitlang v
dern, die Thatsache intellektuell zu erkennen und so u
Spaß daran zu haben, aber alle Falschheit, alles
wird, wenn aus genügender Entfernung gesehen —
zwar von einem Standpunkt, auf dem sich die m
schen Sympathien nicht einmischen, — lächerlich. Ko
ist des Intellekt's Erkenntniß des in sich Widersp
vollen. Und da durch die Gegenwart des Ideals der

jeder seinen Natur zu sein. In jedem constructiven Geist muß dieser Zug gefunden werden; wenn er fehlt, so empfindet man den Mangel selbst bei dem edelsten und maßgebendsten Menschen. Das Verständniß für das Komische ist ein Band der Sympathie mit andern Menschen, ein Pfand geistiger Gesundheit und ein Schutzmittel gegen jene verkehrten Neigungen und jenen schwermüthigen Irrsinn, in welchem sich die edelsten Geister manchmal verlieren. Ein Spitzbube, der für das Spaßhafte empfänglich ist, kann noch bekehrt werden; hat er diesen Sinn aber verloren, so können seine Mitmenschen wenig mehr für ihn thun.

Freilich kann die Empfänglichkeit für das Spaßhafte auch in's Uebermaß getrieben werden. Die Menschen feiern ihr Verständniß für die Halbheit und eine geheime Lüge durch die eigenthümlichen Ausbrüche des Gelächters. Einige Menschen sind für diese Eindrücke so peinlich empfindlich, daß sie, sobald ein witziger Mensch in's Zimmer tritt, vor heftigen Convulsionen der Gesichtsmuskeln und des Zwerchfells und vor Gebrüll der Kehle beinahe außer sich kommen. Wie oft und mit welch unverstelltem Mitleid haben wir schon einen solchen Menschen beobachtet, wenn er gleich einem wiligen Märtyrer irgend einem Witzbold das Ohr zum Zuflüstern darbietet. Das Opfer, welches soeben die Ladung empfing, hat, wenn es sich in feierlicher Gesellschaft befindet, ganz das Ansehen eines stolzen Fahrzeugs, welches soeben eine schwere Sturzwelle an

Bord bekommen; obwohl nicht in Stücke gehend, geräth die arme Barke für den Moment doch in bedenkliche Schwankungen. Der Friede der Gesellschaft und der Anstand bei Tische würden es eigentlich erfordern, daß neben einen gefährlichen Witzbold stets ein phlegmatischer bolzgerader Mensch gesetzt würde, der fähig ist, ganze Ladungen dieses attischen Salzes ohne ein Zucken der Muskeln aufzunehmen. Der Witz gleicht den Pfeilen Apollo's; er durchfliegt das Weltall und wird, wenn er nicht auf dumpfe, mystische Seelen stößt, überall mit Lächeln und Grüßen empfangen. Er bereitet sich seinen eigenen Willkomm und reißt alle Schranken nieder. Keine Würde, keine Gelehrsamkeit, keine Charakterstärke können einem guten Witz irgendwie Stand halten. Er gleicht darin dem Eise, auf dem keine noch so schöne Gestalt, keine noch so majestätische Haltung irgend ein Vorrecht beanspruchen kann, da heißt's behutsam gehen wie's das Eis verlangt, oder die Würde kommt zu Fall. „Glaubst du, weil du tugendhaft bist, solle es keine Kuchen und kein Bier mehr geben?" Plutarch drückt den Werth des Scherzes sehr glücklich aus, indem er ihn als die gesetzliche Waffe des Philosophen bezeichnet:

„Man kann Rhetorik nicht ausüben, ohne zu sprechen, aber Philosophie selbst durch Schweigen oder durch fröhlichen Scherz; denn eben so wie es der höchste Grad von Ungerechtigkeit ist, nicht gerecht zu sein und doch gerecht zu scheinen, so ist es der Gipfelpunkt der Weisheit, zu philosophiren, ohne den Anschein davon zu

haben, und fröhlichen Angesichts und scheinbar im Ernst Dasselbe zu thun wie die Ernsthaften; denn gleichwie die unbewaffneten Bacchantinnen bei Euripides ihre Angreifer mit Baumzweigen, welche sie trugen, verwundeten, so bewegen die Scherze und das fröhliche Geplauder wahrer Philosophen Alle, die nicht gänzlich unempfindlich sind, und führen sie auf diesem sonderbaren Wege zur Reform."

In allen Theilen des Lebens entsteht die Veranlassung zum Lachen aus einem Worthalten für Aug' und Ohr, zu gleicher Zeit als für die Seele ein Wortbruch stattfindet. Da das religiöse Gefühl das lebendigste und erhabenste aller unserer Gefühle und der wunderbarsten Wirkungen fähig ist, so erregt es unserer ganzen Natur den lebhaftesten Abscheu, wenn in Abwesenheit des Gefühls eine Handlung oder ein Wort gleichsam als Freiwilliger seinen Posten ausfüllt. Für die Sympathie ist dies ein schwerer Stoß und verursacht Schmerz, dem Verstand aber erregt der Mangel an Gefühl keinen Kummer, er vergleicht augenblicklich die erhabene Idee mit dem aufgeblähten Nichts, das sich ihren Platz anmaßt, und die Empfindung des Mißverhältnisses ist die Komödie. Und wie das religiöse Gefühl als reine Entzückung das allerwahrste und ernsthafteste Ding in der Natur ist und bei seinem Auftreten alle andern Erwägungen ausschließt, so ist es auch die allergrößte Lüge, dieses Gefühl zu fälschen. Daher beruht die älteste Satire in der Literatur auf

der Lächerlichkeit geheuchelter Religion. Dies ist der Spaß der Späße. In der Religion macht das Gefühl Alles aus, das Ritual oder die Ceremonie ist Nebensache. Aber die innere Stumpfheit treibt die Menschen an, wenn das Gefühl schlummert, den Ausdruck desselben nachzuahmen, sie läßt sie die ganze Ceremonie, nur ohne den Antrieb des Willens, durchmachen und nimmt die Perrücke für den Kopf, die Kleider für den Menschen. Je älter der Irrthum und je übertriebener die besondere Form desselben, desto lächerlicher wird er für den Verstand. Dem Kapitän John Smith, dem Entdecker Neu-Englands, fehlte es nicht an Humor. Die Londoner Gesellschaft, welche die Mittel zur Bekehrung der Wilden gesteuert hatte und unzweifelhaft hoffte, die Keokuks, Black Hawks, Roaring Thunders und Tustanuggees jener Tage zum mindesten in Kirchenvorsteher und Diakone verwandelt zu sehen, quälte den tapferen Seemann mit häufigen Anfragen in Betreff der Bekehrung der Indianer und des Zuwachses der Kirche. Smith, der sehr verlegen war, wie er die Gesellschaft befriedigen sollte, sandte eine Abtheilung in den Morast, ließ einen Indianer fangen, schickte ihn mit dem nächsten Schiff nach London, und ließ der Gesellschaft sagen, sie möchte einmal einen selber bekehren.

Die Satire erreicht ihren Gipfelpunkt, wenn die bestehende Kirche mit den Geboten des religiösen Gefühls in direkten Widerspruch geräth, wie in der Schilderung unserer Puritanerpolitik im Hudibras:

„In Neu-England gilt dieser Brauch
Bei unsern frommen Brüdern auch,
Daß sie erwählte Schächer sparen
Und henken nur die Unbrauchbaren,
Wie jüngst geschah. In einer Stadt
Man einen einzigen Schuster hatt',
Der schnitt aus Texten Usum zu,
Und flickt an Sitten wie am Schuh.
Der Goldmann schlug einmal zur Zeit
Des Friedens (nicht aus Haß und Neid
Nein, bloß aus Eifersucht für Gott)
Einen ungläubigen Wilden todt.
Der mächtige Tottipottimey
Erhob darob ein groß Geschrei,
Sandt' unsern Aeltsten bitt're Klagen,
Daß Bruder Pfriem in Friedenstagen
Den Bund brach und das Eintrachtsband,
Was zwischen beiden Kirchen bestand,
Weßhalb er bat, ihn stracks am Leben
Zu strafen oder heraus zu geben.
Das Ding man reiflich übersann;
Man hatte nur den einen Mann,
Dem Staat zu dienen in zwei Stücken,
Das Wort zu lehren und Schuh zu flicken.
Drum schont man ihn. Um aber doch
Dem Crieksschen gnädigen Herrn genug
Zu thun, ward stracks auf sein Verlangen
Ein alter kranker Weber gehangen.

(Uebersetzt von Solta

In der Wissenschaft ist die Schulfuchserei ein
loger Gegenstand für die Satire, wie der Aberg
in der Religion. Eine Klassifikation oder ein Na

verzeichniß, wie es der Forscher bloß als Memorandum seiner letzten naturwissenschaftlichen Forschung benützt, eingestandenermaßen nur ein Nothbehelf, ein Bivouak für eine Nacht, welches einen Marsch und eine Eroberung für morgen voraussetzt, wird durch Indolenz zur Barracke und zum Gefängniß, in welchem der Mensch regungslos festsitzt und auch Andere festzuhalten wünscht. Der Physiolog Camper legt ein sehr humoristisches Geständniß über die Wirkung seiner fortgesetzten Studien ab. „Ich habe mich," sagt er, „sechs Monate lang mit der Cetacea beschäftigt, ich verstehe die Osteologie des Kopfs aller dieser Ungethüme und habe die Combination mit dem menschlichen Kopf so gut getroffen, daß mir jetzt Jeder als ein Hornfisch, ein Braunfisch oder ein Meerschwein erscheint. Die reizendsten Frauen, so gut wie die minder hübschen, sind alle entweder Hornfische oder Meerschweinchen in meinen Augen." Ich habe kürzlich eine höchst seltsame Bestätigung der oft gehörten Bemerkung erlebt, daß die Gesetze der Krankheit eben so schön seien wie die der Gesundheit. Ich war eben im Begriff, zu einem alten, hochgeehrten Freund zu eilen, von dem ich wußte, daß er auf dem Sterbebett lag, als ich seinem Arzt begegnete, der mir in angenehmster Erregung mit freudestrahlenden Augen entgegenkam. „Und wie geht es Seiner Hochwürden?" fragte ich. „O ich sah ihn diesen Morgen, es ist die regelrechteste Apoplexie, die ich je erlebt habe; Gesicht und Hände blau angelaufen, Athem röchelnd, kurz alle

Symptome vollkommen.“ Dabei rieb er sich entzückt die Hände, denn auf dem Land findet man nicht jeden Tag einen Fall, der mit der Diagnose der Bücher übereinstimmt.

Die literarische Pedanterie gehört zur selben Kategorie. In beiden Fällen findet eine Lüge statt, denn eine Lüge ist es, wenn der Geist, der eine Klassifikation erhält, welche ihm zu genauerer Kenntniß eines Gegenstands verhelfen soll, bei der Klassifikation stehen bleibt, oder wenn man beim Sprachenlernen oder Bücherlesen zum Zweck richtigerer Menschenkenntniß dann an Sprachen und Büchern festklebt. In beiden Fällen scheint der Betreffende weise und ist es nicht.

Dieselbe Falschheit, dieselbe Verwirrung der Sympathien, weil sich eine Anmaßung als ungerechtfertigt erweist, bewirkt, daß sich die Satire fortwährend gegen die Armuth richtet, denn wie das lateinische Gedicht und der englische Knittelvers besagt:

„Schlimmres thut uns Armuth kaum:
Auch dem Spott noch gibt sie Raum.“

In diesem Fall liegt die Halbheit in dem unverdienten Anspruch auf Beachtung in Betreff der Verhältnisse. Wenn sich der Mensch seiner Armuth nicht schämt, so ist kein Spaß dabei, denn der ärmste Mann, der auf seiner Mannheit steht, entwaffnet den Spott. Die Armuth des Heiligen, des Philosophen, des nackten Indianers hat nichts Komisches. Die Lüge liegt in der

Rücksicht auf den Schein, es ist dann gerade, als ob ein Mensch sich selbst vernachlässigte, um seinen Schatten an der Wand mit unendlicher Hochachtung zu behandeln. Es macht einen närrischen Eindruck, wenn das Unterste zu oberst gekehrt wird; so hat es zum Beispiele immer etwas Possierliches, wenn ein Mensch in heftigem Wind seinem Hut nachläuft. Die Beziehungen haben sich umgekehrt, und der Hut ist für den Augenblick Meister. Die Vermehrung künstlicher Bedürfnisse im civilisirten Leben und die Uebertreibung aller kleinlichen Formen bieten unzählige Gelegenheiten, bei denen dieses Mißverhältniß zu Tage tritt. Derartig ist die Geschichte von dem Maler Astley, der, als er einst mit einer Gesellschaft einen kleinen Ausflug aus Rom nach der Campagna machte, trotz der Hitze den Rock nicht abnehmen wollte, während alle seine Gefährten die ihrigen ablegten, sondern lieber weiter schwitzte. Hierüber fielen Bemerkungen, seine Gefährten rissen ihm endlich mit scherzhafter Gewalt den Rock herunter und erblickten auf dem Rücken seiner Weste einen muntern Wasserfall, der mit schäumendem Farbenspiel von Fels zu Fels sprang; ein sehr erfrischender Anblick an so schwülem Tage — es war dies nämlich ein selbstgemaltes Bild, mit dem der arme Maler die Schäden seiner Garderobe auszubessern unternommen hatte. Jedem Spaß, der über einen außerordentlichen Gecken und Modenarren erzählt wird, liegt die Verwunderung des Intellekts zu Grunde, daß der Mensch aus übertriebener Rücksicht für Aeußerlichkeiten

das Natürliche aufgeben kann, als ob Wahrheit und Tugend durch die Kleider, die sie tragen, aus der Schöpfung hinaus komplimentirt werden dürften. Darum spottete man auch mit Recht über den lustigen Rameau von Diderot, der an nichts als an den Hunger glaubt, und es für den einzigen Zweck der Kunst, der Tugend und der Poesie hält, etwas zum Kauen zwischen die oberen und unteren Kinnladen zu schieben.

In allen diesen Fällen, und ebenso auch durch Feigheit oder Furcht irgend welcher Art, vom Verlust des Lebens bis zum Verlust silberner Löffel, ist die Majestät des Menschen beeinträchtigt. Er, dem alle Dinge unterthan sein sollten, dient einem seiner eigenen Werkzeuge. Auf schönen Gemälden ist der Ausdruck des Gesichts über die ganze Gestalt ergossen. Auf dem Bilde Raphael's von dem Engel, der Heliodorus aus dem Tempel treibt, ist die Helmzier so merkwürdig, daß sie, ohne die außerordentliche Energie des Gesichtes, zu sehr in die Augen stechen würde; aber der Gesichtsausdruck des himmlischen Boten wirkt so überwältigend, daß man sie kaum bemerkt. Auf armseligen Bildern wird das Gesicht durch Glieder und Rumpf herabgedrückt. Ebenso verhält es sich auch mit den Frauen, denen wir auf der Straße begegnen; bei der Einen ist der Anzug ein Wesen für sich, die Dame selbst spielt die Nebenrolle und trägt einen Ausdruck demüthiger Unterwerfung unter ihr Kleid und ihren Hut, während bei der Anderen die Kleidung *dem Ausdruck* ihrer Erscheinung gehorcht und ihn erhöht.

Mehr Stoff zum Lachen gibt es, wenn die persönliche Erscheinung, Gesicht, Gestalt und Manieren für den Menschen selbst Gegenstand des Nachdenkens werden. Keine Mode ist die beste Mode bei Dingen, die sich von selbst geltend machen. Dies ist das Stichblatt aller jener Spöttereien in den Pariser Salons, die Napoleon für so gefährlich hielt und die in den französischen Memoiren in Fülle aufbewahrt sind. So hatte eine Dame von hohem Rang aber magerer Gestalt der Gräfin Dulauloy den Spitznamen «le Grenadier tricolore» gegeben, womit sie sowohl auf ihre hohe Gestalt als auf ihre republikanischen Gesinnungen anspielte; die Gräfin vergalt, indem sie Madame die „Venus vom Père-la-Chaise" nannte, ein Compliment für ihr Gerippe, das denn auch alsbald die Runde machte. „Lord C —" sagte die Gräfin Gordon, „o er ist der reinste Kamm, nichts als Rücken und Zähne." Die Perser erzählen eine sehr hübsche Geschichte von Tamerlan, die sich auf dieselben Eigenschaften bezieht: „Timur war ein häßlicher Mann, er hatte einen lahmen Fuß und war auf einem Auge blind. Eines Tags, als Chodscha bei ihm saß, kratzte sich Timur den Kopf, denn es war die Stunde zum Rasiren, und ließ den Barbier holen. Während er geschoren wurde, gab ihm der Barbier einen Spiegel in die Hand, Timur sah hinein und fand sein Gesicht denn doch zu häßlich. Darob brach er in Thränen aus. Chodscha hub ebenfalls an zu weinen, und so weinten sie zwei Stunden lang mit einander. Endlich versuchten einige

Höflinge Timur zu trösten und unterhielten ihn mit seltsamen Geschichten, damit er seinen Kummer vergessen möge. Timur stillte seine Thränen, Chodscha aber nicht, sondern begann jetzt erst recht bitterlich zu weinen. ‚Höre,' sagte schließlich Timur zu Chodscha, ‚ich habe in den Spiegel gesehen und mich sehr häßlich gefunden. Da hat es mich betrübt, daß ich, obwohl ich Kalif bin und auch großen Reichthum und viele Frauen besitze, doch so häßlich bin, und deßhalb habe ich geweint. Aber du, warum weinst denn du unaufhörlich?' Chodscha antwortete: ‚Wenn du dein Gesicht nur einmal gesehen hast und bei dem einen Mal nicht im Stande warst an dich zu halten, sondern in Weinen ausgebrochen bist, was sollen denn wir thun, die wir dein Gesicht Tag und Nacht sehen? Wenn wir nicht weinten, wer sollte denn weinen? Deßhalb habe ich geweint.' Timur wollte sich ausschütten vor Lachen.

Auch die Politik liefert die gleiche Scheibe für die Satire. Was gibt es Edleres als das großherzige Gefühl des Patriotismus, das in einer ganzen Nation lauter Brüder sieht? Aber wenn es sich herausstellt, daß diese Begeisterung auf die sehr begreiflichen Handelsmaximen hinausläuft, so drängt sich dem Verstand wieder die Halbheit auf. Was ist geziemender, als daß man ein Prinzip auf's Panier schreibt und es gegen jeden Widerstand vertheidigt? Aber wenn dann diese Leute kommen und sich um unsere Wahlstimme bewerben, weil

sie die Repräsentanten dieses Ideals seien, so verlieren wir die Fassung und fühlen uns entmuthigt.

Doch es gibt kein Ende für diese Analyse. Wir können nichts thun, das nicht lächerlich würde, sobald wir das spontane Gefühl außer Acht setzen. All' unsere Plane, Einrichtungen und Kunstwerke sind im Vergleich mit der Weisheit und Liebe, die der Mensch repräsentirt, gleich unvollkommen und lächerlich. Aber wir können es nicht auf uns nehmen, uns von irgend einem Vortheil zu trennen. Wir müssen durch Lachen ebenso wie durch Schreck und Thränen lernen, wir müssen die ganze Natur durchforschen — die Posse unten im Hof, ebenso wie die Lehre des Dichters und Philosophen oben in dem Saal — und uns durch Zwerchfellerschütterungen erfrischen. Aber auch die Komik erreicht schnell ihre Grenzen. Die Fröhlichkeit artet rasch in's Uebermaß aus und der Mensch würde bald an Entkräftung sterben, wie ja schon Manche zu Tod gekitzelt worden sind. Dieselbe Geißel trifft den Spaßmacher wie den Zuhörer. Zur Zeit als Carlini ganz Neapel durch Lachkrämpfe erschütterte, erhielt einst ein Arzt aus jener Stadt den Besuch eines Patienten, der ihn um ein Mittel gegen übermäßige, die Lebenskraft aufzehrende Melancholie ersuchte. Der Arzt wollte ihn aufheitern und rieth ihm in's Theater zu gehen und Carlini zu sehen. Da antwortete jener: „Ich bin selbst Carlini."

Citate und Originalität.

Wer je die Insektenwelt, die Mücken, die Blattläuse, die unzähligen Parasiten und selbst junge Säugethiere beobachtet hat, dem muß ihr außerordentliches Behagen am Saugen, welches auch die Hauptbeschäftigung ihres Lebens bildet, aufgefallen sein. Wenn man in eine Bibliothek oder in ein Lesekabinet tritt, so sieht man, nur auf einem höhern Gebiet, dieselbe Beschäftigung mit demselben Eifer treiben, und dieselbe Ungeduld bei der Unterbrechung beweist, wie süß der Vorgang sein muß. Im höchsten Kulturleben gewährt das Buch stets das höchste Entzücken. Wer je diese Freuden kennen gelernt hat, der besitzt ein untrügliches Schutzmittel gegen Unglück. Wie Plato's Schüler, wenn er eine Wahrheit erkannt hat, ist er „vor Harm bewahrt bis zu einer andern Zeit". Gewöhnlich sind mit den höchsten Lebenserinnerungen eines Menschen gewisse Bücher verknüpft, die seinen Gefühlen entsprachen. Viele dürfte man fragen, was ihnen das erwünschteste Ereigniß, die ersehnteste Gabe wäre, und sie würden antworten, daß es das Buch der Zukunft sei, das sie in allen Bibliotheken, in allen Sprachen gesucht, und das für ihre gereiften Augen wäre, was manches flitter-

gezierte Bilderbuch für ihre Kindheit war. Die hohe Achtung, die man sehr belesenen Menschen zollt, spricht genugsam für die Literatur. Wenn wir einem Mann von seltenen Geistesgaben begegnen, so sollten wir ihn immer fragen, was er für Bücher gelesen habe. Wir erwarten von jedem großen Mann, daß er ein guter Leser sei, und daß die Assimilationsgabe im Verhältniß zu der spontanen Geisteskraft stehe. Und wiewohl Solche anspruchsvoller und schwieriger zu befriedigen sind, ist der Trieb bei ihnen darum nicht geringer. „Wer den Beistand eines ebenbürtigen Verstandes borgt," sagte Burke, „der verdoppelt seinen eigenen; wer einen überlegenen zu Rathe zieht, erhebt sich selbst zu seiner Höhe."

Allgemein werden Bücher geschätzt und am Meisten von denen, die selber weise sind. Wir sind durch Lektüre und Conversation der Ueberlieferung so viel schuldig geworden, unsre eigenen Eingebungen sind so selten und so bedeutungslos und rühren dazu noch gewöhnlich von Anderem früher Gehörten oder Gelesenen her, daß man im weitesten Sinn sagen könnte, es gibt keine reine Originalität. Alle Köpfe citiren. Altes und Neues bilden beständig Kette und Einschlag des Gewebs; es gibt keinen Faden, der nicht aus diesen beiden Strängen gesponnen wäre. Wir Alle citiren und zwar sowohl aus Naturnothwendigkeit als aus Neigung und Vergnügen. Wir citiren nicht nur Bücher und Sprichwörter, sondern auch Künste, Wissenschaften, Religion, Sitten und Gesetze; ja wir citiren sogar Tempel und

Häuser, Stühle und Tische, indem wir sie nachahmen. Die Patentcommission weiß, daß sämmtliche jetzt gebrauchte Maschinen schon einmal erfunden und wieder erfunden worden sind, daß der Schiffskompaß, das Schiff, der Pendel, das Glas, die beweglichen Buchstaben, das Kaleidoskop, die Eisenbahnen, der Webstuhl, von Egypten, China und Pompeji bis auf unsre Zeiten herab viele Male gefunden und wieder verloren worden; und wenn wir Künste besitzen, welche den Römern fehlten, so hatten auch die Römer ihrerseits Künste, die uns verloren gegangen sind. So hat zu der kürzlich gemachten Entdeckung, daß das Holz durch Kohlenöldampf oder Parafin unzerstörbar wird, die Methode der Egypter, durch welche die Mumiensärge vier Jahrtausende lang aufbewahrt worden sind, den Weg gebahnt.

Der höchste Ausspruch neuerer Philosophie setzt sich wohlgefällig eine oder die andere prophetische Maxime der ältesten Gelehrsamkeit als Mütze auf. Es liegt für den Beschauer etwas Verdrießliches in diesem beständigen Kreislauf, denn die außerordentliche Sparsamkeit läßt ein sehr geringes Kapital an Erfindungskraft voraussetzen. Der Strom der Liebe zieht breit und mächtig dahin, das praktische Leben ist nur ein Hilfsfluß, aber der Mangel an Entwurf zeiht den Geist der Armuth. Wie wenig Gedanken gibt es! In einem Jahrhundert entstehen Millionen von Menschen und nicht hundert Zeilen Poesie, nicht eine philosophische Theorie, die eine Lösung der großen Probleme böte, nicht eine

Erziehungskunst, die unsere Bedingungen erfüllte. Bei dieser Gedankenleere müssen wir uns helfen, so gut wir können, und mit der Weisheit Anderer die Lücken füllen.

Wenn wir uns nur auf Literatur beschränken wollen, so können wir leicht sehen, wie ungeheuer unsere Gedankenschuld bei der Vergangenheit ist. Keiner kann sie vermeiden, die Originale selbst sind nicht ursprünglich. Ueberall finden wir Muster, Nachahmung und Hinweisung, bis zu den Erzengeln hinauf, wenn uns ihre Geschichte bekannt wäre. Das erste Buch herrscht tyrannisch über das zweite. Wenn man Tasso liest, so wird man an Virgil erinnert, wenn man Virgil liest, so denkt man an Homer, und Milton zwingt uns zu bedenken, wie eng die Grenzen menschlicher Erfindungsgabe sind. Das „verlorene Paradies" wäre ohne diese Vorläufer nie geschrieben worden, und wenn wir in Indien oder Arabien ein Buch finden, das außerhalb des Gesichtskreises unserer Gedanken und Ueberlieferungen liegt, so werden wir durch neue Nachforschungen auf seinem Heimathboden bald seine Vorgänger und seine geheime aber wahrhafte Verwandtschaft mit unsern eigenen Bibeln erkennen.

Bei Plato findet man nicht nur christliche Dogmen, sondern stößt selbst auf Phrasen unseres Evangeliums. Hegel war schon in Proclus und lang vorher in Heraklit und Parmenides vorhanden. Wer Plutarch, Lucian, Rabelais, Montaigne und Bayle kennt, der besitzt den Schlüssel zu mancher vermeintlichen Originalität.

Rabelais ist die Quelle so mancher Sprichwörter, Geschichten und Scherze, die von ihm aus in alle modernen Sprachen übergegangen sind, und wenn wir Rabelais' Lektüre kennten, so würden wir die Quelle des Flusses Rabelais entdecken. Swedenborg, Böhme und Spinoza werden ununterrichteten und gedankenlosen Personen als original erscheinen, aber ihre Originalität verschwindet vor den Denkenden und Gebildeten, denn der Gelehrte weiß, daß ihre Dogmen bei allen Menschen von gleicher geistiger Höhe durch die ganze Geschichte wiederkehren. Albert „der Wunderdoctor", St. Buonaventura „der Seraphsdoctor" und Thomas Aquinas „der Engelsdoctor" des dreizehnten Jahrhunderts, deren Bücher die ganze Kultur ihrer Zeit ausmachten, sind von Dante verschlungen worden, und er allein ist für uns übrig geblieben. „Reineke Fuchs", ein deutsches Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert, galt lange Zeit für das Original, bis Grimm das Fragment eines andern Originals fand, das hundert Jahre älter ist. Le Grand wies nach, daß die Urbilder der Geschichte von Molière, Lafontaine, Boccaccio und Voltaire in den alten Fabliaux zu suchen seien.

Mythologie ist nicht das Werk eines einzelnen Menschen. Wir können ja täglich in Betreff der Anekdoten, die in der Gesellschaft die Runde machen, bemerken, daß jeder Erzähler der Geschichte im Erzählen nachhilft, bis zuletzt aus dem dünnsten Fädchen von Thatsache eine gute Fabel hergestellt ist; — dieselbe Entstehung hat die

Mythologie. Die Legende geht so lang zwischen dem Gläubigen und dem Dichter hin und her — jeder fügt ihr eine neue Ausschmückung bei, läßt Fehler weg oder rundet die Form ab, — bis eine ideale Wahrheit daraus entstanden ist.

Religiöse Literatur, Kirchenpsalmen und Liturgieen haben natürlich dieses langsame Wachsthum, sie sind eine auserlesene Garbe, die Jahrhunderte hindurch mit Ausscheidung des Schlechteren und Aufbewahrung des Besseren gesammelt ward, bis sie zuletzt als Werk der ganzen Glaubensgemeine dasteht. Die Bibel selbst gleicht einer alten Cremoneser Violine; Jahrtausende haben ihre Andacht darauf abgespielt, bis jeder Spruch, jedes Wort melodisch und allgemein geworden ist. Und diejenige übertriebene Ehrfurcht, welche durch das Gaukelspiel ehrgeiziger Inspiration für sie beansprucht worden sein mag, wird durch die stärkere Richtung, von der ich spreche, wahrscheinlich nach und nach aufgehoben werden. Was Geistliche als spezifische Offenbarungen des Christenthums betrachtet hatten, dafür hat die theologische Kritik exakte Analogieen bei den Stoikern, wie bei den griechischen und römischen Dichtern nachgewiesen. Und gar später, als Confucius und die indischen Schriften bekannt wurden, konnte von einem Anspruch auf das Monopol ethischer Weisheit keine Rede mehr sein, und die überraschenden Erfolge der neuen Nachforschungen in der egyptischen Geschichte haben uns gezeigt, wie tief die römische und anglikanische Kirche der egyptischen Hierologie verschuldet sind.

Dieses Borgen geschieht häufig in sehr ehrlicher Weise und rührt von Hochherzigkeit und Männlichkeit her. Ein großer Mann citirt kühnlich und gibt sich nicht die Mühe, einen neuen Ausdruck zu erfinden, wenn ihm sein Gedächtniß ein Wort darreichen kann, welches ebenso gut den Zweck erfüllt. Was er citirt, das füllt er so mit seinem Ausdruck und seiner Stimme aus, daß die ganze Encyklopädie seines Tischgesprächs sofort für sein eigen gilt. Vor dreißig Jahren, als Mr. Webster im Gerichtshof und im Senat alle jungen Gemüther hinriß, konnte man oft Folgendes als Mr. Webster's drei Regeln citiren hören: erstens, thue niemals heute, was du bis morgen aufschieben kannst; zweitens, thue nie selbst, was du einen Andern für dich thun machen kannst; und drittens, zahle nie eine Schuld am gleichen Tag. Nun wohl, diese Sprüche sind darum nicht schlechter, daß sie schon in der vorigen Generation von Sheridan aufgestellt worden, und wir finden in Grimm's Memoiren, daß sie Sheridan von dem witzigen d'Argenson hatte, der uns, wenn er noch lebte, ohne Zweifel sagen könnte, von wem er sie zuerst gehört.

Aus meiner eigenen Studienzeit erinnere ich mich noch anderer Rathschläge, die Mr. Webster seinen Schülern gab; so sagte er unter Anderem, wenn er ein neues Buch zur Hand nehme, schlage er vor Allem das Inhaltsverzeichniß auf, ergreife eine Feder und schreibe über den Gegenstand nieder, was er davon wisse und denke, ehe er das Buch lese. Aber in Southey's „Ge-

meinplätze" finden wir Folgendes vom Earl von Strafford gesagt: „Ich lernte eine Regel von ihm," sagt Sir G. Radcliffe, „die mir des Aufbewahrens würdig scheint. Wenn ihm irgend ein gut geschriebener Vortrag oder Aufsatz in die Hände fiel, so dachte er sich, ehe er das Buch las, eine Rede über denselben Gegenstand aus und führte dabei Alles an, was nach seiner Ansicht darüber gesagt werden konnte. Beim Lesen verglich er dann seine eigenen Ausführungen mit denen des Verfassers und bemerkte sich seine Mängel und die Kunst und Fülle des Autors; dadurch lernte er Alles, was der Autor bot, besser erfassen und seinen eigenen Mängeln nachhelfen." Ich erinnere mich, daß ich einst in London Mr. Samuel Rogers unter anderen Anekdoten von dem Herzog Wellington erzählen hörte, eine Dame habe einmal in seiner Gegenwart den leidenschaftlichen Wunsch ausgesprochen, einem großen Siege beizuwohnen, worauf Wellington erwidert habe: „O Madame, es gibt nichts so Schreckliches wie einen großen Sieg — außer einer großen Niederlage." Aber auch dieser Ausspruch stammt von D'Argenson her und ist uns von Grimm überliefert worden. Ebenso verhält es sich mit der Stichelrede, die dem Lord Eldon über Brougham, seinen Vorgänger auf dem Wollsack*), zugeschrieben wird: „Was hat Brougham doch für einen wunderbar beweglichen Geist! Er

*) So heißt der im Justizgebäude befindliche Sitz der höchsten Beamten. Anm. d. Uebers.

versteht Politik, Griechisch, Geschichte und Wissenschaft; wenn er nur ein wenig von den Rechten verstände, so wüßte er von Allem ein wenig." Das Original dieses Spottworts steht gleichfalls bei Grimm verzeichnet, welcher erzählt, Ludwig XVI. habe einst nach einer Predigt des Abbé Maury beim Heraustreten aus der Kapelle gesagt: «Si l'Abbé nous avait parlé un peu de religion, il nous aurait parlé de tout.» Ein Scherz über Excentricitäten einer außerordentlich reich gesegneten Familie in Neu-England, der vor ein paar Jahren durch alle Zeitungen die Runde machte, war nichts als ein Diebstahl an dem hundert Jahre älteren Bonmot der Lady Mary Wortley Montagu, „die Welt bestehe aus Männern und Frauen und aus Herveys".

Manche historischen Sprichwörter sind zweifelhaften Ursprungs. Das Ei des Columbus wird für Brunelleschi in Anspruch genommen. Wenn Rabelais sterbend sagte: „Ich gehe jetzt, das große Vielleicht zu sehen" (le grand Peut-être), so wiederholte er damit nur das „Wenn", das über dem Thor des delphischen Tempels geschrieben stand. Goethe's Lieblingsredensart, „das öffentliche Geheimniß", ist nur eine Uebersetzung jener Antwort, die einst Aristoteles Alexander gab: „Diese Bücher sind veröffentlicht und doch nicht veröffentlicht." Madame de Staël's „Architektur ist gefrorene Musik" ist von Goethe's „stummer Musik" entlehnt, welcher Ausdruck wiederum der Regel Vitruvius', der Architekt *müsse* nicht nur Zeichnen, sondern auch Musik verstehen,

entnommen ist. Wordsworth's Held nach den Plänen handelnd, „die einst sein kindliches Gemüth erfüllt", ist Schiller's:

„Sagen Sie
Ihm, daß er vor den Träumen seiner Jugend
Soll Achtung tragen"

und früher Bacon's:

«Consilia juventutis plus divinitatis habent.»

In der romantischen Literatur kommt eine Fülle ähnlicher Beispiele vor. Der schöne Vers in der alten schottischen Ballade von dem „Ertrunkenen Paar":

„Laut brüllt ihr, wilde Wasser,
Stark wogst du, mächtige See!
Verschling mich, wenn ich kehre,
Doch schone mich, wenn ich geh!"

ist eine Uebersetzung von Martial's Epigramm auf Hero und Leander, worin Leander ebenfalls fleht:

«Parcite dum propero, mergite dum redeo.«

Hafis lieferte Burns den Stoff zu seinem „John Barleycorn" und Moore das Original zu dem Liede:

„Wenn ich sterbe, wollt mein Herz
Zu meiner Liebsten tragen u. s. w."

(H. Kurz.)

Es gibt viele Fabeln, die in allen Sprachen gefunden werden und doch kein Merkmal an sich tragen, daß sie entlehnt sind; von diesen sagt man dann, sie seien dem menschlichen Geiste angeboren. Solcher Art sind die „Siebenschläfer", „Gygés' Ring", „der reisende

Mantel", „der ewige Jude," „der Rattenfänger (von Hameln)", „Jack und seine Bohnenstange", „die Dame, die in den See taucht und aus der Höhle steigt" — und sie beweisen nur, wie leicht eine gute Geschichte über alle Grenzen dringt. Das bekannte Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, der sein Horn am Küchenfeuer aufhing, wo dann der gefrorene Ton aufthaute, stammt schon aus Plato's Zeit. Antiphanes, einer von Plato's Freunden, verglich im Scherz seine Schriften mit einer Stadt, wo die Worte, sobald sie gesprochen waren, in der Luft einfroren, und im nächsten Sommer, nachdem dieselben von der Sonne wieder erwärmt worden und geschmolzen seien, hörten die Leute, was im Winter gesagt worden war. Erst in diesem Jahrhundert entdeckten England und Amerika, daß ihre Ammenmährchen alte deutsche und skandinavische Geschichten sind, und jetzt stellt es sich heraus, daß sie eigentlich aus Indien kommen und Eigenthum aller von der arianischen Race abstammenden Nationen sind, und daß sie zwischen Ammen und Kindern Jahrtausende hindurch geplaudert und gestammelt worden.

Wenn wir die Zähigkeit beobachten, mit der die Nationen an den Urbildern ihrer Trachten, ihrer Architektur, ihrer Werkzeuge, ihrer Ackerbaumethode u. s. w. hängen — wenn wir erfahren, wie alt unsere Shawlmuster, unsere Säulencapitale, die Reliefs, die Kügelchen und andere unserer Wandverzierungen sind; deßgleichen die Lotosknospen, die an unseren eisernen Umzäunungen

mit Blätterstielen abwechseln, — so müssen wir sehr groß von den frühesten Menschen, oder sehr gering von den neuesten denken.

Sollen wir nun daraus den Schluß ziehen, daß nur die früheren Menschen recht lebendig waren, die jetzige Generation aber schwächlich und verkommen? Ist alle Literatur nur Plagiat, alle Kunst Nachahmung der Chinesen, unser Leben nur eine Gewohnheit, unser Körper wie eine Bettelmannsmahlzeit aus hundert Almosen zusammengesetzt? Eine feinere und strengere Kritik könnte auf den Gedanken kommen, daß mit dem ganzen Geschlecht eine Verrückung vorgegangen, daß die Menschen aus ihrem Mittelpunkt herausgerissen seien, daß die Meisten gar nicht mehr mit der Natur leben, sondern sie wie Verbannte ansehen. Es gehen Leute hinaus, um den Sonnenauf- oder Untergang zu betrachten, welche nicht einmal ihr eigenes Alltagsleben verstehen, sondern wissen, daß es eigentlich Etwas Fremdes für sie ist. Wie sie Bücher citiren, so citiren sie, sozusagen, Sonnenuntergang und Sterne, statt sie sich zu eigen zu machen. Und was noch schlimmer ist, sie leben als Fremdlinge in der Welt der Wahrheit und citiren Gedanken, die sie auf diese Weise vergessen. Durch häufiges Citiren stellt man sich stets ein klägliges Armuthszeugniß aus. Wenn man ein neues Buch aufschlägt, so erräth man oft schon an der schrankenlosen Ergebenheit, mit der der Verfasser sein Motto hin- alles was man von ihm zu erwarten hat. Steht

Lord Bacon schon in der Vorrede, so lege ich das neue Buch lieber weg und lese statt dessen die „Instauration".

Dieser Fehler trägt im Allgemeinen wie im Besonderen seine Strafe in sich. Ausgezeichnete Mimiker haben nichts Eigenes mehr an sich. Bei allen Schmarotzerarten — wenn die Natur eine Blattlaus, eine Motte, oder einen Vampyr fertig gestellt hat — lauter treffliche Saugröhren, um andere Thiere anzuzapfen — oder eine Mistel oder das Filzkraut unter den Pflanzen — schwinden die selbständigen Organe zuletzt als überflüssig. Die gemeine Klugheitsregel zieht für dieses Anlehnen an ein Original eine enge Grenze. In der Literatur ist Citiren nur dann richtig, wenn der Schriftsteller, dem ich folge, denselben Weg geht und mich, da er mit einem besseren Gefährt versehen ist, aufsitzen läßt; wenn mir aber das muntere Fuhrwerk so wohl gefällt, daß ich deßhalb von meiner Straße ablenke, so hätte ich besser gethan, zu Fuß zu gehen.

Doch dürfen wir aus solchen Betrachtungen keine allzuschwere Anklage formuliren. Diese große geistige Verschuldung hat ebenso wie jede Geldschuld ihre gute Seite. Der Capitalist in beiden Beziehungen ist eben so darauf aus zu leihen, wie der Consument zu borgen, und dieser Umsatz liefert ebensowenig einen Beweis geistiger Verworfenheit des Entlehners, wie die einfache Thatsache einer Schuld auf Bankerott schließen läßt. Im Gegentheil, in weitaus den meisten Fällen ist der Handel für beide Theile ehrenhaft. Können

wir uns nicht eben so bescheidentlich in der Literatur durch eine fremde Kraft aushelfen lassen? Gewiß wird durch zwei Menschen, die vereint am rechten Fleck stehen, jederzeit etwas weit Vollkommeneres geschaffen als durch ein Privatunternehmen. Sollen wir denn wie Spione mit einander verkehren? Wir begehen ja einen Diebstahl an unserem Freund, wenn wir eine glückliche Bemerkung von ihm todtschweigen. Jeder Mann des Gedankens ist von weiseren Menschen als er selbst umgeben, wenn sie auch nicht so gut zu schreiben verstehen. Warum soll er nicht mit ihnen gemeinsame Sache machen? Warum können sie nicht jede Eifersucht in der Liebe Gottes begraben und ihr Gedicht „Beaumont und Fletcher" oder „die thebanische Phalanx" nennen? Die Welt wird freilich acht Tage oder acht Jahre lang Unterschiede machen und gehässige Vergleichungen anstellen, aber es gibt ein neues und besseres Publikum, das die Freunde segnen wird. Ja, es ist Dies sogar eine unvermeidliche Folge unserer geselligen Natur. Das Kind citirt seinen Vater, der Mann seinen Freund. Ein Jeder gilt irgend einem Andern als Held und als Orakel, und was er sagt, hat für den Betreffenden einen erhöhten Werth. Was wir denken und sagen, erscheint uns wunderbar besser und verläßlicher, wenn ein Anderer es nachsagt. Keiner ist so weise und so bedeutend, daß er nicht Andere kennte, deren Ansichten ihm seine eigenen bestätigen oder qualifiziren, und Menschen von außerordentlichem Genie erlangen eine beinah unum-

schränkte Macht über ihre nächste Umgebung. Der Graf von Crillon sagte eines Tags mit echt französischer Lebhaftigkeit zu M. d'Allonville: „Wenn das Weltall und ich einer Meinung wären und M. Necker spräche eine entgegengesetzte aus, so ließe ich mich im Augenblick überzeugen, daß das Weltall und ich im Irrthum seien."

Originalität ist gewöhnlich mit Assimilationstalent gepaart, und wir schätzen Coleridge um seiner vorzüglichen Kenntnisse und seiner trefflichen Citate willen eben so hoch, wenn nicht höher, als wegen seiner eigenen Eingebungen. Wenn ein Schriftsteller uns richtige Bezeichnungen, begeisternde Lehren, echte Poesie spendet, so kommt es nicht so sehr darauf an, woher diese Gaben ursprünglich stammen. Wenn wir durch sie entflammt und geleitet werden, so erkennen wir den Geber als einen Wohlthäter an und kehren zu ihm zurück, so lange er uns so gute Dienste leistet. Es mag uns vielleicht interessiren, wie viel davon auf Plato's, wie viel auf Montesquieu's oder Goethe's Theil kommt und was der Verfasser aus seinem eigenen Inneren schöpfte; aber der wahre Werth solcher Sprüche liegt in ihrer Schönheit und ihrer gleichen Angemessenheit für jedes Verständniß. Sie passen auf Alles wie ein Zaubermittel, und wir achten uns selbst höher darob, weil wir sie kennen.

Dem Urheber eines guten Ausspruchs steht Der am nächsten, der ihn zuerst citirt. Ein Buch kann lang gelesen werden, ehe nur Einer daran denkt, eine Zeile *zu citiren*. Sobald dies aber geschehen ist, durchläuft

das Citat die ganze Welt. Dann kann das Leihen und Borgen auch auf einem hohen Fuß betrieben werden; das Genie borgt in edler und vornehmer Weise. Auf den Vorwurf gegen Shakespeare, daß er viel seinen Vorgängern schulde, antwortet Landor: „Und doch war er origineller als seine Originale, er athmete auf Leichen und hauchte ihnen Leben ein.“ Wir müssen Karl Otfried Müller unsern Dank aussprechen für die richtige Bemerkung: „Die Poesie, die alles Schöne und Begeisternde in ihren Kreis zieht, fragt wenig darnach, wo ihre Blumen ursprünglich gewachsen sind.“

Voltaire ahmte gewöhnlich nach, doch that er dies mit solcher Ueberlegenheit, daß Dubuc von ihm sagte: „Er gleicht dem falschen Amphitryon; denn obwohl er der Fremde ist, hat es immer den Anschein, als sei er Herr im Haus.“ So oft Wordsworth ein gutes Wort hörte, faßte er es auf, dachte darüber nach und gab es bald in seinem Gespräch oder in seinen Schriften in einer neuen Form von sich. Wenn dann de Quincey antwortete: „Das habe ich Ihnen ja gesagt,“ so entgegnete er: „Nein, das gehört mir an, mir und nicht Ihnen.“ Im Ganzen müssen wir diese Kühnheit anerkennen; es liegt ihr Marmontel's Prinzip zu Grunde: „Ich falle über Alles her, was mein ist, wo ich es auch finden mag,“ und Bacon's umfassendere Regel: „Ich sehe alles Wissen als mein Gebiet an“; sie fußt auf dem Bewußtsein, daß die Wahrheit nicht der Besitz eines Einzelnen, sondern der Reichthum Aller ist. In-

soweit es ein Schriftsteller zu richtigem Einblick in die menschlichen Verhältnisse gebracht, hat er diese Regel gelten lassen. Wenn das Streben des Empfängers auf das Leben und nicht auf die Literatur gerichtet ist, so wird er nicht nach der Quelle suchen. Je edler die Wahrheit oder das Gefühl, desto nebensächlicher die Frage der Autorschaft. Der schlichte Empfänger kümmert sich nicht darum, woher ihm ein hohes Gefühl zu Theil wird. Wer uns einen richtigen Gedanken ausdrückt, macht den Kritiker lächerlich, der sich die Mühe gibt, ihm zu sagen, wo dieses Wort zuerst gesprochen worden. „Es gehört Plato nicht mehr an, als es mir angehört." Die Wahrheit ist immer gegenwärtig, man darf nur die bleiernen Lider des geistigen Auges aufschlagen, um ihre Orakel zu lesen. Aber so wie sich die Absicht der Schaustellung einschleicht, tritt der Betrug an's Licht. In der That ist es ebenso schwer, sich die Gedanken Anderer anzueignen, als eigene zu ersinnen. Ein jäher Uebergang, ein plötzlicher Temperaturwechsel hinsichtlich des Ziels oder der Anschauungsweise verräth stets die fremde Einschiebung.

Ueberdies liegt in solchen Geisteswerken, die einen langen Zeitraum hindurch eine Menge von Verfassern und Verbesserern gehabt haben, ein ganz besonderer Reiz. Wir bewundern die Poesie, die nicht von Menschenhand geschrieben, die kein geringerer Dichter als der Genius der Menschheit selbst geschaffen hat, und die wir in der Mythologie erkennen, sowie in der Wirkung, welche ein

bestimmter oder nationaler Styl von Malerei, Bildhauerei, Dramaturgie, Baukunst u. s. w. auf uns ausübt. Ein solches Gedicht ist selbst eine Sprache.

Jedes Wort der Sprache ist schon irgend einmal mit Vortheil angewendet worden, das Ohr faßte den glücklichen Klang auf, und er wird wieder und wieder benützt, als ob der Reiz am Wort hinge und nicht an dem lebendigen Gedanken, der darin hauchte. Diese profane Anwendung schlägt ihn natürlich todt und er wird nun vermieden; aber ein guter Kopf kann ihn jeder Zeit wieder erwecken und in Umlauf bringen. Auch citiren die Menschen auf so verschiedene Weise: der eine faßt nur auf, was bunt und allgemein ist, der andere dringt bis in's Innerste des Verfassers und hält sich an seinen auserwähltesten und glücklichsten Gedanken; zuweilen legt auch der Leser mehr in das Citat als er darin vorfand. Die meisten der klassischen Citate, die man in den landläufigen Zeitungen und Reden liest oder hört, sind nicht aus den Originalen, sondern aus englischen Büchern geschöpft, in denen sie vorher angeführt standen, und man kann dem Satze leicht ansehen, ob er schon öfter gedient hat, ob der Edelstein aus dem Schacht oder vom Trödler kommt. Wir lernen den Genius des Schriftstellers eben so gut durch das kennen, was er auswählt, als durch das, was er selbständig schafft. Wir lesen das Citat mit seinen Augen und finden einen neuen lebendigen Sinn darin, wie eine Stelle aus einem Dichter, welche gut vorgelesen wird, neues In-

tereſſe erlangt durch die Art des Vortrags. „Die Eintheilung des Stoffs," ſagen die Zeitungen, „iſt unſer Werk." Der Nutzen, den der Leſer aus Büchern ſchöpfen kann, ſteht im Verhältniß zu ſeiner eigenen Eindrucksfähigkeit. Der tiefſte Gedanke, die gewaltigſte Leidenſchaft ſchläft wie in einem Schacht, bis ſie ein ebenbürtiger Geiſt findet und an's Licht zieht. Die beliebteſten Shakeſpeareſtellen wurden erſt in dieſem Jahrhundert citirt, auch Milton's Proſa und ſelbſt Burke danken unſerem Jahrhundert ihren beſten Ruhm. Jedem bleiben ſeine Freunde durch ihre Lieblingslektüre im Gedächtniß.

Ferner iſt zu beachten, daß ein Schriftſteller ſich weit vortheilhafter in einem fremden Buch ausnimmt als in ſeinem eigenen. In ſeinem eigenen wartet er wie ein Candidat auf die Zuſtimmung des Leſers, in einem fremden iſt er der Geſetzgeber.

Zudem haben die Gedanken eines Andern einen gewiſſen Vorrang in unſeren Augen, ſchon deßhalb, weil ſie einem Andern angehören. Es liegt etwas Blendendes in einer neuen Phraſe; ſo hört Einer zum Beiſpiel eine ſchöne Stelle aus Swedenborg; er wundert ſich über die darin enthaltene Weisheit und freut ſich, daß er etwas ſo Schönes bekommen hat. Aber man darf ſie ihm nur aus den neuen Worten in ſeine gewöhnliche Sprechweiſe überſetzen, ſo wundert er ſich wieder über ſeine eigene Einfalt; ſolche Streiche ſpielen uns ſchöne Worte.

Es ist merkwürdig, wieviel mehr Interesse ein alter Schriftsteller durch die officielle Heiligsprechung aus dem Mund Dunlop's, De Quincey's, Hermann Purgstall's, Hallam's oder irgend eines anderen Literarhistorikers gewinnt. Wenn sie sein Buch empfehlen oder eine Stelle daraus citiren, so hat das so viel Werth wie ein Universitätsdiplom. Hallam ist ein feiner Geist, wenn es ihm gleich an Tiefe fehlt, und weiß Poesie zu schätzen, außer wenn sie ihm zu tief wird, da er immer taub und blind ist für imaginationsbegabte und analogienliebende Seelen, wie die Platoniker, wie Giordano Bruno, Donne, Herbert, Crashaw und Vaughan. Hallam darf nur eine Stelle aus Burns oder Sidney citiren oder ein Gedicht von Edwards oder Bunz hervorheben, so empfiehlt es sich stracks in unseren Augen, als hätte es den isthmischen Kranz bekommen.

Es ist bei glänzenden Schriftstellern ebenso wie bei witzigen Gesellschaftern ein oft gebrauchtes Auskunftsmittel, die eigene Meinung einer imaginären Person in den Mund zu legen, um ihr mehr Gewicht zu verleihen, wie es Cicero, Cowley, Swift, Landor und Carlyle gethan haben. Kardinal Retz half sich einst in einem kritischen Moment im Pariser Parlament mit einer improvisirten lateinischen Sentenz, die er aus einem klassischen Schriftsteller zu citiren vorgab und die ihm treffliche Dienste leistete. Es ist eine seltsame Reflexwirkung dieser Werthserhöhung unserer Gedanken durch das Citiren aus dem Munde Anderer, daß Viele unter einem falschen Namen

besser schreiben können, als unter ihrem eigenen, wie Chatterton im alten Balladenstyl, Le Sage in spanischer Tracht, Macpherson als „Ossian", und ich zweifle nicht, daß mancher junge Advokat, der guten Donner für die „Times" schmiedet, lang nicht so gut unter seinem eigenem Namen arbeitet. Es ist dies eine Art dramatisirenden Talents, wie man auch nicht selten große Recitationsgabe ohne eine Spur von ursprünglicher Redekunst findet, und wie Viele mit staunenswerther Fertigkeit Zeichnungen copiren und doch unfähig sind, etwas Eigenes zu entwerfen.

In Stunden großer Geistesregsamkeit thut man zuweilen dem Buch zu viel Ehre an, indem man mehr herausfindet, als der Verfasser hineinlegte, oder sozusagen zwischen den Zeilen liest. Dieselbe Erfahrung macht man auch in der Unterhaltung: häufig liegt der Witz in dem, was man heraus hörte, und nicht in dem, was der Sprecher sagte. Unsere besten Gedanken kommen uns mittelst der Anderen; wir fanden in ihren Worten einen tieferen Sinn, als sie hinein legten, und konnten denselben eine bessere Deutung geben, als sie nur ahnten. In Moore's Tagebuch wird von Mr. Hallam berichtet, daß er einst bei Tisch von einem seiner Freunde erzählt, derselbe habe gesagt: „Ich weiß nicht, woher es kommt, daß ein Wort, welches in meinem Mund ganz platt und unbedeutend klingt, sofort als ein trefflicher Scherz erscheint, wenn es von Sheridan aus zweiter Hand wiedergegeben wird. Ich finde keinen Gefallen

an meinen eigenen Bonmots, ehe er sie adoptirt.“ Dumont gewann unendlich dadurch, daß er von Mirabeau, von Bentham und von Sir Philipp Francis angewandt wurde, welcher seinerseits weit unbedeutender war als sein eigener „Junius“, und James Hogg ist (außer in den Gedichten „Kilmeny“ und „die Hexe von Fife“) nur ein Schriftsteller dritten Rangs, der seinen Ruhm dem Umstand dankt, daß John Wilson sein Bild in's Kolossale zog — und dieser selbst schreibt wieder besser unter der Maske „Christopher North“, als in seinen eigenen Kleidern. Delia Bacon's kühne Theorie, daß die Shakespeare'schen Stücke von einer ganzen Gesellschaft geistreicher Köpfe — von Sir Walter Raleigh, Lord Bacon und andern Genossen des Earls von Southampton — geschrieben seien, hatte Etwas Einschmeichelndes in der erhöhten Bedeutung, welche diese Werke für uns unter einer derartigen Beleuchtung gewonnen hätten, denn wir lassen uns durch die Idee von der Autorschaft immer einen gewissen Maßstab für die Beurtheilung des Werkes selbst in die Hand geben. Ein Bekannter von mir war einst überglücklich, als er in einer tonangebenden Zeitung seine Schrift erwähnt fand. Was nahm seine Einbildungskraft gleich für einen Flug! Wer konnte den Artikel geschrieben haben? Rührte er von Colonel Carbine oder von Senator Tonitrus oder doch zum mindesten von Professor Maximilian her? Ja, er konnte in dem Styl unzweifelhaft jene edle Römerhand erkennen. Klang es nicht, als spreche die Stimme

des kunstsinnigen und kritischen Publikums selbst zu ihm, und fordere ihn, den verdienstvollen Mann, auf, dem Ruf endlich Folge zu leisten und seinen Platz unter den reservirten authentischen Sitzen einzunehmen? Hastig bringt er die Zeitung seiner mitfühlenden Cousine Mathilde, die an Allem so stolzen Antheil nimmt. Aber wer beschreibt seine Enttäuschung, als ihm die gute Mathilde, erfreut über sein Entzücken, bekannte, sie habe selbst die Kritik geschrieben und mit eigenen Händen zur Post getragen! „Mr. Wordsworth," sagte Charles Lamb, „erlauben Sie mir, Ihnen meinen einzigen Bewunderer vorzustellen."

Swedenborg stellte die merkwürdige Theorie auf, daß jede Seele in einer Gesellschaft von Seelen lebe, von der alle Gedanken in sie übergiengen, gleich wie das Blut der Mutter in dem ungeborenen Kinde circulirt, und machte, wenn er wechselnd zwischen Schlafen und Wachen im Bett lag, die Bemerkung, daß er im Schlaf von Personen umgeben war, die über einen Vorschlag hin und herstritten, im Wachen aber dieselben Einflüsterungen für und wider den Vorschlag von seinen eigenen Gedanken empfing; schlief er dann wieder ein, so sah und hörte er die Sprecher wie zuvor, und so immer fort auf's Neue. Und um das Bild auszudehnen, hat es nicht den Anschein, als dächten und sprächen wir aus dem tiefsten Alterthum heraus, als stünden wir, nicht in einer Gesellschaft von Souffleuren, die ein Empfangszimmer füllen, sondern in einem Kreis von Geistern, der alle

Denker, Dichter, Erfinder, alle geistreichen Männer und Frauen, Engländer, Deutsche, Celten, Arianer, Niniviten und Kopten umschließt, bis zurück auf den ersten Geometer, den ersten Sänger, Maurer, Zimmermann, Pflanzer, Schäfer, bis zurück auf den Neger, der aus besserem Verständniß oder kräftigerer Naturanlage den Dingen, die er sah, einen tönenderen Namen gab? Die Kinder, welche die Sprache Wort für Wort erfanden, sind unsere Wohlthäter. Die Sprache ist eine Stadt, zu deren Bau jedes menschliche Wesen einen Stein herbeitrug, und doch hat der Einzelne auf die hohen Erfolge nicht mehr Anspruch, als der Acaleph, der dem Korallenriff, auf welchem das Festland ruht, eine Zelle weiter beifügt.

Πάντα ῥεῖ: alle Dinge sind im Fluß begriffen. Daher ist es unvermeidlich, daß wir viel der Vergangenheit schulden, denn wir sind durch sie gebildet und erzogen. Der alte Wald verfault, damit der neue wachsen kann. Die alten Thiere haben ihre Körper der Erde gegeben, um durch chemische Verwandlung dem folgenden Geschlecht den Stoff zu liefern, und jedes Individuum ist nur eine augenblickliche Fixirung Dessen, was gestern einem Andern gehörte, heute sein ist und morgen einem Dritten angehören wird. So ist es auch mit dem Gedanken. Unser Wissen besteht aus den angehäuften Gedanken und Erfahrungen unzähliger Geister: Sprache, Wissenschaft, Religion, Anschauungen, Einbildungen haben wir geerbt. Vaterland, Sitten,

Gesetze, Bestrebungen wie die Erkenntniß des Rechten und Schönen, dies alles haben wir nicht geschaffen, sondern fanden es fertig vor, wir citiren es nur. Goethe sagte freimüthig: „Was bliebe mir übrig, wenn diese Aneignungsgabe dem Genius Abbruch thäte? Jede meiner Schriften ist mir von tausend verschiedenen Personen, von tausend Dingen geliefert worden. Weise und Thoren haben mir, ohne es zu ahnen, ihre Gedanken, Fähigkeiten und Erfahrungen dargebracht. Mein Werk ist eine Sammlung von Wesenheiten, die der Gesammtheit der Natur entnommen sind; es trägt den Namen Goethe."

Aber es bleibt doch übrig die unzerstörbare Hartnäckigkeit, mit der jedes Individuum sein Ich wahren will. Kein Blatt, kein Grashalm, kein Meridian gleicht dem andern. Jeder Geist ist verschieden und je mehr er sich entfaltet, desto stärker tritt diese Verschiedenheit hervor. Er muß die Elemente als Nahrung einsaugen, und wenn sie Granit und Kiesel sind, so müssen sie durch Sonne und Regen, durch Zeit und Kunst für seinen Verbrauch gekocht werden. Doch in welcher Form er sie auch in sich aufnimmt, sie gehen in seinen Körper über, werden assimilirt und streben stets darnach, nicht einen Anhänger, sondern einen Besitzer der Wahrheit zu bilden. Auf Alles, was man von dem Ueberwiegen der Vergangenheit sagen kann, ist das bloße Wort „Genius" eine genügende Antwort. Das Göttliche wohnt in dem Neuen, es citirt nie, sondern es ist

und schafft. Der Genius ist das tiefe Ergreifen der Gegenwart, welches die Vergangenheit vergessen macht. Der Genius schenkt seinem leisesten Vorgefühl mehr Glauben, als dem Zeugniß der ganzen Geschichte, denn er weiß, daß Thatsachen nicht selbständig und endgiltig sind, sondern daß alles von einer Geistesverfassung herrührt. Und was ist Originalität? Es ist Sein, das eigene Ich und die genaue Wiedergabe dessen, was wir sind und sehen. Der Genius ist in erster Instanz Empfänglichkeit, die Fähigkeit, richtige Eindrücke von der äußeren Welt aufzunehmen und diese nach den Gesetzen des Gedankens zu ordnen. Er begreift Willen oder die ursprüngliche Kraft in sich, um diese Eindrücke richtig zu vertheilen und auszudrücken. Wenn sich dem noch das Gefühl der Demuth beigesellt, wenn der Denkende fühlt, daß sein eigenster Gedanke nicht sein ist, und das beständige Zuflüstern der Höchsten Weisheit erkennt, so werden die ältesten Gedanken auf seinen Lippen neu und fruchtbar.

Originale verlieren nie ihren Werth; sie besitzen stets einen Styl und eine Wucht der Rede, die auf dem innewohnenden Orakel ruht und nicht nachgeahmt werden kann. Daher die Unvergänglichkeit großer Dichter. Plato, Cicero und Plutarch citiren die Dichter, wie in unseren Kirchen die Schrift citirt wird. Ein Satz oder ein einzelnes Wort aus Pindar, Hesiod und Euripides wird mit ehrendem Nachdruck angewandt in einer Weise, die jeden Einwand ausschließt; womit ge-

sagt sein soll, der Sänger habe nicht seine eigenen, sondern die Worte eines Gottes ausgesprochen. Wahre Dichter haben stets diese Höhe erreicht und diese Voraussetzung und Erwartung erfüllt. Shakespeare, Milton, Wordsworth waren sich ihrer Verantwortlichkeit wohl bewußt. Wenn ein Mensch selbständig denkt, so findet er keine Fußspuren auf dem Weg, den er einschlägt, denn ein spontaner Gedanke nimmt auf nichts Anderes Rücksicht. Pindar hat diese stolze Herausforderung, indem er sagt, es sei unmöglich, seine Quellen zu entdecken: „Ich besitze viel flüchtige Geschosse in meinem Köcher, die eine Stimme haben für den Verständnißvollen; für die Menge aber bedürfen sie der Ausleger. Der ist mit Genie begabt, der Vieles durch natürliches Talent weiß."

Jeder Geist ergreift den Gegenstand, auf den er ein angeborenes Recht hat, und wer später kommt, muß nothwendigerweise seinen Vorgänger citiren. Die frühesten Schilderungen des Lebens der Wilden, wie Kapitän Cook's Beschreibung der Gesellschaftsinseln oder Alexander Henry's Reisen unter unsern Indianerstämmen, üben um ihrer Wahrheit und richtigen Anschauung willen einen Zauber. Landratten und Matrosen, die eben aus den civilisirtesten Gegenden kommen, und sich ohne falsche Voraussetzung, ohne Sentimentalität über wildes Leben auf den Weg gemacht haben, fassen das Gesehene gesund und natürlich auf und geben es eben so wieder; sie sahen ohne zu wählen, was sich ihnen

aufdrängte, und Niemand ahnt den hohen Werth ihrer Beschreibung, bis ein Chateaubriand, ein Moore, ein Campbell oder Byron kommt und ihren Bildern so hohe Kunst beigesellt, daß der unschätzbare Werth der ersten Erzählung hervortritt. Aus derselben Ursache erregt es einen mißlichen Eindruck, wenn der Dichter einen alten oder weit hergeholten Gegenstand für seine Muse wählt, weil er dadurch Mangel an Blick verräth. Die Großen erfassen immer das Nächstliegende. Nur als Bravourstück einer exuberanten Kraft können wir es einem überreichen Genius hingehen lassen, wenn er im Uebermuth sein Feuer auf eine alte Mumie ausgießt, und, schaut an, hier wandelt sie wieder leibhaftig und blühend vor unseren Augen.

Wir können unsere Schuld gegen die Vergangenheit nicht hoch genug anschlagen, aber das erste Recht hat doch der Augenblick. Die Vergangenheit ist für uns da, aber die einzige Bedingung, unter der sie unser gemacht werden kann, ist ihre Unterordnung unter die Gegenwart. Nur wer selbst erfinden kann, weiß auch zu entlehnen, und jeder ist oder sollte im Stand sein, selbst zu erfinden. Wir dürfen uns nicht in die organische Bewegung der Seele einmischen. Es ist unzweifelhaft, daß der Gedanke seine eigene Bewegung hat, und daß die leisen Winke, die er ertheilt, die Worte, die der freie Geist plötzlich in Acht nimmt, vertrauenswürdig und fruchtbar sind, wenn sie Gehorsam finden und nicht um niederer, selbstischer Gründe wegen verdreht werden.

Dieſes ungeheure Gedächtniß iſt nur Rohmaterial. Das eigentliche Gottesgeſchenk iſt ſtets das unmittelbare Leben, welches empfängt, verwendet und erſchafft, und in der Allmacht der Natur, die ihre alte Ernte in Fäulniß übergehen läßt um eine neue zu geſtalten, das Alte und Vergangene begräbt.

Kulturfortschritt.

(Rede, gehalten vor der ΦBK-Gesellschaft in Cambridge, den 18. Juli 1867.)

Wir vereinigen uns heut unter glücklichen Auspicien für unsere alte Gesellschaft, für die Republik der schönen Wissenschaften, für's Vaterland und die Menschheit. Es gibt keinen guten Bürger, welcher nicht an dem wunderbaren Gedeihen der Union theilnimmt. Noch klopft jedes Herz von der allgemeinen Freude, daß das Land die harte Probe bestanden, die seine Existenz bedrohte, und jubelt über die außerordentliche Kraftvermehrung, die es aus dieser Prüfung davongetragen. Der überstandene Sturm ist für das Schiff ein Ehrenkranz und eine Bürgschaft seiner Stärke. Wir dürfen mit unserer schönen Erbschaft zufrieden sein. Trafen je irgendwo so viel Vortheile zusammen wie heutzutage in Amerika? — die Verschmelzung der Racen und Religionen, der durstige Schrei nach Menschen, der auf dem ganzen weiten Kontinent erschallt, die Freizügigkeit, die es Jedem verstattet, sich Klima und Staat nach Belieben zu wählen. Die Menschen strömen nationenweise hieher. Die Wissenschaft übertrifft die alten Wunder der Mythologie, um

mit ihnen über das Meer zu fliegen und ihre Botschaft hinüberzutragen. Sie kommen aus alten überfüllten monarchischen Ländern, um unsere einfachen Formen zu theilen. Unentgeltlicher Grundbesitz und wohlfeile Erziehung der Kinder stehen dem Ansiedler zu Gebot. Das Temperament unseres Volks schwelgt in diesem Lebensstrudel; wer möchte in dem steinernen, ehernen oder eisernen Zeitalter leben? Wer zieht nicht das Zeitalter des Stahls, des Golds, der Kohle, des Petroleums, der Baumwolle, des Dampfs, der Elektricität und des Spektroskops vor?

«Prisca juvent alios, ego me nunc denique natum
Gratulor.»

Diese Thatkraft hat den Werth des Lebens erhöht, den geistigen Gesichtskreis erweitert. Ich will nicht sagen, unsere amerikanischen Einrichtungen haben unseren Begriff von einem vollendeten Menschen gesteigert, aber sie haben der Skizze bedeutende Züge beigefügt.

Man beachte die ausgesprochene ethische Beschaffenheit der aufgedrungenen oder angenommenen Neuerungen. Der Anspruch des Weibes auf politische Berechtigung ist an sich ein ehrendes Zeugniß für die Civilisation, die ihr eine in der Geschichte nie dagewesene bürgerliche Berechtigung verliehen hat. Da es ihr durch die fortschreitende Humanität der Gesetze gestattet ist, ihr Eigenthum zu verwalten, so wird sie der nächste Schritt unvermeidlich zur Theilnahme an der Regierung führen. *Dem Krieg* verdanken wir die Abschaffung der Sklaverei,

wie den glücklichen Erfolg der Sanitätskommission und des Freigelassenenbureau's. Dazu kommt noch die neue Ausdehnung der socialen Wissenschaft, die Aufhebung der Todesstrafe und der Gefängnißstrafe wegen Schulden, die Verbesserung der Gefängnisse, die Bemühungen für Unterdrückung der Unmäßigkeit, das Streben nach gerechten Bestimmungen in Betreff der Arbeit, die Associationen zu gemeinsamer Thätigkeit, die Lebens- und Unfallversicherungen, der Freihandelsbund, die verbesserten Armenhäuser, die Steigerung des Wohlthätigkeitssinnes bei großen Sammlungen für lokale Hungersnoth, für abgebrannte Städte oder für die leidenden Griechen, die beginnende Serie internationaler Congresse — Neuerungen, die man im höchsten Grad revolutionär nennen kann, und welche die Völker lehren, die Regierung in ihre eigenen Hände zu nehmen und Könige abzuschaffen.

Es herrscht jetzt ein ganz neuer Geist; eine stillschweigende Revolution hat Schritt für Schritt diese Thätigkeit angeregt. Eine Menge ausgewachsener Täuschungen sind geplatzt. Der Geck hat den Kürzeren gezogen; er hat zu seinem Erstaunen sehen müssen, daß dieses Land und dieses Jahrhundert der freisinnigsten Ueberzeugung huldigt, daß die Zeit vorüber ist, wo man durch Spott und Späße herrschte, daß die Vernunft jetzt das Scepter führt, und zwar, indem sie sich auf eine große Wählerschaft intelligenter Arbeit, und, was noch besser ist, auf immer hellere und hellere Erkenntniß der höchsten Gesetze stützt. Zum Erstaunen der Welt

werden jetzt Akte des Wohlwollens, der Menschenfreundlichkeit und der christlichen Liebe von Staatsmännern vorgeschlagen und von Friedensrichtern, von Polizeidienern und Constablern ausgeführt. Der Laffe ist nicht mehr im Stand, den Patrioten auf der Straße zu beleidigen, im Gegentheil, er ist ihm sogar bei der Wahl im Club auf Gnade und Ungnade überlassen.

Auch sind die großartigen Hilfsquellen des Staatsmanns, des Socialisten, des Gelehrten in unserer Zeit zu beachten. Wenn Klassen der Gesellschaft gegen einander aufgebracht sind, so wird der Friede der Welt durch das Anschlagen einer neuen Saite aufrecht erhalten. Augenblicklich lösen sich die Parteien auf, um sich neu zu bilden, und die, welche sich vorher gegenüberstanden, stehen jetzt nebeneinander. Hier zu Lande hat die überreiche Masse von Arbeit, welche bewältigt werden muß, entweder eine neue Arbeitstheilung herbeigeführt oder neue Gewerbe geschaffen. Wie mannigfach sind die öffentlichen und Privat-Unternehmungen, wie groß der Geist der Wissenschaft, der Verwaltung, der praktischen Geschicklichkeit. Auf jedem einzelnen Gebiet werden vollendete Meister gefunden, das Eisenbahn-, das Telegraphen- und Minenwesen, die Erforschungen zu Wasser und zu Land, die neuen gewaltigen philanthropischen Bestrebungen, die Agrikultur, der ausländische und einheimische Handel (der letztere besitzt hier zu Lande einen eben so ausgedehnten Umfang wie der fremde), Fabriken und Erfindungen stehen in reicher Blüthe.

All diese Fortschrittte haben hochbegabte Männer erfordert und unsere Gesellschaft schnell durch eine Klasse wahrhaft edler Menschen, welche zum Stolz jedes Staates und jeder Stadt beitragen, bereichert.

Als ein Muster steht die unbeschränkte Freiheit hier in Massachusetts da. In allen Ländern der Welt sind die Menschen verbrannt und gesteinigt worden, wenn sie Dinge sagten, die in unseren Eßzimmern Gemeinplätze sind. Jeder, der vor fünfundzwanzig Jahren Italien besucht hat, wird sich noch erinnern, wie vorsichtig sich sein Wirth oder sein Gast umzusehen pflegte, wenn ein politisches Thema berührt ward. Hier ist das Wort und die That frei, ja die Freiheit der Handlung geht bis an die Grenze des Erlaubten, wenn nicht darüber hinaus.

Das ausgedehnte und erfolgreiche Studium der Naturwissenschaften hat einen mächtigen Einfluß auf unsere Zeiten geübt. Steffens sagt: „Die religiösen Ansichten der Menschen beruhen auf ihren Anschauungen über die Natur.“ Große Schritte sind im Lauf dieses Jahrhunderts geschehen; Geologie, Astronomie, Chemie und Optik haben bedeutende Erfolge erzielt. Die Wechselbeziehung der Kräfte und die Polarisation des Lichts haben uns zu großartigen Verallgemeinerungen geführt, haben ein erfindungsreiches Geschlecht gleich poetischen Inspirationen ergriffen. Wir haben gelernt, uns kaltblütig auf den schwindelndsten Höhen des Gedankens zu bewegen und uns an die kühnsten Conjekturen zu

gewöhnen. Der beschränkte Sektirer kann nicht ungestraft Astronomie studiren, denn das Credo seiner Kirche schrumpft gleich einem vertrockneten Blatt vor der Thüre der Sternwarte zusammen, eine neue, gesunde Luft erfrischt den Geist und erhöht seine Erfindungskraft. Jener kosmische Westwind, der nach der Behauptung der Meteorologen durch die Erdumwälzung die höhere Luftströmung hervorbringt, ist allein breit genug, jeder Stadt und jeder Vorstadt, dem Farmerhaus, der Hütte des Bergmanns und dem Boot des Fischers den Hauch dieser neuen Hoffnung der Menschheit zuzutragen. Nun, und wenn jetzt Jemand auftritt und sagt: „Genug dieser prahlerischen Aufzählungen!" so antworte ich: „Heil dem Lande, wo Vortheile wie diese zur Plattheit und zum Gemeinplatz geworden sind!"

Wir müssen zugestehen, daß in Amerika alles ein frisches und neues Aussehen hat. Unsere Städte sind noch roh — nur Aushilfsbauten von Einwanderern — und die ganze Architektur hat etwas Zeltartiges im Vergleich mit der monumentalen Festigkeit der antiken und mittelalterlichen Ueberbleibsel in Europa und Asien. Aber die Geologie hat diese Unterschiede verwischt. Der Geologie, dieser Wissenschaft von vierzig oder fünfzig Sommern, ist es gelungen, der ganzen Geschichte ein Ansehen von Neuheit und pilzartiger Geschwindigkeit überzuhauchen. Die ältesten Reiche, die wir bisher das ehrwürdige Alterthum genannt hatten, sehen, seitdem der wahre Maßstab der Zeitdauer gefunden ist, wie

Schöpfungen von gestern aus. Und doch ist es noch viel zu früh, um feste Schlüsse zu ziehen. Die alten sechstausend Jahre der Zeitrechnung sind eine Kleinigkeit geworden — eine Zeitbestimmung, wie ein Stundenglas oder eine Eieruhr, seit die Dauer geologischer Perioden in Sicht gekommen ist. Geologie selbst ist nichts anderes als Chemie, vermischt mit dem Element „Zeit". Die Felsen von Nahant und die Kanäle der Weißen Hügel thun dar, daß die Welt ein Krystall, und daß der Grund der Thäler und Ebenen beständig in der Zerstörung und im Wiederaufbau begriffen ist. Der Geist allein ist alt.

Doch finde ich, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, diese Gleichheit nicht nur zwischen den neuen und alten Ländern, sondern in gewissem Sinn auch zwischen den verschiedenen Zeitaltern der Weltgeschichte. Ebenso wie das Kind an seinen Spielsachen unablässig mit Problemen der Naturwissenschaft ringt und zwar nicht minder hart und erfolgreich als Newton, so wäre es eine Unwissenheit, zu verkennen, daß jede Nation und Epoche das ihrige gethan und zu der heutigen Kultur ihren vollen Beitrag geleistet hat. Wir sind alle darüber einig, daß wir im Augenblick keine größeren Männer aufzuweisen haben, als die Helden Plutarchs. Die Welt bleibt sich zu allen Zeiten gleich. Wir haben es noch nicht so weit gebracht, daß wir Homer, Aeschylos, Plato, Aristoteles oder Archimedes über Bord werfen könnten. Nach dem Sturz des römischen Reichs machte jede euro-

päische Nation ihre romantische Aera durch, und die Erzeugnisse jener Aera erreichten überall so ziemlich die gleiche Höhe. Als Beispiel in der Literatur führe ich die Arthursage in Britannien oder in der gegenüberliegenden bretonischen Provinz, die Rolandslieder in Frankreich, die Balladen vom Cid in Spanien, das Nibelungenlied in Deutschland, die Norsen-Sagas in Skandinavien und, als auch noch hieher gehörig, Tausend und Eine Nacht auf der afrikanischen Küste an. Was sollen wir nun aber von Namen sagen, die noch weit ferner liegen oder sich eben durch ihre Ueberlegenheit ihren Zeitgenossen entzogen, von Männern, aus deren hinterlassenen Spuren eine in allen Richtungen noch unübertroffene Geisteshöhe hervorgeht, und die noch jetzt von allen denkenden Menschen hochgeschätzt werden, wie Zoroaster, Confucius und die großen, erst kürzlich den westlichen Nationen bekannt gewordenen Schriften der indischen Vedas, die Grundlehren Menu's, die Puranas, die Gedichte von Mahabarata und Ramayana?

In dem modernen Europa nannte man das Mittelalter lange die dunkle Zeit. Wer wagt es jetzt noch so zu nennen, seitdem man einsieht, daß es der Fuß ist, auf dem wir stehen, das Auge, mit dem wir sehen? Seine Wiedereinsetzung gehört zu unsern Haupttriumphen. An seinem Dante, Alfred, Wickliffe, Abälard und Bacon, an seiner Magna Charta, seiner Decimalrechnung, an seinem Schiffskompaß, Schießpulver, Glas und Papier, *an seinen* Uhren, an seiner Chemie, Algebra und

Astronomie, an seiner gothischen Architektur und Malerei lernen wir und erfreuen uns noch heute. Vor sechshundert Jahren erklärte Roger Bacon das Vorrücken der Tag-und-Nacht-Gleiche und die Nothwendigkeit einer Kalenderreform; weit über den damaligen Gesichtskreis hinausblickend, verkündete er die Herstellung von Maschinen, welche die Schiffe schneller vorwärts treiben, als eine ganze Galeere von Ruderern, und nichts weiter erfordern als einen Steuermann, von Wagen, die sich ohne thierische Hilfe mit unglaublicher Schnelligkeit bewegen und von Apparaten, mittelst deren man sich gleich Vögeln in die Lüfte erheben kann. Selbst die Racen, die wir noch wilde oder halbwilde nennen, und die ihre Künste aus unabsehbaren Traditionen bewahren, bekunden ihre Fähigkeit durch die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Baumrindenkleider, ihre Pfeifen, Bogen, Boote und geschnitzten Keulen verfertigen. Die Kriegsproa der Malayen in den japanesischen Gewässern fiel dem Commodore Perry durch ihre merkwürdige Aehnlichkeit mit der Yacht „Amerika" auf.

Wie zwischen den verschiedenen Zeitaltern, so ist auch zwischen dem individuellen Genius und der Nation, die er vertritt, eine gewisse Gleichheit vorhanden. Es ist eine seltsame Thatsache, daß ein außerordentlicher Bildungsgrad den Menschen seinen Zeitgenossen entrückt. Es ist immer schwer, über sein Publikum hinaus zu gehen. Wenn es sich mit einer wohlfeilen Gabe begnügt, so wird man nicht leicht zu etwas Besserem ge-

langen. Wenn es jedoch das Gute kennt und verlangt, so strebt man glühend darnach, bis man es erreicht hat. Aber von Zeit zu Zeit tauchen in der Geschichte Menschen auf, die ein ganzes Jahrhundert zu früh geboren sind. Die Gründer von Nationen, die Weisen und Erfinder, die nachher vergöttert wurden, waren zu ihrer eigenen Zeit wahrscheinlich Märtyrer. Alle außerordentlichen Dichter und Künstler, Homer, Menu, Viasa, Dädalus, Hermes, Zoroaster, selbst Swedenborg und Shakespeare — wurden so schnell in's Sagenhafte erhoben, daß man gar nicht weiß, wer sie eigentlich waren. Die alten Namen sind auch allzu typisch — Homer oder „der Blinde", Menu oder „Mann", Viasa „der Sammler", Dädalus „der Kunstfertige", Hermes „der Dolmetscher" u. s. f. Wahrscheinlich waren diese Menschen so groß, so selbstgewiß, daß sie der Anerkennung Anderer nicht bedurften. Auch hat gewiß schon ein Jeder die Bemerkung gehört (die leider häufig nur aus Höflichkeit gemacht wird), der Philosoph stehe über seinen Zuhörern. Ich glaube, ich habe in meinem Leben zwei oder drei große Männer kennen gelernt, die aus diesem Grund unter den Gelehrten keine Geltung besaßen.

Aber Zeus ist in seinen stillen Jüngern, die der Zukunft gehören. Die Wahrheit und Hoffnung einer jeden Zeit muß stets bei der Minderzahl gesucht werden. Michel Angelo war einst das Gewissen Italiens. Sein Name ist uns geläufig geworden und wir nennen ihn als eine Zierde, aber zu seinen Lebzeiten

waren seiner Freunde nur wenige, und man müßte ihn in ein Conventikel mit den damaligen Methodisten treiben, mit Savonarola, Vittoria Colonna, Contarini, Pola, Ochino, mit den Religiösen jener Tage, lauter großen Seelen, die sich zu einander gezogen fühlten, aber für den Rest der Welt gleich wie unter einer Wolke verhüllt waren, Reformatoren, die sich gegen die Verderbniß Roms verbündet hatten, und so einsam und gehaßt dastanden wie vordem Dante.

Oft hält ein einzelner Geist einer Menge von Geistern, ja einer ganzen Nation, wie ein Wassertropfen der See, das Gleichgewicht, und von diesem Standpunkt gewinnt die Kulturfrage ein wunderbares Interesse. Die Kultur umschließt Alles, was dem Geist die Herrschaft über seine eigenen Fähigkeiten einräumt, wie die Sprache dem Kritiker, das Teleskop dem Astronomen. Die Kultur ändert die politische Stellung des Individums, sie errichtet in einem monarchischen Staat ein Gegenkönigthum. Das Walten der revolutionären Kraft im Geiste gab noch allen Dynastien zu schaffen, es stellt eine persönliche Unabhängigkeit her, die der Monarch nicht beugen kann und der er sich häufig unterwerfen muß. Wenn ein Mann die Naturgesetze, die Macht der Zahlen, die Geheimnisse der Geometrie und Algebra, auf denen die Berechnungen der Astronomie, der Schiffahrt, der Maschinerie beruhen, besser versteht als Andere, so kann ihn sein Volk nicht entbehren. Wenn er besser als Andere zu sprechen weiß, so be-

herrscht er, wo er auch weilt, die Geister; besitzt er Imagination, so berauscht er sie. Wenn er über Witz verfügt, so kann er den Despotismus durch Epigramme zügeln; ein Lied, eine Satire, eine bloßer Ausspruch hat schon oft bei großen Ereignissen eine Rolle gespielt. Beredsamkeit hat schon hundert Mal die Wage von Krieg und Frieden nach Belieben geneigt. Die Geschichte Griechenlands besteht geraume Zeit hindurch aus zwei Personen — Philipp oder Philipp's Nachfolger auf der einen, und Demosthenes — ein schlichter Privatmann — auf der anderen Seite. Wenn er wie Belisar militärisches Genie, oder Verwaltungsgabe wie Chatham und Bismarck besitzt, so steht er über dem König. Wenn ein Theolog von tiefer Ueberzeugung und scharfem Verstand wie Luther, sein Vaterland mit sich reißt, so wird der Staat trotz des Kaisers lutherisch; so überwältigte Thomas à Becket den englischen Heinrich. Der Geist besitzt einen mächtigen Freibrief. Päpste, Könige und Concile sind freilich sehr streng in ihrer Censur und ihren Inquisitionen, aber das trifft die Dummen. Ein Dante, Angelo, Rabelais, Hafis, Cervantes, Erasmus, Béranger, eine Bettina von Arnim oder sonst ein echter Geist vom alten unnachahmlichen Schrot und Korn findet überall Zulassung. Die Könige fühlen, daß diese sind, was sie selbst nur repräsentiren, daß sie keine rothbeflaggte Rebellion, sondern Loyalität und Königthum vor sich haben. Denn dies ist das wirkliche, ihr eigenes nur Titularkönigthum. Selbst Manieren, die, wie wir häufig sehen,

weder durch Rang, noch durch Amtsgewalt, ja nicht einmal durch andere bedeutende Talente überwogen werden können, gewähren manchmal eine solche Auszeichnung, da auch sie von einer tiefen angeborenen Kenntniß des Rechten und Schönen herstammen.

Es ist klar, daß Ein gebildeter Arbeiter mehr werth ist, als viele ungebildeten, daß Ein wissenschaftlicher Ingenieur, mit Dampf und Instrumenten ausgerüstet, für Hunderte, ja für Tausende gilt; daß ein Archimedes, ein Napoleon tausendmal Tausend aufwiegt, und daß wir in einer weisen und geisterfüllten Seele ein England, Griechenland oder Italien leibhaftig vor uns haben, und auf ganze Nationen von gewöhnlichen Arbeitern verzichten können.

Die Literaturgeschichte wie die Weltgeschichte ist ein Zeugniß von der Macht der Minoritäten und von der Macht des Einzelnen. Jedem Buch liegt eine beständige geheime Bezugnahme auf die wenigen Verständigen, die der Schriftsteller unter einer Million voraussetzt, zu Grunde. Der Künstler hat stets die Meister im Auge, wenn er sie gleich zu übersehen scheint. Michel Angelo denkt an Da Vinci, Raphael an Michel Angelo, Tennyson gäbe seinen ganzen Ruhm um ein günstiges Verdikt aus Wordworth's Munde, Agassiz, Owen und Huxley geben sich den Schein, als sprächen sie zu dem amerikanischen und englischen Volk, aber in Wahrheit schreiben sie nur für einander. Everett träumte von Webster; Mac Kay, der Schiffsbauer denkt an George

Steers, Steers an Pook, den Marine-Ingenieur. Von den Namen der Meister, die in jedem Gebiet der Wissenschaft, der Kunst und des Gewerbes obenanstehen, wie Robert Brown in der Botanik und Gauß in der Mathematik, weiß die Welt oft wenig, der Eingeweihte aber kennt sie. Der Meister ist häufig fremd, nur nicht für den echten Jünger, unsichtbar für alle Andern leuchtet er ihm auf seinem Wege vor. Alle eigene Arbeit und Kultur macht das Auge fähig, den Meister zu sehen. In der Politik ist die Bedeutung von Einzelnen — wie Phocion, Cato, Lafayette, Arago unverkennbar. Das Uebergewicht eines Einzelnen, der die Wahrheit besitzt, über ganze Nationen, die sie nicht besitzen, rührt davon her, daß die Macht von der Wirklichkeit und nicht vom Schein abhängt, daß sie nach der Qualität und nicht nach der Quantität fragt. Wie viel mehr ist der Mensch als die Nation! Alle Weisen und Guten, die Stoiker in Griechenland und Rom, Sokrates in Athen, die Heiligen in Judäa, König Alfred, der Dichter Shakespeare und Newton, der Philosoph und Anhänger der Wahrheit — wie hoch überragen sie die thörichten und sinnlichen Millionen um sie her! Wenn ein echter und wahrer Mann auftritt, so erscheint Alles, was gewöhnlich für groß gegolten, klein und kümmerlich, er ist das einzige große Ereigniß und wird daher leicht zur mythologischen Persönlichkeit.

Der nächste Schritt führt uns nun zu der Aequivalenz der Seele mit der Natur. Ich sagte vorhin

eines der Hauptmerkmale unseres Jahrhunderts sei der Eifer aller Gebildeten für die Naturwissenschaft. Der Nutzen, der daraus für Kunst und Civilisation entstand, ist unberechenbar. Er tritt in der Schifffahrt, im Ackerbau, in der Astronomie, im Fabrik-, Bergwerk- und Kriegswesen zu Tage. Aber höher als all' diese Vorzüge steht mir ihr Hauptwerth — daß sie nämlich metaphysisch ist. Ihr Hauptwerth liegt nicht in den erzielten Erfolgen, sondern in dem Zeugniß, das sie von dem Forscher ablegt. Er hat die unermeßliche Natur angeredet und eine klare Antwort erhalten. Er verstand, was er studirte, er fand die Uebereinstimmung mit sich selbst. Sie gab uns einen neuen Beweis von dem Umfang des menschlichen Geistes und von seinem Bürgerrecht im Universum.

Die erste Eigenschaft, die wir an der Materie kennen, ist die Centralität — man nennt sie die Schwere; sie hält das Weltall zusammen und bleibt unverwüstlich und vollkommen im Sonnenstäubchen, wie in Massen und Planeten, und strahlt von jedem Atom einen schrankenlosen Einfluß aus. Dieser materiellen Wesenheit entspricht die Wahrheit in der intellektuellen Welt, die Wahrheit, deren Mittelpunkt überall und deren Kreislinie nirgends, deren Dasein nicht weggeleugnet werden kann, da sie die Ganzheit der Dinge ist, gegen die kein Schlag geführt werden kann, der nicht auf den Frevler zurückfiele, die Wahrheit, auf deren Seite wir stets von Herzen stehen.

Als durch Oersted und seine Collegen die Wechselbeziehung der Wissenschaften nachgewiesen wurde, erregte dies gar kein Erstaunen; die Welt war schon darauf vorbereitet, die festgestellte Thatsache stimmte mit den Ahnungen des menschlichen Geistes überein. Wenn wir Newton's Entdeckung analysiren wollten, so kämen wir zu dem Schluß, daß sie wohl gar nicht gefunden worden wäre, hätte er sie nicht im Geiste geahnt. Als die Franzosen einen Grad des Meridians auf der Erde gemessen hatten, sah er, wie man von ihm erzählt, beim Reinschreiben seiner Bücher, daß seine theoretischen Resultate mit jenem empirischen übereinstimmten. Bei dieser Bemerkung zitterten ihm die Hände, die Zahlen tanzten ihm vor den Augen und er gerieth in solche Aufregung, daß er einen Gehilfen rufen mußte, um die Berechnung zu vollenden. Warum gerieth er dabei in Aufregung? Er sah im Fall eines Apfels auf den Boden das Fallen der Erde auf die Sonne, der Sonne und aller Sonnen auf das Centrum, und diese Wahrnehmung war von jenem Krampf des Entzückens begleitet, mit dem der Intellekt eine noch weit ungeheurere, eine wahrhaft universelle Thatsache begrüßt, eine Thatsache, die den Intellekt wie den Stoff, die Moral wie den Intellekt angeht, daß nämlich durch die ganze Natur das Atom zum Atom und durch die ganze geistige Welt die Wahrheit zur Wahrheit hingezogen wird. Sein Gesetz war nur die Besonderheit des universelleren Centralitätsgesetzes. Jedes Naturgesetz, wie Schwere,

Centripetalkraft, Repulsion, Polarität, Schwingung, hat ein Gegenstück im Intellekt. Die oberen Gesetze sind mit den unteren verschwistert. Sollten wir die Mathematik der Sphäre studiren und nicht auch ihre causale Wesenheit? Die Natur ist eine Fabel, aus der die Moral deutlich durchschimmert. Was nützt uns Copernikus, wenn die Periodicität des Sonnensystems nicht auch dieselbe Vollkommenheit in geistiger Sphäre zeigt — Periodicität, compensatorische Irrthümer, gewaltige Reaktionen? Ich kann nie glauben, daß sich Centrifugal- und Centripetalkraft die Wage halten, wenn sich nicht auch der Geist erwärmt und veredelt wie die Oberfläche und das Innere der Kugel.

Auf dieser Kraft, auf dieser Alles auflösenden Einheit liegt der Nachdruck von Himmel und Erde. Die Natur ist roh, wenn sie die Seele nicht veredelt, sie ist stets die Wirkung, der Geist dagegen die Ursache. Die Natur entspricht immer unserer Empfindungsfähigkeit, sie zeigt sich feindlich gegen die Unwissenheit, gegen das Verständniß aber plastisch, durchsichtig, entzückend. Der Geist überbringt das Gesetz, die Geschichte ist eine langsame atomische Entfaltung. Die Natur ist ein riesiges System, aber im Ganzen wie in den Theilen merkwürdig brauchbar für das geringste Bedürfniß des kleinen Wesens, das auf der Erde wandelt. Die Unermeßlichkeit der Natur ist nicht erstaunlicher als seine Fähigkeit, ihre ganze Allmacht in einen handlichen Keil oder eine Ruthe zu concentriren und so für Auge und

Hand des Philosophen auf eine Haarbreite zu bringen. Diese weite Natur spannt schrecken- und staunenerregend, aber überall durchdringlich und sich selber ähnlich eine ungebrochene Einheit aus und der Geist des Menschen ist der Schlüssel zum Ganzen. Er findet, daß das Weltall, wie Newton sagte, aus einem Guß gemacht worden; die Masse ist wie das Atom; dieselbe Chemie, dieselbe Schwere, dieselben Bedingungen. Die Asteroiden sind Bruchstücke eines alten Sterns und ein Meteorstein ist das Bruchstück eines Asteroids. Wie die Sprache im Alphabet, so ist die ganze Natur, das Spiel aller ihrer Kräfte, in einem Atom enthalten. Ein scharfer Geist findet durch eine einzige Beobachtung das Gesetz mit seinen Schranken und seinen Uebereinstimmungen heraus, wie der Farmer sein Vieh an einer Fußspur erkennt. „Wenn du die Sonne erklärst, so erklärst du die Planeten, und umgekehrt."

Wie ihre Kraft sich seinem Bedürfniß darbietet und ihre Gesetze seiner Wissenschaft, so spricht ihre Schönheit zu seinem Geschmack, seiner Imagination, seinem Gefühl. Die Natur heilt, läutert, erhebt. Wie kunstreich weiß sie jede Furche ihres unbegreiflichen Alters unter Rosen, Veilchen und Morgenthau zu verstecken! Jeder Zoll des Gebirgs trägt die Narben von undenkbaren Convulsionen und doch strahlt der neue Tag im Purpur der Jugend und Liebe. Wenn man in die Julinacht hinausblickt, so sieht man den breiten Silbergürtel über den halben Himmel flammen, frisch und zart wie

das Leuchten der Glühwürmer. Und doch sind die Zahlen nicht im Stand, sein ungeheures Alter zu berechnen, das so lange dauert wie Raum und Zeit, das in Zeit und Raum eingeschlossen ist. Und Zeit und Raum selbst, was sind sie? Die ersten Räthsel, über denen wir unser ganzes Leben lang brüten, und die wir zurück lassen, wie wir sie gefunden haben, deren überwältigende Größe, wie die alten Griechen glaubten, die Götter selbst in Erstaunen setzte, neben deren schwindelnden Weiten alle Welten Gottes nur wie ein Klecks sind, die man nicht leugnen und die man nicht glauben kann. Doch wiegt das moralische Element im Menschen dieses erschreckende Uebermaß auf und entkleidet es seines Grauens. Der höchste Flug, den die Muse des Horaz genommen, besteht in jenen drei Zeilen, worin er die Seelen schildert, welche gelassen der Erhabenheit der Natur in's Auge sehen können:

«Hunc solem et stellas, et decedentia certis
Tempora momentis, sunt qui formidine nulla
Imbuti spectant.»

Es gibt nichts Höheres als einen echten Menschen. Treffen aber deren zwei oder noch mehr zusammen, die einander gegenseitig verstehen und unterstützen, so ist der Sieg vollkommen. Es bedarf stets nur des gleichzeitigen Auftretens mehrerer überlegener und anziehender Menschen, um dem öffentlichen Geiste einen neuen und bessern Schwung zu geben.

Unsere Wohlthäter, von denen ich vorhin sprach,

waren Ausnahmsmenschen und groß, weil sie Ausnahmsmenschen waren. Tagtäglich wird in gegenwärtiger Zeit mit steigendem Nachdruck die Frage erörtert, ob die hohen Eigenschaften, durch die sie sich auszeichneten, übertragen werden können. Der Dichter Wordsworth sagte: „Was Einer ist, können Millionen sein." Warum auch nicht? Kenntnisse z. B. können ja nur übertragen werden. Die Neugier lauscht gespannt auf jedes Geheimniß; die Wißbegier des Kindes kommt dem Lehreifer des Vaters entgegen. Die Luft strömt nicht mit solcher Eile herbei, um ein Vacuum auszufüllen, wie der Geist, um eine erwartete Thatsache zu erfassen. Jeder Künstler war vorher Dilettant. Das Ohr überholt die Zunge, es ist schneller reif und vollendet, aber die Zunge lernt stets nachsagen, was das Ohr sie gelehrt hat, und die Hand fügt sich derselben Vorschrift.

Es liegt durchaus nichts Demüthigendes in der Huldigung, die man großen Männern darbringt, sie ist Sympathie, Liebe zum Schönen und Herrlichen, und das Streben, es ihnen gleichzuthun; sie drückt die Hoffnung aus, daß auch die Andern einst etwas Besseres werden sollen, wenn sie erst die Hindernisse schlechter Anlage und Erziehung überwunden haben. Große Männer sollen uns nicht ärmer, sondern reicher machen. Große Männer! — die Zeit lebt von ihrem Credit, alles Uebrige aber kann, wenn seine Drähte fortlaufen, als Wahrzeichen benützt werden. „Kein Engel erkennt im Herzen an, daß einer über ihm stehe, als der Herr

allein." Es ist nicht Einer hier, dem nicht schon wundersame Anzeichen seine Zukunft vorhergesagt, seine Vergangenheit enthüllt hätten. Die Träume der Nacht vollenden durch ihr Ahnungsvermögen die unvollkommenen Ergebnisse des Tages. Jeder treibende Instinkt ist nur das Vorgefühl einer kommenden Thatsache, wie die Luft und das Wasser, die unsichtbar um uns sind, eilen, sich im Baum und im Thier zu verdichten. Aber selten werden die höheren Quellen aufgesucht. Im täglichen Verkehr gehen wir mit der Menge, geben uns niedrigen Befürchtungen und Hoffnungen hin, werden die Opfer unserer eigenen Künste und Werkzeuge und mißbrauchen unsere Zuflucht zu dem göttlichen Orakel. Nur während die Seele schlummert, helfen wir uns durch so manche sinnreichen Krücken und Maschinerien. Wozu hat man die Telegraphen, die Zeitungen? Um bei jeder socialen Krisis zu wissen, wie die Leute in Kansas und Kalifornien fühlen. Der Weise wartet nicht auf Telegramme, liest keine Zeitungen, sondern fragt sein eigenes Herz. Wenn die Andern aus demselben Stoff gemacht sind, wie er, wenn sie die gleiche Luft athmen, vom selben Brod essen, wenn sie Frauen und Kinder haben, so weiß er, daß sie in Freude und Zorn ihm gleichen. Die unentweihte Seele steht in beständigem telegraphischen Verkehr mit dem Urquell der Ereignisse, sie erhält raschere Mittheilung, gleichsam eine Privatdepesche, die sie von der Furcht erlöst, die auf dem Rest der Gemeinde lastet.

Die Grundlage der Kultur wie des Charakters ist schließlich das moralische Gefühl. Hier ist die Quelle der Kraft, die sich ewige Jugend bewahrt und aus jeder neuen wissenschaftlichen Errungenschaft ihre Einkünfte bezieht. Die Wissenschaft läutert die alten Glaubensbekenntnisse, sie fegt mit jeder neuen Wahrnehmung mehr von unserem kindlichen Katechismus weg und führt einen Glauben herbei, der den größeren Kreislinien und dem allgemeinen Gesetz, das sie enthüllt, entspricht. Dennoch setzt sie das moralische Gefühl nicht in Erstaunen, denn dieses ist älter und wartete ruhig den tieferen Einblick ab. Die Neigungen sind die Schwingen, auf denen sich der Intellekt in's Leere stürzt und die ihn hindurch tragen. Große Liebe löst die eingefrorenen Kräfte und spannt die erschlafften Fittiche an unsern Schultern aus. Plato, Van Helmont, Pascal, Swedenborg waren überzeugt, daß die Frömmigkeit eine wesentliche Bedingung der Wissenschaft sei, daß die großen Gedanken aus dem Herzen kommen. Es ereignet sich zuweilen, daß Dichter nicht an ihre eigene Dichtung glauben, aber dies thut ihrem Dichterthum Abbruch. Große Männer sind stets aufrichtig, sie sehen ein, daß die geistige Macht stärker ist als irgend eine materielle, daß der Gedanke die Welt regiert. Keine Hoffnung ist so glänzend, daß sie nicht den Anfang ihrer eigenen Erfüllung in sich trüge. Jede Verallgemeinerung weist auf eine weitere hin. Häufig hört man sagen: Ach, wenn der Mensch nur das Talent mittheilen könnte,

wie die Ausbildung, was für Berge Gold würden da bezahlt! Aber je nach seiner absoluten Wahrhaftigkeit ist er wirklich im Stand, sein Talent Anderen mitzutheilen. Wenn er keine Rolle spielt, wenn er nicht zu glänzen wünscht, wenn er mit dem ungezwungenen Freimuth spricht, den Kinder gegen einander zeigen, so theilt er sich selbst, nicht seine Eitelkeit mit. Alle Macht übt eine ansteckende Wirkung; wenn wir eine Schöpfung sehen, so fangen wir selbst zu erschaffen an. Charakterstärke und Genie können nur auf solchem Boden gedeihen. Die Wunder des Genius beruhen auf Ueberzeugungen, die jeder Analyse trotzen. Begeisterung ist der zuckende Blitz, der sich nicht durch die Pferdekraft des Verstandes messen läßt. Nur über unergründliche Meere breitet die Hoffnung ihre goldenen Schwingen. Für den Intellekt wie für den Willen gilt dasselbe Gesetz. Wenn sich der Wille schrankenlos dem moralischen Gefühl hingibt, so wird er zur Tugend, wenn der Geist sich der intellektuellen Wahrheit unterwirft, so wird er zum Genie. Wenn das Talent als Selbstzweck auftritt, so ist es Blendwerk und Schein, wirkt es aber freudig für die Sache der allgemeinen Wahrheit, so erhebt es seinen Besitzer zum Rang eines Wohlthäters der Menschheit. Ich weiß, daß ich hier zu einer gebildeten, denkenden und einflußreichen Versammlung spreche. Ihnen, meine Herrn, ist viel zu Theil geworden. Ein altes Sprichwort sagt: »Noblesse oblige!», das heißt, höhere Vortheile verpflichten zu größerer Freigebigkeit. Nun, ich meine, in

dieser ökonomischen Welt, wo jeder Tropfen und jedes Stäubchen gespart wird, sind überwiegende Geisteskräfte nicht zum Mißbrauch da. Die göttliche Natur vertraut guten Menschen ihre Verwaltung an. Hier stehen Sie, Gelehrte und Idealisten, wie in einem barbarischen Zeitalter, unter Wahnsinnigen, um sie zu beschwichtigen und zu lenken, unter Blinden, um nach dem Rechten zu sehen, unter den Anbetern des Besitzes, um der stockblinden und stocktauben Selbstsucht aus Menschlichkeitsrücksichten für den Arbeiter und sein Kind in den Weg zu treten, unter dem aufgeblasenen Eigendünkel erbitterter Politiker, um das Prinzip der Gleichheit und Vernunft aufrecht zu erhalten, unter schlechten Regierungen, um ihnen durch Beharrlichkeit gute Gesetze aufzuzwingen. Um Ihre unerschütterliche Ausdauer drehen sich Staatsmänner und Gesetzgeber, die Sie zwar verleugnen, aber Ihnen nichtsdestoweniger gehorchen müssen, im Kreise.

Wir wünschen die idealen Regeln zur praktischen Ausführung zu bringen und Freiheit statt der Ketten zu bieten, wir hoffen, daß sich die Preßfreiheit besser bewähren wird als die Censur, daß der Freihandel uns nicht bankerott machen, und daß das allgemeine Stimmrecht uns nicht dem Pöbel überliefern wird oder gar wieder in die Hände von Königen. Ich glaube, daß Hindernisse so wirksam sind wie Triebfedern: durch sie werden die Menschen groß und gewinnen mächtige Verbündete. Und wer sind diese Verbündeten? Heftiger Widerstand, Gleichgiltigkeit, Verfolgung, auch sie können

von Nutzen sein. Schwierigkeiten sind da, damit sie der Mensch überwinde. Ein großes Herz wird sich über die Hindernisse, die den Erfolg erschweren, so wenig beklagen, wie über die eisernen Flintenwände, welche die Ladung beisammen halten. Die eiserne Röhre ist da, um dem Schuß unwiderstehliche Kraft in einer Richtung zu geben. Eine kühne Seele haßt leichte Erfolge; die Hitze des Angreifers leiht dem Vertheidiger Stärke. Die Großen werden nicht schwächlich im Unglück, in der Verfolgung, in der Dunkelheit, denn sie fühlen sich selber nur im Mißgeschick. Der Starke begrüßt Krieg, Stürme und Ungemach mit Freuden und sucht so lang, bis er festen Grund findet. Er wünscht, wie Pindar sagt, den Boden des Tartarus zu betreten, „mit Nothwendigkeiten, so stark wie Eisen." Periodicität und Reaktion sind eben so gut Gesetze des Geistes wie Gesetze des Stoffs. Schlechte Könige und Regenten sind uns nützlich, wenn sie recht schlecht sind. In England trieb das Jagdgesetz die Farmer so weit, die Reformbill durchzubringen. Es waren die sogenannten Pflanzersmanieren, die das friedfertige, duldsame Neu-England zur schrankenlosen Emancipation reizten. Wer war während der Rebellion unser bester Bundesgenosse? Immer der Feind. Die Männer der Wissenschaft kennen ihre eigene Macht nicht und entmuthigen einander gegenseitig, indem sie politische Gemeinheit unter ihren Mitgliedern dulden. Niemand zweifelt gegenwärtig an der Macht der Sitten, noch daran, daß jede hohe Gesellschaft im Stande ist,

Leute fernzuhalten, die nicht zu ihr passen. Der Eindringling fühlt sich unbehaglich und kehrt schnell zu Seinesgleichen zurück. Es war unser Mißgeschick, daß die politischen Zustände Amerika's häufig unmoralisch waren, und Dieses hatte einen sehr schlechten Einfluß auf den individuellen Charakter. Wir sind ein gefälliges, versöhnliches Volk, wenn wir uns auch vielleicht auf das Gefühl unserer Stärke etwas zu gut thun. Aber nicht durch leichte Tugend können heroische Resultate erzielt werden, wenn es sich um das allgemeine Wohl handelt. Wir haben zugesehen, wie unsere ehrgeizige Jugend sich in politische Intriguen einließ und sich ohne Verlust der Stellung auf die unmoralische Seite schlug — wir ließen sie ohne Tadel kommen und gehen. Aber diese Art lockerer Association läßt einen Mann nicht sein eigener Herr sein. Man kann nicht ungeschädigt vom Guten zum Bösen übergehen und dann wieder zurück zum Guten. Ich kenne eine Stelle in Swedenborg, wo er figürlich die schlichte Wahrheit ausspricht. Er sah in einer Vision die Engel und die Teufel, aber diese beiden Parteien standen nicht Angesicht gegen Angesicht und Hand in Hand, sondern Fuß gegen Fuß — die eine senkrecht nach oben, die andere senkrecht nach unten.

Brüder, ich schöpfe neue Hoffnung aus der Atmosphäre, welche wir heute athmen, aus dem gesunden Gefühl des amerikanischen Volks und aus den anerkannten Bestrebungen der gebildeten Klasse. Unsere Zeit hat neue Ueberzeugungen. Wir wissen, daß es zuweilen in *der Geschichte* Perioden gänzlicher Negation gab: eine

Fäulniß des Gedankens, der naturgemäß nationaler Verfall folgte. In Frankreich herrschte eine Zeit lang in jenen Kreisen, die man vorzugsweise die Gesellschaft nennt, eine wahre Verläugnung des moralischen Gefühls — nicht ein Gläubiger innerhalb der Kirche, und kaum ein Deist außerhalb. In England hatte dieselbe geistige Krankheit die höhere Klasse zu Zeiten Karl's des Zweiten ergriffen und dauerte bis unter die Herrschaft der George. Aber es zeichnet unsere gebildeten Klassen ehrenvoll aus, daß sie an den Beistand glauben, den das Herz dem Verstande leistet, und daß sie aus seinen Eingebungen Größe und Stärke schöpfen. Und wenn ich sage „die gebildeten Klassen", so kenne ich die noch nie dagewesene segensreiche Tragweite dieses Wortes, das heute nicht Hunderte, sondern Millionen umfaßt. Und Mehr — wenn ich um mich blicke und das gesunde Material betrachte, aus dem die gebildete Klasse hier besteht, wenn ich sehe, welch hoher persönlicher Werth, welche Menschenliebe, welche Zukunftsverheißungen mit reichem Wissen und praktischer Fähigkeit gepaart sind, wenn ich bedenke, daß unsere durch Genie und Bildung ausgezeichnetsten Männer dieser Klasse von Wohlthätern angehören — so vertraue ich auf diese hohe Ritterschaft der Tugend und zweifle nicht, daß die Interessen der Wissenschaft, der Politik, der Humanität gesichert sind. Ich denke, diese Hände sind stark genug, die Republik aufrecht zu erhalten. Ich erkenne die Verheißung besserer Zeiten und größerer Männer.

Persische Poesie.

Unsere beste Kenntniß der Perser danken wir dem Freiherrn von Hammer-Purgstall*). Derselbe hat außer dem „Divan" des Hafis noch Musterstücke von zweihundert Dichtern in's Deutsche übersetzt, die in einem Zeitraum von fünf und ein halb Jahrhunderten, nämlich von 1050 bis 1600 geschrieben haben. Die sieben Meister des Persischen Parnasses — Firdusi, Enweri, Nisami, Dschelaleddin, Saadi, Hafis und Dschami — sind nicht länger bloße Namen für uns, und Andere, wie Feridedin Attar und Omar Chiam versprechen in der Achtung des Westens noch sehr zu steigen. In diesen reichen Auszügen findet sich Das, wofür Bücher hauptsächlich da sind. Zu einem guten Teleskop gehören viele Eigenschaften, wie Weite des Sehfelds, Leichtigkeit im Bestreichen des Meridians, achromatische Reinheit der Linsen und so fort, aber vor Allem kommt es auf die raumdurchdringende Kraft an. Ebenso besitzen auch die Bücher viele Vorzüge, ihr Hauptwerth aber liegt in der Eigenschaft, daß sie durch den Bericht neuer Thatsachen unserem Geschlecht neues Wissen zuführen, oder,

*) Gest. in Wien 1856.

besser gesagt, durch den Bericht seelischer Ahnungen, welche die Thatsachen sortiren und welche die Formel sind, der sich die ganze Geschichte ergeben muß.

Das orientalische Leben und die orientalische Gesellschaft stehen, besonders bei den südlichen Völkern, in grellem Gegensatz zu den zahlreichen Schattirungen, der hundertjährigen Stabilität und der ausgedehnten Durchschnittsvertheilung der Lebensannehmlichkeiten bei den westlichen Nationen. Das Leben im Osten ist wild, kurz, gefahrvoll und bewegt sich in Extremen. Seine Elemente sind einfach und nah beisammen, daher weist es weder den weiten Umfang noch die Wellenbewegungen des europäischen Lebens auf, sondern erreicht rasch das Beste oder das Schlimmste. Die Reichen nähren sich von Früchten und Wildpret, die Armen von Wassermelonen. Alles oder Nichts ist der Grundzug des orientalischen Lebens. Gnade des Sultans oder seine Ungnade sind Fügungen des Verhängnisses. Um ein Epigramm oder ein Distichon wird dort ein Krieg unternommen, wie in Europa um ein Herzogthum. Das fruchtbare Klima und die plötzliche und überreiche Fülle, welche die Sonnengluth erzeugt, machen das Dasein leicht, das auf der anderen Seite durch Wüste, Samum, Fata Morgana, Löwen und die Pest in beständiger Gefahr schwebt und oft von dem Umstand abhängt, ob ein Wasserschlauch mehr oder weniger da ist. Selbst die Geographie des alten Persien wies diese Contraste auf. „Das Reich meines Vaters," sagte Cyrus zu Xenophon, „ist

so groß, daß die Leute an einem Ende desselben erfrieren, während sie am andern vor Hitze umkommen." Das Temperament des Volks stimmt zu diesem Leben in Extremen; Religion und Poesie machen ihre ganze Bildung aus. Ihre Religion lehrt ein unerbittliches Schicksal, sie unterscheidet nur zwei Tage im Leben eines Menschen, seinen Geburtstag oder den „Tag des Geschicks" und den Tag des Gerichts. Muth und unbedingte Unterwerfung unter das Verhängniß sind seine Tugenden.

Das herrliche Klima, das den Unterhalt leicht macht und ein Leben im Freien begünstigt, gestattet den östlichen Nationen eine hochintellektuelle Organisation, abgesehen jetzt von dem in jeder Hinsicht orientalischeren Genie der Hindus, die in der Großartigkeit ethischer Auffassung von keinem Volk übertroffen worden sind. Die Perser und Araber sind, mit viel Muße und wenig Büchern, ausnehmend empfänglich für die Freuden der Poesie. Bayard hat die Wirkung, welche die Improvisatoren auf die Söhne der Wüste übten, zu beschreiben versucht. „Wenn der Barde ein Liebeslied improvisirte, so konnte der junge Häuptling seine Erregung kaum mehr beherrschen. Die andern Beduinen waren fast ebenso bewegt von diesen rohen Accenten, welche auch auf die wilden Stämme der persischen Gebirge eine ähnliche Wirkung hervorbringen. Solche Verse aus dem Mund ihrer Naturdichter oder der Mädchen in ihrem Lager treiben Krieger furchtlos in den Kampf und gelten

bei der Rückkehr aus den Gefahren des ‚Ghazons' oder der Schlacht als reicher Lohn. Sie erregen einen stärkeren Taumel als der Rebensaft. Um den Einfluß der Homerischen Gesänge in den heroischen Zeiten zu verstehen, muß man die Wirkung mitansehen, welche ähnliche Dichtungen auf die wilden Nomaden des Ostens üben." Anderswo sagt er: „Poesie und Blumen sind für den Araber Wein und Spirituosen; ein Lied ersetzt ihm die Weinflasche und eine Rose den Schnaps, ohne die üblen Folgen Beider."

Die persische Poesie beruht auf einer Mythologie, deren wenige Sagen mit der jüdischen Geschichte und den noch älteren Ueberlieferungen des Pentateuch verknüpft sind. Die Hauptgestalt in den Anspielungen der orientalischen Poesie ist Salomo. Derselbe besaß drei Talismane, erstens den Siegelring, durch den er über die Geister gebot und auf dessen Stein der Name Gottes eingegraben stand, zweitens den Spiegel, in dem er die Geheimnisse seiner Feinde und die Ursachen aller Dinge abgebildet sah, drittens den Ostwind, der ihm als Pferd diente. Sein Rathgeber war Simurg, der allwissende König der Vögel, der schon vom Anbeginn der Welt gelebt hatte und jetzt allein auf dem höchsten Gipfel des Berges Kaf wohnt. Kein Vogelsteller hat ihn je gefangen, und keiner der jetzt Lebenden hat ihn gesehen. Von ihm lernte Salomo die Sprache der Vögel, so daß er Geheimnisse vernahm, so oft er in seine Gärten ging. Wenn Salomo eine Reise machte,

so ward sein Thron auf einen grünseidenen Teppich gestellt, der so lang und breit war, daß sein ganzes Heer darauf Platz hatte, die Menschen standen zu seiner Rechten, die Geister zu seiner Linken. Wenn Alles in Ordnung war, hob der Ostwind auf sein Geheiß den Teppich auf und trug ihn mit seiner ganzen Last, wohin es der König befahl; das Heer der Vögel flog zugleich über ihren Häuptern und bildete einen Baldachin, um sie gegen die Sonne zu schützen. Zum Empfang der Königin von Saba soll Salomo einen Palast gebaut haben, dessen Boden aus Glas bestand und über fließendem Wasser gelegt war, worin Fische schwammen. Die Königin von Saba ließ sich hiedurch täuschen und hob die Kleider auf, weil sie glaubte, sie habe durch das Wasser zu gehen. Bei Salomo's Hochzeit erschienen alle Thiere mit Geschenken beladen vor seinem Thron. Ganz zuletzt kam die Ameise mit einem Grashälmchen, aber Salomo verachtete auch das Geschenk der Ameise nicht. Asaph, der Vezier, verlor einmal das Siegel Salomo's, welches einer der Devs oder bösen Geister fand. Derselbe regierte nun im Namen Salomo's, indem er das Volk täuschte.

Firdusi, der persische Homer, hat im „Schah Nameh" die Annalen der fabelhaften, heroischen Könige des Landes aufgezeichnet: von Karun, (dem persischen Krösus) dem unermeßlich reichen Goldmacher, der mit all' seinen Schätzen nicht weit von den Pyramiden in dem See, der seinen Namen trägt, begraben liegt; von

Jamschid, dem Dämonenbezwinger, dessen Reich sieben-hundert Jahre dauerte; von Kai Kaus, in dessen von Dämonen auf Alberz erbautem Palast Gold, Silber und Edelsteine so verschwenderisch angebracht waren, daß in dem Glanz, den sie zusammen ausstrahlten, zwischen Tag und Nacht kein Unterschied wahrgenommen wurde; von Afrasiyab, der so stark war wie ein Elephant, dessen Schatten Meilen weit reichte, dessen Herz groß und gütig war wie der Ocean, und seine Hände wie die Wolken, wenn der Regen fällt um die Erde zu erquicken. Das Krokodil im reißenden Strom war nicht sicher vor Afrasiyab. Und doch, als er gegen die Feldherrn von Kaus zu fechten kam, war er nur ein Insekt in der Hand Rustem's, der ihn am Gürtel faßte und vom Pferde riß. Rustem ward so zornig über die Anmaßung des Königs von Mazinderan, daß sich jedes Haar auf seinem Körper aufrichtete wie ein Speer. Der Druck seiner Hand zerquetschte die Sehnen eines Feindes.

Diese Legenden, — mit Chiser, der Lebensquelle, Tuba, dem Lebensbaum, — die Romanze von der Liebe Leila's und Medschun's, Chosru's und Schirin's, der Nachtigall und der Rose, — das Perlenfischen und die Zauberkraft der Edelsteine, — der Kohol, ein Schönheitsmittel, das Perlen und Augenbrauen unauslöschlich schwarz färbt, — die Blase, worin der Moschus gebracht wird, — der Flaum der Lippe, das Grübchen der Wange, das Augenlid, — Lilien, Rosen, Tulpen und Jasmin

— bilden den hauptſächlichen Bilderſchmuck perſiſcher Oden.

Die Perſer haben Epen und Erzählungen, aber vor Allem lieben ſie kurze Gedichte und Epigramme. Gnomiſche Verſe, Lebensregeln, die in ein lebendiges Bild übertragen ſind und zwar beſonders in ein Bild, das zum Auge ſpricht und in einer einzigen Stanze enthalten iſt, waren ſtets im Orient geläufig. Iſt das Gedicht lang, ſo iſt es nur eine Kette unzuſammenhängender Verſe. Sie machen ſich eines Mangels an Folgerichtigkeit ſchuldig, welcher für unſere weſtliche Logik etwas wahrhaft Beunruhigendes hat, und die innere Verbindung zwiſchen den Stanzen ihrer längeren Oden erinnert ſehr an den Zuſammenhang des Refrains unſerer alten engliſchen Balladen,

„Die Sonne ſcheint hell über Carlisle Wall,"

oder

„Der Regen, der regnet an jeglichem Tag,"

mit der eigentlichen Geſchichte.

Man nehme als Muſter dieſer gnomiſchen Verſe den folgenden: —

„Das Geheimniß, das man wahren muß
Das thu nicht Einem kund;
Ein Stadtthor bringſt Du zu Verſchluß
Doch nie eines Feindes Mund."

Oder dieſen von Omar Chiam:

„Die ganze weite Erdenflur
Bewohnen zwei Zufried'ne nur,

Der Recht und Unrecht scharf erblickt
Und Der, den gar kein Wissen drückt."

Abschied von Meru sagt von einer Melone:

„Wohlgeruch, Geschmack und Farbe, Zucker, Moschus und Smaragd,
Für die Zunge zarter Amber, für das Aug' ein seltnes Bild —;
Schneidest Du die Frucht in Stücke, jedes einer Sichel Form,
Bleibt sie ganz und unzerschnitten, hast Du vollen Erntemond."

Hafis ist der König der persischen Dichter und vereinigt bei seiner außerordentlichen Begabung mit den Eigenschaften eines Pindar, eines Anakreon, eines Horaz und Burns das Auge eines Mystikers, der zuweilen einen tieferen Blick in die Natur wirft, als einem von diesen Sängern vergönnt war. Mit leichter Kühnheit tritt er auf jeden Gegenstand zu. „Nur der," sagt er, „ist für Geselligkeit geschaffen, der irdische Glückseligkeit nach dem Werthe eines Nachttrunk's zu schätzen versteht. Unser Vater Adam verkaufte das Paradies für zwei Weizenkörner, darum tadelt mich nicht, wenn ich es für einen Weinbeerkern hergebe." Er sagt zu dem Schah: „Du, der Du nach Worten und Gedanken regierst, die kein Ohr gehört und kein Sinn gedacht hat, bleibe fest, bis Dein junges Geschick dem alten Graubart von Himmel seinen blauen Mantel abreißt." Ein anderes mal sagt er:

„Zerschmettern will ich des Himmels Rad
Wenn sich's im rechten Gleis nicht wendet,
Ich bin kein armer Jämmerling,
Der darauf niederstürzt und endet!"

Die Raschheit seiner Wendungen setzt uns stets in Erstaunen:

„Seht, wie die Rosen glühen!
So löscht mit Weinesfluth!
Doch weh! die Flammen siegen,
Wir sterben in der Gluth."

Nach der Weise seiner Nation strömt er über von schlagenden Sentenzen, die man auf eine Schwertklinge und fast auf einen Ring eingraben könnte.

„In Ehren stirbt, wem das Große immer wundervoll erscheint."

„Das ist die Summe: Wenn eine Thüre aufgeht, so schließt sich eine andere."

„Auf jeder Seite hat die Räuberbande der Umstände einen Hinterhalt gelegt; daher treibt der Reiter des Lebens seinen Renner zu jäher Eile an."

„Die Erde ist ein Wirth, der seine Gäste mordet."

„Gut ist, was sich an die Landstraße der Natur hält. Auf dem geraden Weg verirrt sich der Wanderer nie."

„Weh, bisher war mir nicht bekannt,
Daß Zufall meines Führers Hand."

„Wer des Verstandes Kupfermünze führt,
Der hat das Gold der Liebe nie berührt."

„Geschrieben steht am Thor im Paradies:
Dem Narren weh, der sich verstoßen ließ!"

„Die Welt ist eine Schöne, die bräutlich lockend prangt,
Doch ihres Freiers Seele als Brautgeschenk verlangt."

„Löse die Schlinge des Herzens und kümmere Dich nicht
um Dein Schicksal,
Denn es hat kein Euclid je diesen Knoten entwirrt."

„Es wohnt in dem Grame
Ein tödtliches Gift,
O halte Dich fern,
Daß die Pest Dich nicht trifft!"

Harems und Weinhäuser geben ihm nur neuen Stoff zur Beobachtung, aus dem er manchmal eine tiefere Moral zieht, als sie regelmäßiges, nüchternes Leben liefert:

„Ich will vom Weine trunken sein und lallen,
Man findet Schätze im zerstörten Haus."

Schwelgerei, denkt er, kann von dem tief verhüllten Schicksal den Schleier reißen: —

„Der Drang nach Weisheit zersprengt mir das Hirn,
Bringt kühlenden Wein für die dumpfe Stirn'!"

„Der Gründer des Himmels
Hat die Erde getrennt,
Daß man keinen Fußpfad
Hinüber mehr kennt.
Auf Pfaden des Wunders
Der Wein führt euch fort
Zur Seite, nach oben,
Nach West, Süd und Nord.

Und steht dieß Gewölbe
Zum Ende der Welt,
So trägt euch der Becher
In's himmlische Zelt."

Hafis besitzt die Kühnheit und Gleichmäßigkeit jedes starken Naturells, die aus dem Gefühl entspringen, daß der Geist in ihm ganz ist und sich mit der Welt messen darf — die den Dichter berechtigen, mit Ueberlegenheit zu sprechen, und ihn zum Gegenstand des Interesses machen. Sie leihen jedem Satz, jeder Silbe Bedeutung, sie kräftigen und veredeln seinen Ton.

Er besitzt den flüssigen Geist, der jeden Gedanken, jedes Gefühl rasch auf die Lippen führt. „Löse die Schlinge des Herzens," sagt er. Wir saugen Elemente genug an, aber die Lungen und Poren fehlen uns für gesunde Ausdünstung und Wachsthum. Mancher, der sowohl Erfahrung als Wissen besitzt, sieht seinen eigenen Bestrebungen gegenüber unfruchtbar und unzulänglich aus. Aber eine reiche Sprache gleicht einem Strom, der sich selbst seine Ufer bricht, rasche Auffassung und entsprechender Ausdruck, ein Gemüth, dem jeder Morgen einen neuen Tag bringt, der den Bedürfnissen des Lebens gewachsen und zugleich kühn und zärtlich ist, solche Gaben leihen dem Leben Werth, und Jeder würde, wenn seine Zeit gekommen ist, gern sterben, wenn ihm ein solcher Aufschwung und Genuß zu Theil geworden. Der Unterschied liegt nicht sowohl in der Qualität der Gedanken, als in der Fähigkeit, sie auszusprechen. Was

in dem stumm Handelnden eingeengt und erstickt ist, das bricht sich in dem Dichter Bahn und geht in neue Formen über, zugleich als Befreiung und als Schöpfung.

Das fernere Verdienst von Hafis ist seine geistige Freiheit, welche von tiefem Denken zeugt. Der Alltagsmensch nimmt religiöse und politische Gesinnungen von seiner Umgebung an, wie er sie eben findet, und nur wenige feinere Geister sehen ein, daß das ganze Gewebe des Uebereinkommens nur in der Dummheit Derer besteht, die sich darin fangen lassen, und daß der Geist keine Religion und keine Herrschaft duldet, als seine eigene. Diese Achtung vor der absoluten Wahrheit drückt ein solcher Geist durch die Art und Weise aus, wie er mit den festgewurzeltsten und ehrwürdigsten Symbolen umgeht, daher zieht er sich immer den Vorwurf der Irreligiosität zu.

Heuchelei ist die beständige Zielscheibe seiner Pfeile.

„Zieht die Kapuze durch den Bach des Weins."

Er sagt seiner Geliebten, nicht der Derwisch oder der Mönch, sondern der Liebende trage den Geist in sich, der zum Asceten und Heiligen gehöre, und keineswegs ihre Kapuzen und Mummereien, sondern ihr Blick könne ihm das Feuer und die Tugend einflößen, die zu solcher Selbstverleugnung nothwendig seien. Bloß um des Namens willen soll Unrecht nicht Unrecht sein für Hafis. Ein Gesetz oder Statut ist für ihn, was ein Zaun für einen munteren Schulknaben — eine Versuchung, darüber zu springen. „Wir wollen nur

Gutes thun, sonst würde am Tag, wo die Seele von hinnen muß, Schande über uns kommen. Wollten sie uns dann das Paradies verwehren, so würden es die Huris selbst verlassen und kämen heraus zu uns."

Er theilt dem Leser seine vollkommene geistige Emancipation mit. Ich kenne kein Beispiel solch gewandter Anspielung, solcher Benützung aller Materialien. Nichts ist ihm zu hoch, nichts zu tief. In seinen kühnen Liedern an seine Geliebte oder seinen Mundschenk läßt er die Liebe Alles niederreißen, Allah wird zum Aufwärter, und der Himmel zur Kammer. Dieser unbeschränkte Freibrief ist das Vorrecht des Genies.

Wir wollen aus dem Hohen Lied Salamonis nichts mystisch Göttliches herausklügeln, noch weniger aus den Trink- und Liebesliedern des Hafis. Hafis selber wehrt kühnlich jede heuchlerische Auslegung ab, er reißt seinen Turban herunter, wirft ihn dem Derwisch, der sich einmischen will, an den Kopf und läßt sein Glas dem Turban folgen. Aber die Liebe und der Wein des Hafis darf nicht mit gemeiner Schwelgerei verwechselt werden. Auf den Gegenstand des Liedes kommt es nicht an, sondern auf den Geist, der darin weht. Hafis preist Wein, Rosen, Mädchen, Knaben, Vögel, Sonnenaufgang und Musik, um seiner außerordentlichen Heiterkeit und seinem Wohlgefallen an jeder Form der Schönheit und Freude Ausdruck zu geben, und legt den Nachdruck auf diese Dinge, um seine Verachtung der Scheinheiligkeit und niederen Klugheit zu bekunden. Dies

sind die natürlichen Gegenstände für ihn, dies ist die Sprache, in der sich sein Geist ergehen kann. Aber was er liebt, ist nur das Spiel des Geistes, die Freude am Gesang; wer ihn für einen gemeinen Schwelger hält, gegen den wendet er sich plötzlich mit Versen, welche die Armuth sinnlicher Genüsse aussprechen, und stößt mit gleichem Feuer die kühnsten Versicherungen des Heroismus und der Weltverachtung aus. Manchmal zuckt es wie ein Blitz aus der höchsten Höhe des Gedankens nieder:

„Bringt Wein, denn im Empfangssaal der Seelenfreiheit, was ist Schildwache und was Sultan? Was ist der Weise und was der Berauschte?"

Manchmal ist sein Gelage, seine Trinkgenossen und die ganze Welt ihm nur ein Kieselstein weiter in dem ewigen Strudel, in den Umwälzungen des Schicksals: —

„Ich bin; was ich bin,
Wird mein Staub wieder sein."

Ein Heiliger könnte den schwelgerischen Späßen Falstaff's das Ohr leihen, denn sie sollen nicht die thierischen Triebe reizen, sondern die Freuden einer höheren Intelligenz entfesseln. Für alle Dichtung gilt Pindar's Regel, — *συνετοῖς φωνεῖ*, sie spricht zu den Verständnißvollen, und Hafis ist ein Dichter für Dichter, schreibt er nun mit einem Papageien- oder, wie er es auch zuweilen thut — einem Adlerskiel.

Jedes Lied von Hafis liefert den Beweis, wie un-

wesentlich der Gegenstand für den Erfolg ist, wenn nur die Behandlung eine herzliche.

Was gibt es im Allgemeinen Lästigeres und Ermüdenderes, als Widmungen und Lobhymnen an Große? Doch möchte man sie im Divan nicht missen, denn selten unterstützt ihn seine Muse besser.

„Um wie viel schöner scheinen alle Dinge
Nun seit der Schah zurückgekehrt."

Und:

„Deine Feinde zu jagen, deine Neider zu schlagen,
Schwingt Morgens und Abends Arkturus den Speer."

Man erzählt sich, daß die Verse von Hafis an einen schönen Jüngling:

„Nimm mein Herz in deine Hand, o schöner Knabe du von Schiras,
Für das Grübchen auf deiner Wange gäbe ich Samarkand und Buchara!"

Timur in seinem Palast zu Ohren gekommen seien. Timur schalt Hafis, weil er seine beiden Hauptstädte, zu deren Erhöhung und Ruhm er ganze Nationen erobert, respektlos behandelt habe. Hafis antwortete: „Ach, mein Gebieter, wäre ich nicht so verschwenderisch gewesen, so wäre ich jetzt nicht so arm."

Die Perser hatten die scharfsinnigste Art, das literarische Eigenthumsrecht zu sichern. Das Gesetz der Ghasele oder kürzeren Ode verlangt, daß der Dichter seinen Namen in die letzte Zeile einflechte. Beinahe jedes von den vielen hundert Gedichten des Hafis enthält

seinen Namen mehr oder minder eng mit dem Gegenstand verwoben. Da dieses Sich-selbst-nennen nicht ganz leicht ist, so liefert es an und für sich stets einen Beweis von Formgewandtheit. Ich kann mich nur an zwei oder drei ähnliche Beispiele in der englischen Poesie erinnern: bei Chaucer im „Haus des Ruhms"; in Jonson's Grabschrift für seinen Sohn:

„Ben Jonson seiner besten Dichtung"

und Cowley's:

„Cowley's melancholischer Gesang."

Aber Hafis wird es leicht. Es gibt ihm Gelegenheit, sein Selbstbewußtsein auf scherzhafte und stets anmuthige Weise, manchmal in Falstaffartigen Späßen, manchmal mit weiblicher Zartheit zu äußern. Er erzählt uns, „die Engel im Himmel haben kürzlich seine letzten Gedichte gelernt." Er sagt: „Die Fische gießen aus Verlangen und Sehnsucht ihre Perlen aus, wenn das Schiff des Hafis auf dem Meere erscheint."

„Niemand versteht mich im Osten, im Westen verstehet mich Niemand,
Um so glücklicher ich, daß ich dem Wind nur vertrau'!
Heute Morgen erlauscht' ich die Lyra der Sterne erklingend:
Hafis' Liedern entströmt süßerer Wohllaut des Tons."

Weiter:

„Ich hörte die Harfe des Planeten Venus und sie sprach am frühen Morgen: Ich bin eine Schülerin des süßstimmigen Hafis."

„Wenn Hafis singt, so lauschen die Engel, und

Anaitis, der Führer des Sternenheers, ruft selbst den Messias aus dem Himmel zum Tanz heraus."

„Keiner hat Gedanken entschleiert wie Hafis, seit zuerst die Locken der Braut „Wort" gekräuselt wurden."

„Nur der verachtet den Vers des Hafis, der selbst von Natur nicht edel ist."

Aber wir müssen diesen dichterischen Blumen die metrische Form geben, die sie zu erfordern scheinen:

„Würdig der Plejaden Saite und der blauen Himmels-Sphäre
Sind die Lieder, die ich singe und die Perlen meiner Lehre."

„Mir wurden Schätze nicht zu Theil,
Doch reicher Freuden Lohn,
Das erste trug von Gott der Schah,
Das zweite Hafis davon."

Oder:

„Getrost, o Hafis, wenn auch Gold
Und Gut dir nicht beschert,
Dir ward die Gabe des Gesangs,
Die mehr als Reichthum werth."

Oder:

„Sprich, Hafis, nicht von deiner Noth!
Ist nicht dies Liedchen dein?
Daß Keiner reicher sei als Du,
Gesteht ein Jeder ein."

Er behauptet seine Würde als Barde und Inspirirter seines Volkes. Dem Wessir, der aus Mekka zurückkehrt, sagt er:

„Prahle nicht vorschnell, Fürst der Pilger, mit deinem Glück! Wohl hast du den Tempel gesehen, aber ich den Herrn des Tempels. Keiner hat aus der Moschusblase des Kaufmanns oder aus dem moschushauchenden Morgenwind die süße Luft eingesogen, die ich jede Stunde des Tages athmen darf."

Und noch kräftiger drückt er sich in den folgenden Zeilen aus:

„Oft hab' ich es gesagt und sag' es noch einmal:
Ich, ein Wanderer, verirre mich nicht von mir selbst.
Ich bin eine Art Papagei; der Spiegel ist mir vorgehalten;
Was der Ewige sagt, das schwatze ich stammelnd nach.
Gebt mir was Ihr wollt: Ich esse Disteln wie Rosen,
Und gemäß meiner Nahrung gedeih' ich und gebe ich.
Schmähet mich nicht, sondern wisset, ich habe die Perle
Und suche nur Einen, der sie empfangen soll."

Und sein Anspruch ist vom ersten Augenblick an zugestanden worden. Die Maulthier- und Kameeltreiber singen auf ihrem Weg durch die Wüste Bruchstücke aus seinen Liedern, nicht sowohl um des Gedankens willen als wegen ihres frohen Tons und ihrer freudigen Stimmung; der gebildete Perser kennt seine Gedichte auswendig. Doch scheint Hafis durchaus keinen großen Werth auf seine Lieder gelegt zu haben, denn seine Schüler sammelten sie nach seinem Tode zum erstenmal.

In dem folgenden Gedicht wird die Seele als der Phönix geschildert, der sich auf Tuba, dem Lebensbaum, niederläßt: —

„Mein Phönix hat ein sichres Nest
Am Himmelsbogen sich gebaut;
Im Leibeskäfig eingeengt,
War er des Lebens müd.

Um diesen Aschenhaufen her
Fliegt er mit bangem Flügelschlag,
Doch in dem duftigen Himmelssitz
Nistet mein Vogel gern.

Einst fliegt er aufwärts, setzt sich dann
Auf Tuba's goldnen Zweig,
Auf jenen fruchtbeladnen Ast,
Der Sel'gen Kühlung gibt.

Wenn über diese Erdenwelt
Mein Phönix seine Schwingen spannt,
Wie anmuthsvoll sein Schatten fällt
Erquickend über See und Land!

Er ist zu Haus in beiden Welten,
Sieht oft Planeten unter sich,
Sein Körper ist aus Luft geformt,
Aus Allah's Liebe seine Seele."

Folgende Ode gilt für ein Lieblingslied aller gebildeten Perser:

„Komm! der Himmelspalast ruht auf luftigen Pfeilern,
Komm und bringe mir Wein, unsre Tage sind Wind.
Ich bin der Sklave der männlichen Seele,
Die irdischen Banden für immer entsagt;
Erzählt ich dir gestern, daß Iris vom Himmel
Mir im Kelch eine Freudenverheißung gebracht?
Hochfliegender Falke, dein Sitz ist dort oben
Auf Tuba, dem Baume des Lebens, gebaut.

Dieser Winkel voll Gram ziemt dir schlecht als Nest.
Horch, man ruft dir herab aus den Zinnen des Himmels!
Ich weiß nicht, was dich hier in's Netz hat gebannt.
Ich weiß einen Rath, o hör' und bewahr' ihn,
Er ward mir vom Meister dort oben zu Theil.
Such' nicht Treu in der Welt leichtfertiger Mädchen:
Tausend Freier zählt diese gefährliche Braut.
Klage nicht ob der Welt und bewahr' meine Lehre,
Sie ist nur ein Tand, den ein landfahrend Schätzchen uns ließ.
Nimm an was kommt, streich' das Haar aus der Stirne,
Weder mir noch dir ward ein Wahlrecht zu Theil,
Nicht Dauer noch Treu' hat das Lächeln der Rose.
Die liebende Nachtigall trauert, sie hat Grund zum Gram,
Warum beneidet der Vogel die strömenden Verse des Hafis?
Wißt, daß ihn ein Gott süße Sprache gelehrt."

Die Ceder, die Cypresse, die Palme, die Olive und der Feigenbaum, die Vögel, die darin nisten, und die Gartenblumen dürfen nie in diesen Moschusversen fehlen und werden stets wirkungsvoll genannt. „Die Weiden," sagt er, „beugen sich vor jedem Wind aus Scham über ihre Unfruchtbarkeit." Ueberall stoßen wir auf ein Blumenverzeichniß.

„Beim Duft der Blumenbeete
Fand ich den Hain am Morgen früh,
Beim Lied der Nachtigallen
Heilt' ich mein trunknes Haupt.

Mit unverwandtem Blicke
Sah ich der Rose in's Aug.
Die Rose flammte im Zwielicht
Wie Lampenschimmer mich an.

Sie war stolz auf ihre Reize,
Auf ihre Jugend stolz,
Indeß ihrem glühenden Herzen
Die Nachtigall Treue schwor.

Narcissus schloß die Augen
Vor Leidenschaft und Lust,
Die Tulpe brannte sich neidisch
Ein Mal in die Scharlachbrust.

Die Lilien reckten die Zungen,
Die gespaltenen, nach dem Duft,
Die Anemonen flüstern
Sich Heimlichkeiten zu."

Und ferner:

„Der Regen badet ohne Unterlaß
Die dunkle Hyazinth mit seinem Naß,
Mag er vom Morgen bis zum Abend rinnen,
Nicht wäscht er weiß die hübschen Indierinnen."

Und so geht es viele Seiten durch.

Folgendes Bild der ersten Frühlingstage von Enweri scheint gleichfalls Hafis anzugehören:

„Der Wind, der einsam den Garten kehrt,
Küßt die Wange des See's auf seinem Lauf.
Das Feuer erlosch auf dem theuern Herd,
Doch es flammt auf's Neu' an den Tulpen auf."

Ein Lieblingsgegenstand der orientalischen Dichter ist die Freundschaft, und sie haben in diesem Punkt Montaigne erreicht.

Hafis sagt:

„Du lernst kein Geheimniß, ehe du Freundschaft

kennst, denn in den Unechten findet kein himmlisches Wissen Eingang."

Ibn Jemin schreibt:

„Wie mir das Volk verächtlich däucht,
Ist auch kein Hoher, der mir gleicht.
Freund ist ein Wort von stolzem Klang,
Freund ist ein himmlischer Gesang.
Die Weisheit ist ein Elephant,
Ein hoher, seltner Gast im Land.
Er wohnt bei Hof, in Wüstenei'n,
Mit Schuften läßt er nie sich ein."

Dschami sagt:

„Ein Freund ist, wer verfolgt gleich einem Feinde
Nur um so treuer sich zu dir gewandt.
Wirf ihn mit Steinen oder scharfen Spießen,
Er knüpft aus Stein und Stahl ein stärk'res Band."

Mit den Liebesgedichten des Hafis müssen wir bei unsern Citaten sehr sparsam umgehen, wiewohl sie den Hauptinhalt des „Divan" bilden. Er hat die ganze Stufenleiter der Leidenschaft durchlaufen — vom Heiligen bis an die Grenzen und über die Grenzen des Profanen. Ihm ist eine Verwirrung des Höchsten mit dem Niedersten, eine Schnelligkeit des Uebergangs und der Anspielung geläufig, welche unsere kälteren Musen verbieten. Von dem schlichten Text:

„Der Alchymist der Liebe wird diesen vergänglichen Staub in Gold verwandeln,"

geht er zu einer Verherrlichung seiner Leidenschaft über, und keine religiöse noch wissenschaftliche Tradition ist so

heilig oder so entfernt, daß sie nicht als ein Wahrzeichen seiner Geliebten dienen müßte. Der Mond glaubte, er kenne seine Bahn wohl, als er aber die Linie auf Suleika's Wange sah, war er in Verlegenheit: —

„Zwei runde Linien ziehen sich
Um deine Lippen, Kind,
Daß selbst der Mond verwundert blickt
Und zweifelnd steht und sinnt:
Ob nicht die Linie, die den Mund umkreist,
Ihm seine wahre Bahn nach Süden weist."

Seine Originalität schlummert nie: —

„O könnt' ich mich in meinem Lied verbergen,
So küßt' ich deinen Mund, aus dem es strömt";

und spielt in tausend niedlichen Artigkeiten:

„Ein gutes Werk vollbringen,
Heißt dich des Herzens Zug.
O bete für den Todten,
Den deine Wimper schlug."

Und was für ein Nestchen hat er seinem artigen Vogel bereitet! —:

„Sie streu'n mit Juwelen und Edelstein
Die Pfade dem Schah und dem Zar,
Doch dein Weg soll mit Augen gepflastert sein
Und mit Sternen schmück' ich dein Haar.

Ich sucht' einen herrlichern Sitz dir aus,
Als den hohen Palast des Herrn,
Und bei der Heimkehr finde dein Haus
In der Liebe Augenstern."

Oft läßt er der hingebenden Leidenschaft vollen
uf: —

„Ich weiß, daß dieser Liebesweg
Dem Wandrer bringt Gefahr,
Doch sang' ich gern den Ambraduft
Aus deinem süßen Haar.

In deiner Locken Mitternacht
Den Tag vermiss' ich gern,
Im Banne deiner Lippen
Vergißt mein Herz des Herrn."

Und manchmal erhebt sich seine Liebe zu einem
igiösen Gefühl:

„O laß in der empörten Fluth
Die Sorgen untergehn
Es netze nimmer dir das Haar
Der Strom der sieben See'n.

Hat Allah dir sein Angesicht
Voll Liebe zugewandt,
So hältst du, Schönste, minder nicht
Dein Aug auf ihn gebannt."

Mögen diesen Fragmenten aus Hafis nun noch
ige Probestücke anderer Dichter folgen:

Nisami.

„Als auf der Flur die Rosen blühten,
Die Nachtigall zum Falken sprach:
Warum schweigst du aus allen Vögeln
Und läßt den Freund von dir nicht hören?
Verschlossnen Mundes sagest du

Kein Sterbenswörtchen einem Menschen;
Doch wohnst du auf der Hand der Fürsten,
Du nährest dich mit Rebhuhns Brust,
Und ich, der hundert Edelsteine
In einem einz'gen Ton verspende,
Warum ernähr' ich mich von Würmern?
Warum sind Dornen meine Wohnung?"
Es sprach der Falke: „Sei ganz Ohr,
Du siehst, ich schweige, schweig' auch du.
Ich, der erfahren in Geschäften,
Seh' hundert Ding' und sag' nicht eins.
Dich aber schätzet nicht die Welt,
Weil du nichts thust und tausend sagst.
Mir, der bestimmt ich bin zur Jagd,
Reicht Rebhuhn's Brust des Fürsten Hand,
Indeß ein Plauderer wie du
In Dornen Würmer frißt. Leb wohl!"

(Hammer.)

Die folgenden Zeilen geben einen Beweis von dem starken Hang der persischen Dichter für contemplative und religiöse Poesie und Allegorie:

Enweri.

Leib und Seele.

„In Sina malten Maler einen Saal —
O hör', nichts Bessres hörst du allzumal!
Die eine Hälfte malt' ein Maler ganz,
Die andre malt' er auch mit Mani's Glanz,
So daß, was du auf einer Hälfte siehst,
Genau du wieder auf der andern siehst.
Du denk', daß sich der Saal in dir befindet

So hoch erhaben und so fest gegründet,
Und ist die eine Hälfte nicht gemalt,
Befleiß' dich, daß mit Glanz die andre strahlt."

(Hammer.)

Ibn Jemin.

„Es stehn an des hohen Palastes Thor
Auf purpurner Tafel die Worte geschrieben:
‚Ein Haus, ob Millionen Winter alt,
Ein irdisches Haus verfällt zuletzt.'
Brich die Steine aus dem krystall'nen All
Und baue den unvergänglichen Dom."

„Wozu Paläste und Teppiche," ruft der mystische Feisi, „wozu selbst ein Bett?"

„Der Trinker ew'ger Liebe, der die Nacht
Im irdenen Gefäß des Leibs durchwacht,
Der wird aus seinem Arme sich das Kissen,
Den Polster aus der Brust zu machen wissen."

(Hammer.)

Feridedin Attar schrieb die „Vogelgespräche", eine mystische Erzählung, worin die Vögel eine Königswahl abhalten und eine Wallfahrt nach dem Berge Kaf beschließen, um dem Simurg ihre Huldigung darzubringen. Aus diesem Gedicht, das vor fünfhundert Jahren geschrieben ist, lasse ich zum Beweis von der Gleichheit des Mysticismus zu allen Zeiten einen Abschnitt folgen. Die Sprache ist ganz modern. In der Fabel waren die Vögel bald der Länge und der Beschwerlichkeiten des Weges überdrüssig und gaben die Reise auf. Nur drei hielten aus und kamen vor den Thron des Simurg.

„Der Vögel Seele war beschämt,
Ihr Leib war ganz und gar vernichtet,
Sie hatten sich getrennt vom Staube,
Und waren von dem Licht beseelt.
Sie hatten eine neue Seele
Und waren einer andern Gattung.
Was war und nicht war, das Vergangne,
War ausgelöscht in ihrer Brust,
Des Nahens Sonne strahlte ihnen
Den hellsten Schimmer in die Seele,
Der Abglanz des Simurges strahlt
Als Eins zurück von allen Dreien.
Sie wissen nicht, erstaunt, ob sie
Nun diese oder jener sind.
Sie schauen sich ganz als Simurg,
Sich selbst im ewigen Simurg.
Wenn zum Simurg hinauf sie blickten,
Erblickten sie ihn unter sich,
Und wenn sie auf sich selber schauten,
So schauten sie sich im Simurg.
Ein einz'ger Blick vermengte Beide,
Simurg entstand, Simurg verschwand,
In diesem jenes, dies in jenem,
Was nie die Welt noch hat erhört.
So blieben sie versenkt in Staunen,
Gedankenlos im tiefsten Denken,
Und ihrer selbst gar nicht bewußt.
Verstummend flehten sie den Höchsten,
Zu offenbaren dies Geheimniß
Und aufzulösen Du und Wir.
Da kam die Antwort ohne Zungen:
Der Höchste ist ein Sonnenspiegel,
Wer zu ihm kommt, schaut sich darinnen,
Schaut Leib und Seel und Seel und Leib.

Da ihr zu dem Simurg gekommen,
Sind drei darinnen ihr erſchienen.
Und wäret fünfzig ihr gekommen,
So hättet ihr euch ſo geſehen.
Denn keiner hat uns noch geſchaut,
Ameiſen ſchau'n Plejaden nicht!
Kann wohl die Mücke mit den Zähnen
Des Elephanten Leib ergreifen?
Was ihr geſehen, iſt Er nicht,
Was ihr gehöret, iſt Er nicht.
Die Thäler, die ihr durchgewandert,
Die Thaten, die ihr ausgeübt,
Sie liegen unter unſerm Handeln
Und unter unſern Eigenſchaften.
Ihr als drei Vögel ſeid erſtaunt,
Geduldlos, herzlos und verwirrt.
Weit über euch bin ich erhaben,
Denn ich bin in der That Simurg.
Sie löſchen aus mein höchſtes Weſen,
Um ſich an meinem Thron zu finden,
Auf ewig löſchen ſie ſich aus,
Wie Schatten in der Sonn'. Fahrt wohl!"

(Hammer)

Inspiration.

Watt sagte einst zu König Georg dem Dritten, er handle mit einem Artikel, der bei Königen sehr beliebt sei — nämlich mit Macht. Unleugbar möchte ein Jeder gern wissen, wo Macht zu haben ist. Aber wir brauchen eine bessere Sorte als die im Handel cursirt, und jeder Vernünftige zahlte gern den höchsten Preis an Geld und Gut, um hohe geistige Energie verdichten, concentriren und nach Belieben wachrufen zu können. Das Geld ist erst das zweithöchste Gut, und man würde es mit Freuden hergeben, um Macht damit zu kaufen, das heißt, geistige Erkenntniß, die den Willen in Bewegung setzt. Dies ist das höchste Gut; aber wir kennen den Laden nicht, wo es feil ist. Wenn ihn Watt kannte, so vergaß er jedenfalls, uns die Straßennummer zu nennen. Es gibt Zeiten, wo der Geist so thätig ist, daß ihm Alles entgegen zu kommen scheint. Er arbeitet dann mühelos, denn das Wissen fliegt ihm zu, wie er dem Wissen. So fließen im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, die Ahornbäume von Zucker über, daß man nicht schnell genug Fässer unterstellen kann; aber es dauert nur ein paar Tage. Der Jäger in der Prairie braucht sich in der richtigen

Jahreszeit nicht lang um einen Standort umzusehen; im Osten, im Westen, am Strom, beim Gehölz, überall ist er seinem Wild nahe. Aber die günstige Gelegenheit ist eher Ausnahmsfall als Regel.

Der Urmensch in der Geologie und unter der trüben Beleuchtung des Darwin'schen Mikroskops ist keine anziehende Erscheinung. Wir sind recht froh, daß er seine Fische, Schnecken und Markknochen nicht vor unseren Augen und Ohren gegessen hat und daß er mit seinen kläglichen Erfahrungen schon so lange fertig ist. Seine Mähne mußte gekämmt, seine Nägel mußten gestutzt, sein Schweif abgeschnitten, er selbst mußte zur Schule geschickt werden und Steuern bezahlen, ehe er zum Mitleid und Grauen seiner Nachkömmlinge, die ihn fast einstimmig verleugnen, seine traurige Geschichte niederschreiben konnte. Wir müssen ihn nehmen wie wir ihn finden — ziemlich vorgerückt in seiner Erziehung, und, soweit wir von ihm wissen, ein interessantes Geschöpf mit Willen, Erfindungsgabe, Imagination, Gewissen und unerschütterlicher Hoffnung ausgerüstet.

Das Hunter'sche Gesetz der „gehemmten Entwicklung" beschränkt sich nicht nur auf den animalischen und vegetabilischen Bau, sondern gilt auch für den menschlichen Geist. Bei den Wilden ist der Gedanke kindlich, bei den Kulturmenschen ist er ungleich und steigt eine lange Stufenleiter auf und ab. Selbst unter den edelsten Racen tritt er selten und unvollkommen auf. In glück-

lichen Momenten wird er verstärkt und führt dann die rohen Ahnungen auf ein weiteres Feld und zu einem klaren und großen Schluß. Der Dichter sieht kein natürliches Phänomen, das ihm nicht eine entsprechende Erscheinung auf geistigem Gebiet bedeutete, er wird einer Macht gewahr, welche die natürlichen Erfahrungen in geistige verwandelt. Alles was wir zum erstenmal hören, hatte der Geist vorausgeahnt, die neueste Entdeckung hatte er erwartet. Diese erhöhte Kraft des Geistes nennen wir Inspiration. Ich glaube, daß nichts Großes und Dauerndes geschehen kann, außer durch Inspiration, durch Anlehnen an die geheime Wahrsagung. Der Blick nach Innen, der die Fähigkeiten weckt, tritt nur gelegentlich und mit Unterbrechungen hervor; der Mensch kann diese oder jene leichte Aufgabe kraft seines Willens vollbringen, aber darüber hinaus frommt ihm derselbe nicht. Den weiteren Schritt möchte er am liebsten auf mechanischem Wege machen. Aber dies ist nicht möglich, dieser weitere Schritt muß durch Inspiration geschehen, wenn nicht durch den Einen, so durch den Andern. Jeder wirkliche Schritt geschieht durch „lyrische Blitzstrahlen", wie es ein Dichter nannte, durch Eingebung und nicht durch rohe Stärke und Unwissenheit. Jahre mechanischer Arbeit bringen nur eine scheinbare Lösung; die wirkliche kann allein auf diesem Wege erfolgen.

Inspiration ist wie Hefe. Gleichviel auf welchem Weg die Einwirkung vor sich gehe, der eine ist für

deine Zwecke so gut wie der andere, und jeder verschafft dir dein Stück Brod. Jeder tüchtige Arbeiter, gleichviel in welchem Fach, kennt einige günstige Bedingungen für seine Aufgabe. Wenn ich über irgend einen Gegenstand zu schreiben wünsche, so kommt es nicht darauf an, was für ein Buch oder was für ein Mensch mir den Anstoß dazu gibt, oder wie weit dieser Anstoß von dem Gegenstand entfernt ist, den ich zu erfassen wünsche.

Macht ist das höchste Gut. Rarey kann ein wildes Pferd zähmen; wenn er aber einem trägen Pferd Feuer einflößen könnte, wäre das nicht besser? Der Zecher findet, ohne zu fragen, den Weg zur Schenke, aber der Dichter kennt den Kelch nicht, der seinen Nektar enthält. Jeder Jüngling sollte den Weg zu gehobenem geistigem Blick so sicher kennen, als der Müller das Wasser, der Locomotivführer den Dampf einströmen zu lassen versteht. Geistige Erleuchtung ist das einzig denkbare Glück, das dem Menschen zu Theil werden kann. Gesellschaftliches Ansehen, schöne Kleider, Equipagen, Villen, Gärten u. s. w. können wirkliche Armuth und innere Leere weder vor mir selbst, noch vor einem fremden Auge verbergen, das gleich scharf sieht, wie das meine.

Gedanken machen uns mit der Wirklichkeit vertraut. Weder Magie, noch Wunder, noch religiöse Traditionen, noch Unsterblichkeit der einzelnen Seele, erscheinen unglaublich, wenn ein Einblick, ein Gedanke den Geist

durchzuckt hat. Ich glaube, er wird manchen Menschen nur einmal in ihrem Leben zu Theil, und tritt dann bei den Einen als religiöser Impuls, bei den Andern als geistige Erleuchtung auf. Aber was uns fehlt, ist ununterbrochener Zusammenhang. Auf einen plötzlichen Lichtblitz folgt lange Dunkelheit, dann wieder ein Blitz. Die Trennung der Tage durch den Schlaf hebt beinahe die Identität auf. Könnten wir doch aus diesen flüchtigen Funken ein System von Kopernikanischen Welten zusammensetzen! Aber bei den meisten Menschen hält kaum ein schwaches Band der Erinnerung das Heute und das Gestern zusammen. Ihre Häuser, ihr Handel, ihre Familien dienen ihnen als Tauwerk, um einen derben Zusammenhang herzustellen. Aber sie haben die gestrigen Gedanken vergessen, sie sagen heute, was sie eben bewegt, und morgen wieder etwas anderes. Diese Unsicherheit des Besitzes, dieses rasche Ebben der Kräfte — gleich als wäre das Leben ein Gewitter, während dessen man durch einen plötzlichen Blitz den Horizont, und dann wieder nicht die Hand vor den Augen sehen kann, verursacht uns Tantalusqualen. Wir können die Inspiration nicht fortlaufend erhalten; nur ein kurzer heller Blick, ein einzelner Aussichtspunkt ist uns verstattet, aber keine Uebersicht. Eine vollere Inspiration sollte den Punkt zur Linie schmelzen, sollte die Linie biegen und so den Kreis vollenden. Lange steht die Elektrisirmaschine still und versagt den Dienst, kein Funke kommt; dann auf Einmal ist die Welt ganz

Schlag und Funken, wie der Rücken einer Katze. Oft sieht man lang kein Meer leuchten, dann ist plötzlich die ganze See eine Flamme. Zuweilen ist die Aeolsharfe am Fenster ganze Tage lang stumm, dann wird sie plötzlich schwatzhaft und plaudert alle Geheimnisse der Welt aus. Im Juni wird jeder Morgen vom Gezwitscher der Vögel belebt, im August altern sie schon und werden schweigsam.

Aus diesen Erwägungen drängt sich nun die Frage auf: stehen diese Stimmungen irgendwie unter der Herrschaft des Menschen? Wenn wir ihnen nur befehlen könnten! Aber wo ist der Franklin, der einen Papierdrachen oder einen Fuchsschwanz für dieses Fluidum besäße? Der Franklin, der Jupiter selbst seinen Blitz stehlen und für die Künste des Lebens verwenden, der die Menschen erleuchten, von der kleinlichen Gewinn- und Genußsucht abziehen und die Welt so durchsichtig machen könnte, daß die Symbole der Natur klar würden? Welcher Metaphysiker hat noch je tonische Mittel für den erstarrten Geist geboten und Regeln zur Wiedererlangung der Inspiration aufgestellt? Gerade das Höchste und Beste im Menschen steht am wenigsten unter seinem Befehl. Von der Art und Weise der Inspiration haben wir keine Kenntniß, aber es besteht unter den Denkern eine gewisse Uebereinstimmung über die Bedingungen des Empfangens. Plato bemerkt in seinem siebten Brief, die Wahrnehmung werde nur durch langen Umgang mit den Gegenständen des Intellekts und durch

ein Leben ausgebildet, welches sich nach den Dingen selbst richtet. „Dann entzündet sich plötzlich, als ob es von einem Feuer ausprühte, ein Licht in der Seele und ernährt sich fortan selbst."

Weiter sagt er: „Wer sein eigner Herr ist, der klopft vergebens an die Pforten der Poesie." Die Künstler müssen der Kunst geopfert werden: wie Bienen müssen sie mit dem Stachel das Leben hergeben. Was taugt ein Mensch ohne Enthusiasmus? Und was heißt Enthusiasmus anders, als um des erwählten Gegenstandes willen dem Verderben Trotz bieten? Es gibt Gedanken, die außerhalb unserer Fassungskraft liegen und zu denen wir uns nichtsdestoweniger hingezogen fühlen. Die Motte fliegt in die Flamme der Lampe; und Swedenborg muß die Räthsel lösen, die ihn verfolgen, wenn sie ihn gleich um den Verstand oder um das Leben bringen.

In der Tugend spricht sich der Genius ebensowohl aus wie im Intellekt. Ihre Entzückungen sind so alt wie die Geschichte und doch mit jedem Morgen wieder neu. Die arabischen, persischen, indischen Sagen tragen dieselbe Färbung wie die christlichen. Sokrates, Menu, Confucius, Zertuscht — sind Alle vom gleichen Eifer beseelt, die Andeutungen des Gedankens aufzulösen.

Ich bin der Ansicht, daß Extase sich als Etwas Normales herausstellen wird und nur ein höheres Beispiel derselben sanften Schwerkraft ist, durch welche *Steine fallen* und Ströme fließen. Die Erfahrung iden-

tificirt. Shakespeare scheint dem Leser übernatürlich, aber die wunderbaren Nebeneinanderstellungen und Uebertragungen, die sein Genius ausführte, hingen für ihn wie die Glieder einer Kette zusammen, und das Verfahren ist für ein höheres Verständniß so begreiflich und einfach wie das Registerschreiben des literarischen Taglöhners, dessen Ergebnisse wiederum dem darauf wartenden Schriftsetzer unbegreiflich dünken.

Unschätzbar ist die Jugend in dieser Hinsicht. Später mangelt es an dem nöthigen Feuer, um die Entwürfe zur Ausführung zu bringen; der gute Wille, das Wissen und das ganze Arsenal der Hilfsmittel ist vorhanden, aber jene Gluth, die sonst nie fehlte, versagt ihren Dienst und alles ist vergebens, bis dieses launische Brennmaterial zur Stelle ist. Es scheint eine halb thierische Hitze zu sein, gleich als könnten Thee, Wein, Seeluft, Berge, ein genialer Gefährte oder ein neuer aus Büchern oder aus dem Gespräch zugeflogener Gedanke den Zug heizen und die Phantasie und klare Vorstellung wecken. Wo aber ist die nöthige Steinkohle zu finden? — Es hilft nichts, daß die Maschine wie ein Uhrwerk eingerichtet ist, daß du ein guter Lokomotivführer bist und sie zu lenken weißt, — wenn die Kohle fehlt. Der Mensch muß warten, bis ein tyrannischer Gedanke vom Himmel herniederfährt, ihn erfaßt und ihm die Freiheit des Umherschweifens raubt. Uebrigens kann man täglich eine derartige Erfahrung machen. „Ich bin heute nicht auf der Höhe meiner selbst,"

hört man sagen, „aber wenn die richtige Stunde kommt, wo ich über alle meine Fähigkeiten verfügen kann, so wird mir leicht werden, was mir jetzt unmöglich scheint.“ Wie werden die Kräfte durch Leidenschaft erhöht — durch Zorn, Liebe, Ehrgeiz, zuweilen auch durch Mitgefühl und Erwartung, Garrick sagte, daß seine gewaltigen Paroxismen auf der Bühne ihn ebensosehr in Erstaunen gesetzt hätten wie seine Zuhörer. Wenn Dies auf niederem Gebiete richtig ist, so muß es auch auf dem höheren gelten. Swedenborg's Genie lag in der Erkenntniß der Lehre, „daß der Herr in die Geister der Engel und Menschen überströmt“. Alle Dichter haben bezeugt, daß sie sich seltener Momente der Ueberlegenheit über sich selbst bewußt sind, wo ihnen eine Erleuchtung, eine Freiheit, eine Macht zu Theil ward, die sie zu viel besseren Leistungen erhob, als sie sonst erreichen konnten. Ein religiöser Dichter sagte mir einst, er schätze seine Gedichte nicht darum, weil sie sein, sondern weil sie nicht sein seien. Er glaubte nämlich, die Engel hätten sie ihm gebracht.

Jakob Böhme sagt: „Die Kunst hat hier Nichts gethan, noch hatte ich irgend Zeit, die Worte pünktlich nach den Regeln der Wissenschaft zu setzen, sondern Alles mußte der Richtung des Geistes folgen, der oft hastig vorwärts eilte, — so daß die Hand des Schreibers, weil sie ungeübt war, häufig strauchelte. Ich hätte freilich sorgfältiger, schöner und einfacher schreiben können, aber das glühende Feuer drängte oft schleunigst

vorwärts und Hand und Feder mußten dicht hinter ihm drein eilen, denn es kommt und geht wie ein plötzlicher Schauer. In einer Viertelstunde sah und erfuhr ich mehr, als wenn ich viele Jahre lang eine Universität besucht hätte."

Die Tiefe der Noten, die wir gelegentlich auf den Saiten der Natur anschlagen, stehen außer allem Verhältniß zu unserem angelernten und uns bewußten Können und sollten uns lehren, daß wir in diesem Universum der reinen Kraft, zu dem wir nur den allerkleinsten Schlüssel besitzen, Fremdlinge und Laien sind. Herrick sagt:

„Nicht an jedem Tag bin ich
Tauglich zum Prophetenthum,
Nein, nur wenn der Geist mit Feuer
Meine Phantasie erfüllt,
Schreib' ich wie's die Göttin lehrt.
Also werden meine Worte
Wie die Sprüche der Sibylle
Stürmend durch die Welt gewirbelt.
Sieh, wie schnell das heil'ge Feuer
Matter wird und still verglimmt,
So verlischt die Phantasie
Bis der Geist sie neu entfacht."

Bonaparte sagte: „Niemand ist zaghafter als ich, wenn ich einen Feldzugsplan entwerfe. Ich vergrößere dann alle Gefahren, alles nur erdenkliche Mißgeschick und bin in äußerst peinlicher Aufregung. Nichtsdestoweniger erscheine ich den Personen aus meiner Um-

gebung ganz heiter. Ich bin wie eine schwangere Frau; habe ich aber meinen Entschluß einmal gefaßt, so ist alles vergessen, außer was zum Erfolg beitragen kann."

Freilich liegt in diesem Vorgefühl der entscheidenden Empfindung eine gewisse Gefahr wie im Gebrauch von Aether und Alkohol.

„Genie ist stets mit Wahnsinn nah verwandt
In Stolz verkehren beide uns're Armuth."

Aristoteles sagt: „Nie gab es ein großes Genie ohne eine Beimischung von Verrücktheit, und etwas wahrhaft Höheres kann nur durch eine aufgeregte Seele ausgesprochen werden." Von solchen denkwürdigen Augenblicken im Leben könnte man sagen, der Mensch sei in ihnen gewesen, nicht sie im Menschen. Wir befanden uns durch einen glücklichen Zufall in einer erleuchteten Gegend oder einer meteorischen Zone und verließen sie wieder; so wenig hatte unser Willen damit zu schaffen. „Es ist ein Kriegs-Princip," sagte Napoleon, „daß der Blitz, wenn man ihn anwenden kann, besser ist, als Kanonen."

Wie viele Quellen der Inspiration können wir zählen? So viel wie unsere Verwandtschaften. Doch zu praktischen Zwecken mögen hier einige davon angeführt werden.

1) Die erste Muse ist Gesundheit; sie schließt den magischen Einfluß der Luft, der Landschaft und der körperlichen Bewegung auf den Geist in sich. Die Araber sagen, Allah rechne die Tage, die man auf der

Jagd verbringe, nicht vom Leben ab, das heißt, diese werden dreingegeben. Plato meinte, Körperübung könne beinahe ein schuldiges Gewissen heilen. Sydney Smith sagte: „Du wirst nie in einer Rede stecken bleiben an einem Tag, wo Du vier Stunden gegangen bist."

Ich schätze Gesundheit als die erste Muse und den Schlaf als Bedingung der Gesundheit. Der Schlaf wirkt vor allem dadurch wohlthätig, daß er die Gesundheit stärkt, gelegentlich auch durch Träume, in deren bunten Wirrwarr sich zuweilen eine göttliche Lehre einschleicht. Das Leben spinnt sich in kurzen Kreisen und Perioden ab, wir erlahmen bald, sammeln uns aber auch rasch wieder. Ein Mensch kann durch Arbeit erschöpft, ausgehungert, niedergeworfen sein, so daß er nicht einen Finger mehr rühren könnte, um sein Leben zu retten, ja daß er nicht einmal mehr zu denken fähig ist. Er sinkt in tiefen Schlaf und erwacht verjüngt, hoffnungsvoll, muthig, erfinderisch und zum gewagtesten Unternehmen entschlossen.

„Schlaf ist wie Tod und nach dem Schlaf
Scheint neu die Welt begonnen,
Wie Marmorbilder leuchtend steh'n
Gedanken in der Sonnen,
Erfrischt vom überird'schen Quell
Blickt deine Seele klar und hell."

(Allingham.)

Der Mensch muß im Stande sein, sich seinen Sorgen und Befürchtungen ebensogut als dem Hunger und der Schlaflosigkeit zu entziehen, und die derbe

Wahrheit jenes arabischen Sprichworts kann nicht in Abrede gestellt werden: „Wenn der Magen voll ist, so sagt er zum Kopf: ‚Sing', Gesell!'" Die Vollkommenheit literarischer Arbeit wird nur dann gefunden, wenn Geist und Körper vollkommen in Harmonie stehen, das heißt, wenn der Geist beim Körper willigen Gehorsam findet. Wein, köstliche Früchte, überhaupt alle feinen Lebensmittel liefern sicher eine gewisse elementarische Weisheit; ja, ich möchte sagen, sogar das Feuer im Kamin, denn ich stelle mir vor, meine Scheiter, die so lang in Wind und Sonnenschein gewachsen sind, müssen eine Art von Musen sein. Dasselbe gilt von allen Leibesübungen, zweckmäßigen Nahrungs- und Stärkmitteln. Es gibt Leute, welche behaupten, in einer Kiste Thee liege viel Poesie und edles Gefühl verborgen.

2) Das Briefschreiben gibt einen Schlüssel zur Art und Weise der Inspiration an die Hand. Wenn uns schon seit lange jene Gedankenfülle abhanden gekommen ist, welche einst die Führung eines Tagebuchs so angenehm als nothwendig machte, wenn wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß uns glückliche Wendungen und Bilder nicht mehr zur freien Verfügung stehen, so können wir uns beim Briefschreiben an einen Freund noch zu einer Gedankenhöhe und zu einer aufrichtigen Gewalt des Ausdrucks aufschwingen, die uns keine Mühe kostet, und wir haben dann das Gefühl, als könnte diese Fähigkeit unbeschränkt und immer auf's Neue angewandt

werden. Der Geist gleicht in dieser Hinsicht einem Spiegel, welcher nie durch die Menge der Gegenstände, die er zurückstrahlt, ermüdet oder abgenützt wird. Man kann ihn durch die ganze Welt tragen, er bleibt immer unversehrt und bereit, neue Millionen aufzunehmen.

3) Eine andere Erwägung, die zwar junge Leute nicht so sehr interessirt, wird die älteren Gelehrten erfreuen, daß es nämlich eine tägliche und eine sekulare Ruhezeit gibt. Wie sich die Empfindungsfähigkeit täglich wieder erneuert, so kommt es auch zuweilen, wenn gleich selten, vor, daß nach einer langen Pause des Verfalls oder der Verfinsterung, die oft Monate oder Jahre dauert, die Fähigkeiten zu ihrer vollen Kraft wieder aufleben. Eines der besten Beispiele, die ich in der metaphysischen Wissenschaft kenne, ist der freudige Bericht Niebuhr's, daß, nachdem ihm das Talent für Auslegung der Geschichte mehrere Jahre lang versagt hatte, ihm diese Divinationsgabe plötzlich wieder zurückgekehrt sei. Eben so sehr erfreut mich Herbert's Gedicht: „Die Blume." Seine Gesundheit war früh erschüttert worden, er hatte seine Muse verloren, und in diesem Gedicht sagt er nun:

„Und jetzt im Alter treib' ich wieder Knospen,
Ich leb' und schreibe nach so manchem Tod;
Auf's Neu' empfind' ich Thau und Regenschauer
Und dichte wieder gern: O du mein einzig Licht,
Es kann nicht sein,
Daß Ich der bin,
Den all' die lange Nacht dein Sturm gepeitscht."

Auch sein Gedicht „Die Vorläufer" ist von größtem Interesse. Ich glaube, daß sich „Die Boten" auf die Anzeichen des Alters und Verfalls beziehen, die er an sich selbst, nicht nur an seiner Körperbeschaffenheit, sondern auch an der Abnahme seiner Phantasie und seiner früheren Leichtigkeit und Anmuth im Verseschreiben entdeckt. Er spricht sein Entzücken an dieser Kunst und sein Bedauern aus, daß Leute wie Herrick, Lovelace und Marlowe denselben Genius der Sprache zu sinnlichen Zwecken mißbrauchen, und tröstet sich damit, daß ihm selbst der Glaube und das innere göttliche Leben unverändert und unverletzt erhalten geblieben.

4) Die Kraft des Willens ist manchmal göttlich, und was wäre der Wille, wenn er uns nicht im Fall der Noth zu Hilfe kommen könnte? Seneca sagt von einer sehr gefährlichen Krankheit, die ihn befiel: „Der Gedanke an meinen Vater, der meinen Tod nicht ertragen hätte, hielt mich zurück und ich gebot mir selbst zu leben." Goethe sagte zu Eckermann: „Ich arbeite leichter, wenn der Barometer hoch steht, als wenn er tief ist. Da ich dies weiß, so bestrebe ich mich, wenn der Barometer tief ist, dem übeln Einfluß durch vermehrte Anstrengung entgegen zu wirken, und mein Versuch ist von Erfolg begleitet."

„Dem beharrlichen Sterblichen sind die seligen Unsterblichen rasch zu Dienst." Ja, denn sie gewähren oft in einem Augenblick die Lösung des Räthsels, über dem man Monate lang gebrütet hat. „Hätte ich nicht

Mirabeau gelebt," sagt Dumont, „so würde ich erfahren haben, was man alles in einem Tag oder mehr in einem Zeitraum von zwölf Stunden aus- ren kann. Für ihn war ein Tag werthvoller als Andere eine Woche oder ein Monat. Das Morgen og ihn nicht, wie es die meisten Menschen betrügt."

5) Plutarch behauptet, die Seelen seien von Natur prophetischer Kraft begabt und die Haupturſache, che diese Fähigkeit anrege, sei eine gewisse Tem- atur der Luft und der Winde. Der Einsiedler in dachte zwar zuerst, es sei traurig, daß atmosphärische flüsse unsern Staub in Seelengemeinschaft mit dem endlichen bringen sollten. Wenn ich aber um mich ue, so freue ich mich doch in dem Gedanken, daß Atmosphäre ein Anregungsmittel, daß der starre s selbst mit Göttlichkeit übergossen, daß er Deist, rist, Dichter ist. Der ausgezeichnete Einfluß der orgenluft wird von Wenigen erklärt, aber von Allen estanden. Goethe anerkennt ihn in einem Gedicht, rin er die Nachtigallen ihres Amts als Musenführer setzt.

Die Musageten.

Oft in tiefen Winternächten
Rief ich an die holden Musen:
Keine Morgenröthe leuchtet,
Und es will kein Tag erscheinen,
Aber bringt zur rechten Stunde
Mir der Lampe fromm Geleuchte,

Daß es ſtatt Auror' und Phöbus
Meinen ſtillen Fleiß belebe!
Doch ſie ließen mich im Schlafe
Dumpf und unerquicklich liegen,
Und nach jedem ſpäten Morgen
Folgten ungenützte Tage.

Da ſich nun der Frühling regte,
Sagt' ich zu den Nachtigallen:
Liebe Nachtigallen, ſchlaget
Früh, o früh! vor meinem Fenſter,
Weckt mich aus dem vollen Schlafe,
Der den Jüngling mächtig feſſelt.
Doch die lieberfüllten Sänger
Dehnten Nachts vor meinem Fenſter
Ihre ſüßen Melodieen,
Hielten wach die liebe Seele,
Regten zartes, neues Sehnen
Aus dem neu gerührten Buſen.
Und ſo ging die Nacht vorüber,
Und Aurora fand mich ſchlafend,
Ja, mich weckte kaum die Sonne.

Endlich iſt es Sommer worden,
Und beim erſten Morgenſchimmer
Reizt mich aus dem holden Schlummer
Die geſchäftig frühe Fliege.
Unbarmherzig kehrt ſie wieder,
Wenn auch oft der halb Erwachte
Ungeduldig ſie verſcheuchet,
Lockt die unverſchämten Schweſtern,
Und von meinen Augenlidern
Muß der holde Schlaf entweichen,
Rüſtig ſpring' ich von dem Lager,

Suche die geliebten Musen,
Finde sie im Buchenhaine,
Mich gefällig zu empfangen;
Und den leidigen Insekten
Dank' ich manche gold'ne Stunde.
Seid mir doch, ihr Unbequemen,
Von dem Dichter hoch gepriesen
Als die wahren Musageten!"

Im Französischen gibt es ein Sprichwort, welches besagt, nicht nur der Tag, sondern alle Dinge haben ihren Morgen: «il n'y a que le matin en toutes choses.» Daher ist es die erste Vorschrift, seinen Morgen rein zu bewahren, ihm seinen Thau nicht abzustreifen, sondern ihn mit kluger Vorsicht von jedem Geschäftslärm freizuhalten, selbst von der Frage: was haben wir heute zu thun? Dabei fällt mir eine Weisheitsregel des alten Präsidenten Quincy ein, der mir einst sagte, er gehe nie zu Bett, ehe er seine Studien für den nächsten Morgen vorbereitet habe. Ich glaube, daß in den guten Lebenstagen auf einen gesammelten Geist jeden Morgen ein neuer Gedanke wartet. Daher haben äußerst gedankenreiche Menschen von Pythagoras bis auf unsere Zeit sich täglich eine Stunde Einsamkeit vorbehalten, um mit ihrem Geist Zwiesprache zu führen und seine Orakel zu vernehmen. Wenn uns eine neue Aussicht im Leben oder im Denken erfreut, so erfreut uns nicht minder eine neue Eintheilung. Ich meine fast, es gewährt uns ebenso viel Entzücken, die rechte Stätte für eine alte Beobachtung zu finden, als einem neuen Gedanken zu begegnen.

6) Einsamer Verkehr mit der Natur; denn bei ihr werden süße und schreckliche Worte wach, welche im Studierzimmer niemals hervorgebrochen wären. O Frühlingstage, Sommermorgen, Oktoberwälder! Ich hoffe, meinem Leser sind diese köstlichen Geheimnisse bekannt, er hat vielleicht

„Minerva's weisen Mund verschmäht,
Und jubelt wenn im Wind ein Klang von Klio's Leier weht."

Bist Du der Poesie bedürftig, des Handels, der Geschäfte und der Arbeit überdrüssig? Wünschest Du Monadnoc, Agiocochook — oder Helvellyn und Plinlimmon, die den englischen Musen so theuer sind, in Deinem Gemach? Willst Du Caerlon, Provence, Ossian und Cadwallon? Spanne nur ein paar Saiten quer über ein Bret und befestige es an Deinem Fenster, so hast Du ein Instrument, mit dem sich keine Künstlerharfe messen darf. Dazu ist kein ausgebildetes Ohr von Nöthen, wenn Du nur Empfänglichkeit besitzest, so führt es Dich in die innersten Heiligthümer; es hat das Düstere der Natur, aber zuweilen geht es in die erhabensten Triumph- und Festklänge über. Gray sagt: „Habt ihr nie, ‚wenn laut die Winde pfeifen', jene Pause bemerkt, wo sich der Sturm wieder sammelt und zu einem schrillen, klagenden Ton anschwillt, gleich dem Brausen einer Aeolsharfe? Ich kann euch versichern, es gibt nichts auf der Welt, das so sehr einer Geisterstimme gliche." Das gleiche Entzücken empfindet man, wenn man im Sommer an einem See im Walde steht und zusieht, wie kleine Windstöße stille Wasserstellen in sanfte Wellen

peitschen, so leicht, so plötzlich, so geisterhaft, daß es mehr den zuckenden Bewegungen des Nordlichts bei Nacht, als irgend einem Tagesschauspiel gleicht.

7) Doch ist die Einsamkeit der Natur nicht so wesentlich wie die Einsamkeit der Gewohnheit. Ich habe es sehr ersprießlich gefunden, mit einer Arbeit, die zu Haus nicht gedeihen wollte, des Sommers in ein Wirthshaus auf dem Lande, des Winters in einen großstädtischen Gasthof zu gehen. Auf solche Weise sicherte ich mir eine mehr vollkommene Abschließung, denn es ist für einen Hausvater, der eine kleine Farmerei auf dem Lande hat, beinahe unmöglich, Unterbrechungen aller Art und vollends Anordnungen, die eben einmal nothwendig sind, zu umgehen, wiewohl ich systematisch und zwar zu meinem beständigen Nachtheil alles ausschließe und vermeide, was nur irgendwie vermieden werden kann. Zu Haus ist der Tag in kurze Streifchen zerschnitten, im Gasthof dagegen habe ich keine Stunden einzuhalten, keine Besuche zu machen und zu empfangen, und verfüge über eine unbeschränkte Muße. Dort frage ich nichts nach Regen, Wind, Kälte oder Hitze, während mir zu Haus in meinem Studierzimmer beständig die Wirthschaftsbedürfnisse einfallen und ich zu viel Sympathie für das alles habe. Ich beneide die Abgezogenheit einiger Gelehrten meiner Bekanntschaft, welche im Stande waren, sich auf einen Eckstein von State-Street*)

*) S. Anmerkung S. 84.

zu setzen, sich dort an ein Haus zu lehnen und über ihr Problem nachzudenken. Ich habe mehr weibliche Augen. Alle Bedingungen müssen vorhanden sein, wenn ich auch nur den geringsten Erfolg haben soll. Was mich verstimmt, ist so schlimm, wie was mich lähmt und betäubt. Veränderung, Ueberraschung und Scenenwechsel erfrischen den Künstler — „brechen das langweilige alte Dach des Himmels ab und formen es neu", wie Hafis sagt. Die Seeküste, zwei sich berührende Metalle, die Steigerung der Fähigkeiten in Anwesenheit oder vielmehr beim Kommen und Gehen eines Freundes, die Mischung von Wahrheit und Lüge und die Erfahrung, daß poetische Schöpfungskraft weder beim Zuhausebleiben noch auf Reisen, sondern nur bei Uebergängen vom einen zum andern eintritt, welche daher mit Geschicklichkeit gehandhabt werden müssen, um soviel als möglich transitionelle Oberfläche zu bieten, — solches sind die Typen oder Bedingungen dieser Kraft. „Ein Ritt an der See, eine Ruderfahrt am Ufer", sagten die Alten. So reiste Montaigne stets mit seinen Büchern, las jedoch nie darin! «La Nature aime les croisements,» sagt Fourier.

Ich weiß, daß Grillen hier geduldet werden, was jedoch einige ganz augenscheinliche Lappalien betrifft, so stimmen Alle in Betreff ihrer Lästigkeit überein. Und die Maschine, mit der wir umgehen, ist von so unbegreiflicher Zartheit, daß auch Grillen geduldet werden müssen. Das Feuer muß zu Hilfe kommen, denn wir

brauchen nicht nur Zeit, sondern auch Wärme. George Sand sagt: „Ich kann keinen Enthusiasmus für die Natur fassen, der nicht durch das geringste Frostgefühl sofort ertödtet würde.“ So fand Thoreau mit seinem starken Willen gewisse Kleinigkeiten störend für jene Zartheit des Befindens, welche die Komposition erfordert, jede, auch nur die geringste Unregelmäßigkeit, war ihm hinderlich, und wenn er nur am vorhergegangenen Tag zu viel Wasser getrunken hatte. Selbst eine Stahlfeder ist manchem Schriftsteller ein Greuel. Einige meiner Leser erinnern sich vielleicht noch jener vor Jahren in den englischen Zeitungen erschienenen und von Carlyle Browning, Tennyson, Dickens und andern Londoner Schriftstellern unterzeichneten Petition gegen die Drehorgelspieler, welche die Straßen in der Nähe ihrer Wohnungen unsicher machten und Räubersold von ihnen erpreßten.

Gewisse Oertlichkeiten, wie Berggipfel, die Seeküste, Flußgestade, reißende Bäche und natürliche Eichen- und Fichtenparke mit glattem weichem Boden regen die Muse an. Jeder Künstler kennt einen Lieblingsaufenthalt, wohin er sich gern zurückzieht. Und doch sind einige gute Künstler durch die Erfahrung dahin belehrt worden, das kleinste, einfachste Zimmer ohne Aussicht, mit nur einem Stuhl und Tisch, diesen malerischen Freiheiten vorzuziehen. William Blake sagte: „Natürliche Gegenstände schwächen, tödten und erlöschen stets die Imagination in mir.“ Und Sir Josua Reynolds fand kein Vergnügen an Richmond; er pflegte zu sagen, das

menschliche Antlitz sei Landschaft für ihn. Man sollte sich daher diese Genüsse nur mit äußerster Vorsicht verstatten. Allston verließ sein Studierzimmer selten bei Tage. Ein alter Freund nahm ihn einst an einem schönen Nachmittag zu einem weiten Ausflug in die Umgegend, und er malte zwei oder drei Bilder als Früchte dieser Fahrt. Aber er machte sich's zur Regel, nie zwei Tage nach einander in die Stadt zu gehen. Ein solcher Tag war für ihn ein Ausruhen; mehr jedoch schien ihm verlorene Zeit. Die Kräfte müssen gut gespart und eingetheilt werden, und jeder Zögling der Wissenschaft wird wohl daran thun, sich der Vorsichtsmaßregel Sir Tristram's in „Morte d'Arthur" zu erinnern, welcher von der Fee die Gabe erhalten hatte, daß seine Stärke täglich sechs Stunden zunahm, und nun Sorge trug, stets dann zu fechten, wenn seine Kraft im Wachsen war, denn von Mittag bis Nacht nahm sie wieder ab. Wie muß ferner jeder Künstler, jeder Gelehrte darauf bedacht sein, seine Staffelei oder seinen Schreibtisch von dem Getriebe des Hauses und von aller Kenntniß der Füße, die darin aus- und eingehen, fern zu halten! Allston soll zwei oder drei Zimmer in verschiedenen Theilen von Boston gehabt haben, wo ihn Niemand finden konnte. Denn die zarten Musen verlieren gleich den Kopf, wenn ihre Aufmerksamkeit abgelenkt wird. Vielleicht wenn du der Mann dazu wärest, um in Gespräch oder Verkehr mit Anderen Erfolg zu haben, so kämest du nicht zu deinen

Büchern und deiner Aufgabe zurück. Wenn der Geist Einen zum Sekretär ernennt, um seine Gebote zu verkünden, so macht er ihn den Menschen und die Menschen ihm verhaßt, und der Erkorene nimmt diese Verstoßung mit Freuden an. Die Mücke muß in's Licht fliegen und der Berufene jene Fragen lösen, sollte er auch dabei zu Grunde gehen.

8) Gespräch, das, wenn es den Höhepunkt erreicht, ein fortgesetzter Rausch ist. Nicht Aristoteles, Kant oder Hegel, sondern das Gespräch lehrt die beste Metaphysik. Die Unterhaltung ist die wahre Schule der Philosophie, sie ist das Colleg, wo man lernt was Gedanken eigentlich sind, was für Kräfte in diesen flüchtigen Blitzstrahlen schlummern, wie sie sich entwickeln können und wie sie zur Geschichte werden. Ein Weiser läßt sich in die Unterhaltung ein, um mit den Andern zu spielen und mit sich selbst spielen zu lassen, und ist dabei mindestens eben so begierig zu erfahren, was ihm selbst entlockt werden kann, als was er den Andern entlocken wird. Denn im Gespräch mit einem Freund löst sich der Gedanke, der bisher in unserem Bewußtsein eingehüllt war, los und zeigt sich nun als Gedanke, in einer Weise, die uns selbst eben so neu und unterhaltend ist, wie den Andern. Wir gebrauchen uns selbst und gebrauchen einander gegenseitig als Reizmittel für Gedanken. Einige Vorstellungen — und ich denke, gerade die besten — werden der einzelnen Seele zu Theil, sie steigen aus der Tiefe und dringen in die Tiefe, sie sind die dauernden

und herrschenden. Andere aber können nur durch zwei gefunden werden. Wir müssen durch das Feuer der Sympathie erwärmt werden, um die richtigen Bedingungen zur Vision zu erlangen. Das Gespräch wirkt vor allem anregend, denn geistige Thätigkeit steckt an. Wenn einer aus der Gesellschaft einen höheren Ton anschlägt, so spornt der Ehrgeiz zum Wetteifer, und Jeder strebt, es ihm gleich zu thun. Es ist eine alte Erfahrung, daß ein Schriftsteller Leser finden muß, die seinen Gedanken gewachsen sind, sonst sinkt er zu ihrem Niveau herab oder verstummt. Homer sagt: „Wenn Zwei zusammenkommen, so begreift der Eine schneller als der Andere" — aber nur weil der Eine einen guten Gedanken gehabt hat, faßt der Andere einen noch bessern, und zwei hochbegabte Menschen regen einander an, weil einer den andern zu überbieten sucht. Bei erweitertem Gespräch steigen uns Ahnungen auf, die eine neue Lebensweise, neue Bücher, neue Menschen, neue Künste und Wissenschaften zu erfordern scheinen. Durch Sympathie wird jeder mit der Beredsamkeit bekannt und öffnet seine geistigen Augen. Vorher waren Alle einsam und gedankenlos, jetzt wird plötzlich Allen ein Prinzip sichtbar: Wir erblicken neue Beziehungen und Wahrheiten und halten sie im Vorübereilen fest, jeder faßt einen dieser starken Renner wie Prairienpferde bei der Mähne und sprengt in der Welt des Geistes auf und ab. Wir leben beständig in der Einbildung, es komme auf die Thatsache oder das Ereigniß an, während doch die Be-

deutung keineswegs darin liegt, sondern nur in dem Nutzen, den wir daraus ziehen, und in der geistigen Anwendung, die wir davon machen. Wir schätzen Nationen hoch, bis wir entdecken, daß einzelne Individuen mehr Werth für uns haben, und später sehen wir ein, daß es schließlich auch nicht die einzelnen Individuen und angebeteten Helden sind, sondern die Demuth, die überfließende Fülle, die hehre Wahrhaftigkeit eines einzigen Geistes, — gleich als ob in den engen Wänden eines Menschenherzens für das ganze Königreich der Wahrheit, für die Welt der Moral, für das Tribunal, vor dem das All gerichtet wird, Raum wäre.

9) Neue Poesie, worunter ich vornehmlich alte Poesie verstehe, die dem Leser neu ist. Mir wurde von Personen, die im Versemachen Uebung haben, gesagt, das Lesen von Originalpoesie reiche hin, um sie zum Dichten anzuregen. Das Beste in der Literatur sind die bejahenden, prophetischen, fruchttragenden Worte menschenerschaffender Dichter. Nur was den Hörer läutert und kräftigt, ist wirkliche Poesie.

Worte, welche bildlich und in einem neuen Sinn angewandt werden, strahlen einen entzückenden Glanz aus, und jedes Wort läßt eine neue Auslegung zu und deutet auf einen weiteren Sinn hin. Wir haben die Gesetze des Geistes nicht erfaßt, wir können die Höhepunkte des Gedankens nicht beherrschen und nach Belieben lenken. „Weder zu Wasser noch zu Land," sagt Pindar, „kannst du den Weg zu den Hyperboräern

finden," weder durch eitles Wünschen noch durch die Regula de tri.

Und doch gewährt es mir eine Erleichterung oder einen Trost, wenn ich mich für meine Reisen mit einem guten Buch versehe, wie Horaz, Martial oder Goethe, — einem Buch, das mich über meine prosaische Umgebung erhebt und aus dem ich einen dauernden Nutzen schöpfe. Ein griechisches Epigramm aus der Anthologie, ein Vers von Herrick oder Lovelace steht mit Sinn und Geist in Einklang.

Lies weder Zeitungen, noch politische Schriften, noch Novellen, noch Montaigne, noch den neuesten französischen Roman, sondern lies Plutarch, Plato, Plotinus, indische Mythologie und Ethik. Auch Chaucer magst du lesen, Shakespeare, Ben Jonson, Milton und zwar Milton's Prosa eben so wohl wie seine Verse, ferner Collins und Gray; Hafis und die Troubadoure; ja sogar die welschen und britischen Sagen von Arthur und (unter uns gesagt) Ossian, lauter Bücher von echtem Gehalt, die von allen Geistern als Rohmaterial und als Gegengift gegen Wortschwall und falsche Poesie gepriesen werden.

Markige prosaische Bücher, wenn der Stoff derselben gut und durchgreifend gegeben ist, sind viel näher mit Poesie verwandt, als manches Buch in Reimen. Nur unsere neueste Kenntniß ist als eine Quelle der Inspiration und der Gedanken thätig, wie am Baum nur der letzte Ansatz von Trieb ausschlägt.

Naturwissenschaftliche Bücher, vorzüglich die der

Alten, über Geographie, Botanik, Agrikultur, Astronomie, Erforschungen des Meers, der Meteore, sind sehr zu empfehlen, besonders wenn sie ohne literarischen Zweck und Ehrgeiz geschrieben sind; überhaupt jedes Buch, das den Leser in Arbeitsstimmung versetzt. Am besten hilft uns ein tiefes Buch vorwärts, mag auch sein Gegenstand noch so fern liegen.

Damit sind natürlich nicht alle Quellen genannt, auch kann ich sie nicht sämmtliche aufzählen. Die Empfänglichkeit tritt selten genug ein. Gelegenheiten und vorbereitende Umstände lassen sich nicht feststellen, bald trifft eine Landschaft, bald eine Form, eine Farbe, ein Freund, vielleicht auch ein tönendes Wort die „elektrische Kette", die uns dunkel gefesselt hält, und es ist unmöglich, die schönen Bedingungen, denen wir unsere glücklichsten Geistesverfassungen dankten, zu entdecken und willkürlich zu wiederholen. Unser bester Tag ist der, an welchem wir am häufigsten zu Gedanken angeregt worden sind. Die Analyse wird noch dadurch erschwert, daß es sofort, wenn eine Verallgemeinerung stattfindet, ist, als würden Mohnblätter ausgestreut, denn nie kann ich mich der Umstände, denen ich sie danke, soweit erinnern, um den Versuch zu wiederholen oder mich wieder in die gleichen Bedingungen zurückzuversetzen.

„Am schwersten ist's, die Höhen
Zu halten, die der Geist im Flug gewann."

Ich schätze literarische Biographieen, weil wir daraus erfahren, welche hygienischen, ascetischen, gym-

naſtiſchen und ſocialen Uebungen den Gelehrten der verſchiedenſten Länder Nutzen brachten. Dies waren größtentheils Männer, die nur geringen Wohlſtands bedurften. Große Güter, politiſche Beziehungen, ausgedehnte Schmauſereien wären ihnen nur hinderlich geweſen. Es waren Männer, die ein Buch unterhalten, ein neuer Gedanke berauſchen und vielleicht Jahre lang gefangen halten konnte. Aubrey, Burton und Wood machen mich auf Vorgänge aufmerkſam, welche mir keineswegs unbedeutend erſcheinen.

Dies ſind einige Winke über das, worauf es bei jeder Erziehung zunächſt ankommt, über die richtige Beherrſchung der Seelenkräfte, oder, richtiger geſagt, den ſtrengen Gehorſam gegen ſie. Der Geiſt ſelbſt iſt der Diktator, das hehre Orakel. Unſere ganze Kraft, unſer ganzes Glück liegt in dem Verſtändniß für ſeine Winke, die immer klarer und großartiger werden, je gehorſamer man ſie befolgt.

Größe.

Es gibt einen Preis, nach dem wir Alle ringen, und je mehr Kraft und Edelsinn uns innewohnt, desto größer ist die Energie dieses Strebens. Jedes menschliche Wesen hat ein Recht darauf, und im Verfolgen dieses Ziels steht Keiner dem Andern im Weg, denn es führen viele Stufen hinauf, und ein siegreicher Streiter ist seinen Mitbewerbern eher förderlich als hinderlich. Ich möchte dieses Ziel Vollendung nennen — aber diese wird erst später erreicht werden und ist vielleicht auf Jahrhunderte hinaus vertagt. Deßhalb nenne ich es lieber Größe. Es ist die Erfüllung eines natürlichen Hangs im Menschen, es ist ein dankbares Studium und das beste Stärkungsmittel für die junge Seele. Kein Mensch steht allein und außer aller Beziehung da, deßhalb bewundern wir außerordentliche Menschen nicht um ihrer selbst willen, sondern als Repräsentanten. Es ist klar, daß wir uns nie mit einem erreichten Ziel begnügen dürfen noch können. Unser Streben ist auf nichts Geringeres als auf Größe gerichtet; dieses Ziel lockt uns Alle und steht uns Allen offen — wir Alle weichen zuweilen feig und treulos davor zurück, aber wir geben es nie ganz auf, und in jedem gesunden Mo-

ment beschließen wir, es zu erringen. Auch ist es die einzige Höhe, auf der alle Menschen zusammentreffen können. Was hören wir am liebsten von einem Menschen erzählen? Gewiß keine Geschichte, worin er zum Niveau der Schwäche und des Lasters herabsinkt, sondern worin er sich über alle Mitstreiter aufschwingt, indem er dem Lichte, das ihm allein schien, gehorchte. Dies ist die würdigste Weltgeschichte.

Größe, — was ist sie? Liegt nicht eine Beleidigung, eine Beschimpfung für uns in diesem Wort? Was man gewöhnlich groß nennt, ist es nur in einer barbarischen oder kindlichen Anschauungsweise. Nicht der Soldat ist es, nicht Alexander, Bonaparte oder Graf Moltke, welcher die höchste Kraft der Menschheit repräsentirt; nicht auf die starke Hand kommt es an, sondern auf Weisheit und Bildung, auf die Erschaffung von Gesetzen, Einrichtungen, Wissenschaften und Künsten. Diese Errungenschaften nennt man vorzugsweise „Humaniora", diese und nicht den kräftigen Arm und das tapfere Herz, die allerdings zu ihrer Vertheidigung gleichfalls unerläßlich sind. Denn die Männer der Wissenschaft repräsentiren den Intellekt, durch welchen erst der Mensch zum Menschen wird, den Intellekt und das moralische Gefühl, die in der letzten Analyse nie getrennt werden können. Wer kann an der Macht eines einzelnen Geistes zweifeln, wenn er den Anstoß bedenkt, den Mahomet einem Jahrhunderte lang in Stumpfsinn versunkenen Geschlecht gegeben und der seine Schwingungen über Asien und

Afrika verbreitet hat? Was thaten Menu, Buddha, Shakespeare, Newton, Franklin?

Es gibt gewisse Punkte, worin diese Meister übereinstimmen. Selbstachtung ist die erste Form, unter welcher Größe auftritt. Wenn ein Mann im Wirthshaus allein gegen eine ganze Versammlung seine Meinung aufrecht erhält, so fühlt man sich sofort zu ihm hingezogen. Wenn ein Thürsteher oder ein Packträger eine Belohnung dafür ablehnt, daß er eine Börse gefunden oder einen Ertrinkenden aus dem Wasser gezogen hat, so empfängt man außer dem Dienst noch eine moralische Lehre. Man sagt zuweilen von einem neuen Bekannten, „dieser Mann wird weit gehen", denn man sieht an seinem Benehmen, daß ihm die Anerkennung Anderer nicht nothwendig ist. Und welch bittersüßes Gefühl erregt es, wenn wir einem Mann für seinen Edelmuth unsere Bewunderung ausgesprochen und ihn gegen unsere gute Meinung ganz gleichgiltig gefunden haben! Wer eine Schwäche an sich hat, die in seiner Gewohnheit oder seiner Richtung wurzelt, der mag wohl das Schicksal fürchten; wer aber auf sich selber ruht, steht über dem Geschick und kann dem Zufall Schnippchen schlagen. Wenn die Centralität eines Menschen unser Verständniß übersteigt, so könnten wir ebensogut über die Sonne die Nase rümpfen.

Es ist etwas in Archimedes, Luther, Samuel Johnson, was sie jeder Protektion überhebt. Der echte Forscher trägt ein Etwas in sich, von dem er

weder durch Spott, noch durch Schreck, noch durch Bestechung abgebracht werden kann. Geh' deinen eigenen Weg, mache dich nicht des lokalen, gesellschaftlichen oder nationalen Verbrechens schuldig, sondern verfolge die Bahn, die dir dein Genius gleich der Milchstraße des Himmels vorgezeichnet hat.

Ein feinfühlender Mensch wird bald die Thorheit und Nichtigkeit der Gefallsucht einsehen. Aber feinfühlende Menschen sind sehr selten. Ein feinfühlender Mensch prahlt nie, er vermeidet es die Namen einflußreicher Freunde zu nennen, er schweigt eben so geflissentlich von sich, wie Andere vorlaut ihre eigene Person in die Unterhaltung hereinziehen, und begnügt sich stets damit, den einfachen Sachverhalt darzustellen. Sage mir nicht, dein Handelshaus, dein Associé oder du selbst seiest von Bedeutung; sage mir nicht, du besitzest Menschenkenntniß, ich muß dies selber fühlen; wenn du es aber sagst, so strafst du dich selbst Lügen. Zähle mir nicht deine glänzenden Bekanntschaften auf, noch nenne mir die Titel der Bücher, die du gelesen hast. Daß du in guter Gesellschaft lebst, muß ich aus deinen Kenntnissen und Manieren, daß du belesen bist, aus der Reichhaltigkeit und Präcision deiner Unterhaltung schließen können.

Junge Leute meinen häufig, die Männlichkeit erheische es, daß man nach Californien, nach Indien oder zum Militär gehe. Wenn sie aber einmal eingesehen haben, daß das Empfangszimmer, der Hörsaal und das Comptoir eben so viel Muth erfordern wie das Meer

und das Feldlager, so werden sie gern ihre Kräfte und ihre Erziehung bei der Wahl ihres Berufs befragen.

Für jedes Gebiet gibt es eigens dazu geschaffene Menschen. Ein nerviger Mann, der das Leben im Freien liebt, an Bergen und Felsen Gefallen findet und ein scharfes Auge für Unterschiede und chemische Veränderungen besitzt, ein solcher ist für die Geologie bestimmt, und muß erst einen Kurs in der Chemie, dann einen geologischen Ueberblick erhalten. Andere empfinden einen Hang und Beruf für die Naturgeschichte des Menschen und der Säugethiere, Andere für Ornithologie und für das Studium der Fische und Insekten, Andere für Botanik, und wieder Andere für die Lehre von den Elementen, aus denen die ganze Welt besteht. Diese Letzteren finden in neuester Zeit einen Sporn für ihr Studium in den außerordentlichen Enthüllungen des Spektroskops, daß die Sonne und die Planeten theilweise oder ganz aus denselben Elementen bestehen wie die Erde. Dann gibt es Knaben, die mit einem Hang für das Meer geboren sind und ihm folgen müssen, wären sie auch genöthigt, von Hause zu entlaufen, um auf's Schiff zu kommen; andere sehnen sich nach Reisen in fremden Ländern; wieder andere wollen Advokaten, Astronomen, Maler, Bildhauer, Architekten oder Ingenieure werden. So hat jedes Stück Natur seinen Menschen, der sich ihm früher oder später — in dem Maß als sein Genius sich entfaltet — zu widmen strebt. Der Dichter, der Philosoph, der Politiker, der Redner, der

Priester, der Arzt, alle folgen ihrem natürlichen Beruf. Es gewährt Befriedigung, zu sehen, wie der Mensch der Welt und jedem einzelnen Theil derselben angepaßt ist.

Einige meiner Leser erinnern sich vielleicht noch, daß Sir Humphrey Davy, als er um seiner wichtigen Entdeckungen willen gerühmt ward, sagte: „Meine beste Entdeckung war Michael Faraday.“ Im Jahr 1848 war ich so glücklich, Professor Faraday über das, was er Diamagnetismus nannte und worunter er Kreuzmagnetismus verstand, in der Royal Institution zu London reden zu hören. Er ließ uns verschiedene Experimente mit gewissen Gasen sehen, um zu beweisen, daß, während gewöhnlich der Magnetismus des Stahls von Norden nach Süden geht, er in andern Substanzen, wie in Gasen, von Osten nach Westen wirkt. Fernere Experimente führten ihn zu der Theorie, daß sich bei jeder chemischen Substanz eine eigene und zwar eine verschiedene Polarität nachweisen lasse. Ich weiß nicht, wie weit er und Andere diese Versuche getrieben haben, aber eine Thatsache steht mir fest, daß nämlich der Diamagnetismus, in der ganzen Tragweite von Faraday's Theorie, ein Gesetz des-Geistes ist, daß jeder Geist seinen eigenen Kompaß, seinen eigenen Nord und seine eigene Richtung besitzt, durch welche sein Genius und sein Streben von jedem andern unterschieden wird, ebenso wie jeder Mensch trotz der Familienähnlichkeiten ein eigenes Gesicht, eigene Manieren, eine eigene Stimme, eigene Gedanken und einen eigenen Charakter hat.

Während er die Gabe der Vernunft und des moralischen Gefühls mit der ganzen Menschheit theilt, besitzt er eine innere Stimme, die ihn seinen eigenen Weg führt, und je mehr er ihr Gehör schenkt, desto mehr unterscheidet sie ihn und macht ihn der Gesellschaft wichtig und nothwendig. Diese Besonderheit jedes Einzelnen nennt man seinen Hang, und Keiner wird je ein außerordentliches und folgenreiches Werk vollbringen, wenn er nicht dieser flüsternden Stimme lauscht, die er allein vernehmen kann. Swedenborg nannte sie das «proprium» — einen Gedanken, den man nicht mit Andern theilt, sondern der dem Menschen angeboren ist. Ein Punkt der Erziehung, auf den man nie zu viel Gewicht legen kann, beruht auf dieser Lehre, daß jeder Mensch einen individuellen inneren Hang besitzt, dem er gehorchen muß, und daß er nur, wenn er diesen völlig empfindet und befolgt, sich völlig entwickeln und die ihm bestimmte Stellung in der Welt erlangen kann. Dies ist die Magnetnadel, die ihm immer in der gleichen Richtung seinen Weg vorzeichnet und dabei stets mehr oder minder von dem jedes Andern abweicht. Er ist niemals glücklich oder stark, bis er ihn findet und einhält, durch ihn lernt er in sich selbst zu Hause sein, er lernt die zarten Winke, die ihm zukommen, beachten, und erlangt in seinem eigenen Geist vollkommene Sicherheit. Und durch diese Achtung seiner selbst, durch dieses Lauschen auf das innerste Orakel, dient er seinem eigenen Wohlergehen und braucht nie in Verlegenheit zu sein. In der

Moral heißt dies Gewissen, im Intellekt Genie, im praktischen Leben Talent; — es dient nicht dazu, einen Anderen in seiner Eigenart nachzuahmen oder ihn zu übertreffen, sondern es lehrt einen Jeden seine eigene Methode, seinen eigenen Styl, seine eigene Beredsamkeit. Einem Befehlshaber wird das Befehlen leicht. Wenn er sich an die Natur oder an das ihm bekannte Gebiet derselben anschließt, so begeht er keine Irrthümer, sondern handelt ihren Gesetzen gemäß, so daß sein Thun, welches vollkommen natürlich ist, den Stumpfsinnigen als ein Wunder erscheint. Montluc, der große Marschall von Frankreich, sagte von dem genuesischen Admiral Andrea Doria: „Es war als stünde das Meer im Bann dieses Mannes.“ Und ein verwandter Genius, Nelson, sagte: „Ich fühle, daß ich mehr geschaffen bin, das Gefecht zu leiten, als es zu beschreiben.“ Daraus will ich den Schluß ziehen, daß ein weiteres Merkmal der Größe Leichtigkeit des Vollbringens ist.

Wenig junge Leute begreifen die Nothwendigkeit, auf der Wahrheit zu fußen und den eigenen inneren Gedanken und Eindruck auszusprechen. Man lasse einmal zehn Menschen ihr Tagebuch für einen Tag niederschreiben, und neun von ihnen werden ihren Gedanken, ihr eigentliches Ergebniß — das heißt ihr Netto-Resultat — auslassen und sich in einen falschen Bericht von der gemuthmaßten Erfahrung Anderer verlieren. Wahrlich, es scheint mir eine wesentliche Regel für junge Schriftsteller, in ihrer Abhandlung nicht das Eine weg-

zulassen, um dessetwillen die Abhandlung geschrieben ward. Man lasse dem Glaubensbekenntniß, das man allein aufrecht erhält, freien Lauf. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß bei allen öffentlichen Reden die Macht des Redners nicht mit der Darlegung des Sachverhalts beginnt, sondern im Augenblick, wo seine tiefe Ueberzeugung und der Drang, sie seinen Zuhörern mitzutheilen, in seiner Rede aufflammt und leuchtet, wo der Gedanke, um dessetwillen er dasteht, sein eigenes Ansehen auf ihn überträgt, seine Persönlichkeit erhöht und ihm Kühnheit, Breite und neue geistige Kraft verleiht, so daß nicht er, sondern die Menschheit durch seinen Mund zu sprechen scheint. Es geht dann eine gewisse Verwandlung vor, die bei allen großen Rednern wirklich eintritt und von Menschen, die dafür gelten möchten, geheuchelt wird. Wenn wir uns fragen wollten, worin diese Selbstachtung eigentlich besteht, so würden wir dadurch zu den höchsten Problemen hingeleitet. Sie ist die praktische Erkenntniß des Göttlichen im Menschen und hat ihre tiefe Grundlage in der Religion. Wer je einen verständigen Mann unter den Quäkern gekannt hat, der wird gefunden haben, daß dies das Element ihres Glaubens ist. In ihrer Sprache ausgedrückt, müßte es etwa so lauten: „Ich mache keinen Anspruch auf irgend welche erhabene Offenbarung, aber wenn ich einmal einen Plan entwerfe, mir eine Reise oder etwas Aehnliches vornehme, so kann es vorkommen, daß ich auf ein stillschweigendes Hinderniß in meinem

Geiste stoße, von dem ich keine Rechenschaft geben kann. Nun gut, ich lasse es liegen und denke, es verschwindet vielleicht von selbst; wenn es jedoch nicht verschwindet, so gebe ich nach und unterwerfe mich ihm. Aber beschreiben kann ich es nicht. Es ist kein Orakel, kein Engel, kein Traum, kein Gesetz; es ist zu einfach, um es zu beschreiben, es ist nur ein Senfkorn, aber so wie es ist, könnte es der Widerspruch der ganzen Menschheit nicht erschüttern, noch die Zustimmung der ganzen Menschheit bestätigen."

Man liebt mit Recht Bücher und Menschen, die einen zur Hochachtung und zum Wetteifer zwingen, aber nichts kann sich mit der Großartigkeit jener Rathschläge vergleichen, die sich in einer Stunde glücklicher Einsamkeit dem Menschenherzen eröffnen. Man folgt dann einem inneren Führer, man erkennt, daß es für Jeden einen „Höchsten Rath" gibt, der in jedem Augenblick das rechte Wort und die rechte That anbefiehlt. Und wenn man diesem Pfad folgt, so führt er zur Größe. Wie schön ist es, bei Mann oder Weib im Innersten eine neue Verstärkung ihrer selbst zu finden!

Aber wenn es das erste Gesetz ist, daß ein Mensch seinem natürlichen Hang gehorche und den Beruf ergreife, zu dem er innerlich geschaffen ward, so heischt das zweite Gebot Concentration, denn diese verdoppelt die Kraft. Darum, wenn du ein Mann der Wissenschaft bist, so sei es ganz. Das gleiche Gesetz gilt für dich wie für den Arbeiter. Der Schuhmacher macht deßhalb so gute Schuhe, weil er sonst Nichts macht. Darum warte

der Forscher auch seines Berufes: unverdrossen soll er jeden Morgen auf die Berichte lauschen, die ihm der Geist über den Bau der Welt verkündet.

Bis jetzt ist noch kein Mittel gefunden worden, um Heroismus zu einer leichten Sache zu machen, nicht einmal für den Gelehrten. Arbeit, eiserne Arbeit ist sein Theil. Die Welt ist als Zuhörerschaft für ihn da, die Atome, aus denen sie besteht, sind dargebotene Gelegenheiten. Man lese nur die Werke von Bentley, Gibbon, Cuvier, Geoffroy, St. Hilaire, Laplace. „Er kann entsetzlich arbeiten", sagte Cecil von Sir Walter Raleigh. Diese wenigen Worte stacheln, zwicken und spornen uns, wenn wir frivol sind. Gehen wir daher lieber ihren Stichen aus dem Weg, indem wir sie für uns selbst wahr machen! Es gibt so viel zu thun, daß wir frühzeitig anfangen sollten, uns zu beeifern. Unser Tagewerk hat, wir müssen es bekennen, bis jetzt ein gewisses emblematisches Ansehen, wie das jährliche Pflügen und Säen des Kaisers von China. Machen wir eine ehrliche Arbeit daraus. Der Gelehrte möge im Ringen mit Geistesriesen seine Kraft messen. Mögen Andere Stimmen zählen und Fonds berechnen; er hat Plato zu wägen, über Laplace zu Gericht zu sitzen, Newton und Faraday zu studieren, über Darwin zu urtheilen, Kant und Swedenborg zu kritisiren und an allen Diesen die innerliche Kühnheit des Einblicks zu entzünden. Der Muth des Forschers muß so gewaltig sein wie der des Eid, wenn er gleich aus

der geistigen Natur und nicht aus der Stärke des Armes stammt. Wenn die Natur die Schwierigkeiten erhöht, erhöht sie auch den Verstand.

Mit dieser Rücksicht für den Hang des individuellen Geistes laßt uns, was sich ganz gut damit verträgt, die umfassendste Empfänglichkeit für den Genius Anderer vereinigen. Es wird eine Zeit kommen, wo man kein Abzeichen, keine Uniform, keine Medaille mehr tragen wird, wo das Auge, das planetarische Einflüsse von allen Sternen in sich trägt, schnell genug durch Machtäußerung den Rang bestimmen wird. Denn die Schichten der Erdkruste in der Geologie sind nicht präciser als die Rangstufen im Geiste. Ein Mann wird dann sagen: „Ich bin für diese Stellung geboren, ich muß sie einnehmen, und weder du noch ich selbst können mir dabei förderlich oder hinderlich sein. Daher habe ich nicht nöthig, mich abzumühen, um meine Würde zu wahren.“ Ein großer Mann liebt das Gespräch und das Buch, das ihn überzeugt, nicht dasjenige, welches ihm schmeichelt und wohlthut. Er macht kein Wesen aus sich, er verbirgt sein Wissen und verbirgt seine Wohlthätigkeit. Denn die höchste Weisheit gibt sich nicht mit einzelnen Menschen ab, sondern mit dem Ideal des Menschen, der das Gesetz und die ewige Quelle liebt. Man sage doch mit Antonius, „wenn das Bild gut ist, wer fragt danach, wer es gemalt hat? Was liegt daran, ob das Gute durch dich oder durch Andere geschieht?“ Wenn die Wahrheit ausgesprochen worden ist, was liegt daran,

wer sie sprach? Wenn das Gute geschehen ist, was liegt daran, wer es gethan hat? Alle Größe besteht aus Stufen und es sind ihrer immer mehr über als unter uns. Wie stünde es mit deinem eigenen Geist, wenn nicht größere gelebt hätten? Und weißt du, was der Ruhm eigentlich ist? Er ist jene Sympathie, jenes feine Element, durch welches die Guten an der Größe der ihnen Ueberlegenen theilnehmen.

Die Extreme berühren sich, dafür gibt es kein besseres Beispiel als den Stolz der Demuth. Kein Aristokrat, kein für den Purpur geborener Prinz kann mit der Selbstachtung des Heiligen wetteifern. Aber nur darum ist der Heilige so demüthig, weil er weiß, daß er sich auf die Größe Gottes, die in ihm ist, stützen kann. Ich las einst in einem alten Buch, der Jesuit Barcena habe einem Ordensbruder bekannt, der Teufel sei ihm einmal bei Nacht in seiner Zelle erschienen, da habe er sich in tiefer Demuth vor ihm erhoben und ihn gebeten, sich in seinem Stuhle niederzulassen, denn er sei dieses Platzes würdiger als er.

Soll ich den Wahlspruch des wahrhaft Wissenseifrigen verrathen? Er lautet so: Jeder, mit dem ich zusammentreffe, ist mir in einem Punkt überlegen, und in diesem kann ich von ihm lernen. Die Menge sagt mit Horne Tooke: „Wenn du mächtig werden willst, thue als ob du mächtig seist.“ Ich sage lieber mit dem alten jüdischen Propheten: „Suchst du Großes? — such' es nicht!“ oder wie man von dem spanischen

die Denkschriften der Akademie. Seinem Bruder, dem König Joseph von Spanien, sagte er: „Ich habe nur einen Rath für Sie: werden Sie Meister.“ Tiefe des Intellekts erhellt selbst die Nacht des Verbrechens mit einem Strahl von Licht. Wir betrachten dann solche Frevel vielleicht als die Experimente eines Universalgelehrten, wir sagen uns, daß einer, der alle Bücher liest, jedes Buch lesen darf, gerade wie die englischen Richter in alten Zeiten, als Gelehrsamkeit noch eine Seltenheit war, einen Delinquenten laufen ließen, welcher lesen und schreiben konnte. Man findet so selten die Größe rein. Nun wohl, ich freue mich noch an ihrer Verzettelung, ich bin glücklich, einen Funken reinen Feuers unter großer Verderbniß zu finden. Ich sehe darin eine gewisse Bürgschaft für die Gesundheit der Seele, welche dieses edle Blut nährt. Wie Viele, die in der zeitgenössischen, ihnen feindseligen Geschichte eine gehässige Rolle spielten, stehen jetzt, seit sich die Nebel zertheilt haben, in einem anderen Licht und, im Ganzen, als Werkzeuge von großem Nutzen da. Diderot war kein Muster, vielmehr so unrein wie die Gesellschaft, in der er lebte; gleichwohl war er der gutherzigste Mensch in ganz Frankreich und half jedem Lumpen aus der Noth. Seine Menschenfreundlichkeit kannte keine Grenzen. Ein armer Schmierer, der eine Schmähschrift gegen ihn geschrieben hatte und sie einem frommen Duc d'Orleans zu widmen wünschte, kam damit in seiner Noth zu Diderot selber, und Diderot schrieb aus Mitleid für den

Hungerleider die Widmung für ihn und verschaffte ihm dadurch fünfundzwanzig Louis.

Dagegen hassen wir Gewinsel. Ich kann es nicht leiden, wenn Einer die Andern in kleinlicher, engherziger, mönchischer Weise zu übertreffen trachtet. Wir lieben die natürliche Größe der Gesundheit und wilden Kraft. Ich muß bekennen, daß mich diese Eigenschaften an Knaben einnehmen und zuweilen an Menschen, die weder normal noch wohlerzogen sind, die man nicht in Gesellschaft vorstellen kann und die keine Kirchen-Mitglieder sind, ja selbst bei solchen, welche im Verdacht eines unregelmäßigen und unmoralischen Lebens stehen — an vollkommenen Zigeunern ebenso wie an geordneteren Leuten. Denn wir müssen bedenken, daß im Soldaten-, Matrosen- und Abenteurerleben die Obhut und die Schranken des Familienkreises fehlen, und doch ist Gelegenheit und Sporn zu einem kühnen Wagniß, einer erhabenen That oft ganz nahe zur Hand. Wir müssen milde über die Meinung der Leute urtheilen, welche natürliche Kraft bewundern und sie über die Tugend stellen. Sie haben die Entschuldigung für sich, daß natürliche Kraft wirklich mit moralischer verknüpft und stets im Stande ist, sich ihr durch eigenen Instinkt zu nähern. Der Intellekt ist wenigstens nicht dumm, und sieht die Macht der Moral über die Menschen ein, wenn er ihr auch nicht selber gehorcht. Heinrich der Siebte von England war ein weiser König. Als Gerald, Earl von Kildarn, welcher im Aufstand gegen ihn begriffen

war, nach London gebracht und vor dem Geheimen Rath verhört wurde, sagte Einer: „Ganz Irland kann diesen Earl nicht bändigen.“ „So laßt diesen Earl ganz Irland bändigen,“ antwortete der König.

Es ist von einigen Gelehrten wie Swift, Gibbon und Donne bekannt, daß sie Laster vorgaben, die sie gar nicht hatten, so verhaßt war ihnen die Scheinheiligkeit. Der Künstler William Blake sagte ganz freimüthig: „Ich kenne keinen schlechten Menschen, der nicht eine sehr gute Seite an sich hätte.“ Bret Harte gefiel sich darin, die Anwandlungen von Moral, das plötzliche Aufblitzen von Tugend mitten in der Wildheit aufzuzeichnen, welches er bei dem verworfenen Volk der Höhlen und Minen Californiens beobachtet hatte.

Moral und Intellekt adeln den Menschen; diese beiden Elemente kennen einander und winken einander beständig zu, bis sie zuletzt in einem Menschen zusammentreffen, um ihn wahrhaft groß zu machen. Der Lampenverkäufer zeigt dir, daß die Oelflamme, die dir vorher genügte, einer Petroleumflamme gegenüber kümmerlich erscheint, und diese wieder ist arm im Vergleich mit elektrischem Licht. Ebenso verhält sich's mit dem Intellekt, wenn er dem Charakter gegenübergestellt wird; der Charakter verdunkelt dieses Licht. Goethe glänzt durchaus nicht in seiner Correspondenz mit dem Großherzog von Weimar; man kann leicht sehen, daß der Fürst das Uebergewicht über den olympischen Genius hatte. Noch deutlicher tritt dies in dem Briefwechsel

zwischen Voltaire und Friedrich dem Großen hervor. Voltaire ist glänzend, gewandt, buntschillernd; aber Friedrich hat den überlegenen Ton. Seltsam ist es dagegen, daß Byron zu Scott hinunterschreibt und Scott zu ihm hinauf. Die Griechen überragen alle Völker der Welt, bis sie den Römern gegenübertreten und der römische Charakter über den griechischen Genius die Oberhand gewinnt. Während Geistesgrade nur Solche interessiren, welche denselben Studiengang verfolgen, wie Chemiker, Astronomen, Mathematiker oder Linguisten, und für die Menge keine Anziehungskraft besitzen, gibt es immer auch Menschen von umfassenderem Genie, die wirklich als Menschen groß sind und allgemeine Bewunderung einflößen. Ein Held vom großen Schlag zieht gleichmäßig alle Klassen, auch die Extreme der Gesellschaft an, bis schließlich, wie man zu sagen pflegt, selbst die Hunde an ihn glauben. Hier zu Land haben wir solche Beispiele in Daniel Webster, Henry Clay und dem Matrosenprediger Pater Taylor kennen gelernt, in England war es Charles James Fox; in Schottland Robert Burns, und in Frankreich, wiewohl wir dies nicht so leicht begreifen, Voltaire. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art haben wir vielleicht in Abraham Lincoln gesehen, einem Mann, der in der niedersten Hütte willkommen und zu Hause war und dabei in den Zeiten des Schreckens einen Scharfblick und praktischen Sinn entfaltete, der den Weisesten Bewunderung abnöthigte. Sein Herz war so groß wie

die Welt und doch hatte es keinen Raum, um die Erinnerung an ein Unrecht zu bewahren.

Mögen diese lokalen Beispiele genügen, um einen Magnetismus nachzuweisen, den vermuthlich jeder Gelehrte im kleinen Olymp seiner eigenen Lieblinge besser erkennt und der ihn von seinen Helden Genialität und Humanität fordern läßt. Dadurch wird jener Tag vorbereitet, wo die Luft der Welt durch eine edlere Gesellschaft geläutert werden, wo der Maßstab der Größe Nützlichkeit im höchsten Sinne sein, wo die Größe in der Wahrheit, der Ehrfurcht, dem guten Willen bestehen wird.

Das Leben ist aus Täuschungen zusammengesetzt, und eine der gewöhnlichsten ist die Ansicht, die man in jeder kleinen Stadt aussprechen hört: „Ja, wenn ich in New-York, Philadelphia, Cambridge, New-Haven, Boston oder Andover lebte, dann könnte ich passende Gesellschaft finden, aber hier sind leider keine feinen jungen Leute, keine hervorragenden Frauen.“ Diese Bemerkung kann man täglich hören, aber es ist ein hohler Schall. Ach, wißt ihr denn noch nicht, daß es nur darauf ankommt, mit welchem Auge man die Dinge betrachtet, „daß die Welt ein Echo ist und uns zurückgibt, was wir sagen.“ Nicht an Beispielen der Größe fehlt es, sondern an der Empfänglichkeit sie zu bemerken. Der gute Botaniker findet Blumen zwischen dem Straßenpflaster, und ein Mensch, der ganz von einer Idee, von einem Streben erfüllt ist, findet, wohin er auch gehen mag, Beispiele, Erläuterungen und Gehilfen. Geist ist

ein Magnet um Geist zu finden, und ebenso magnetisch zieht Charakter Charakter an. Wißt ihr nicht, daß die Menschen stets ebenso sind wie die, mit denen sie verkehren? Und wenn Alle oder Viele von ihnen beschwerend für mich sind, so klagt dieser Umstand nur mich selber an. Kommt nicht die Schuld gegen die Niedreren zum mindesten der Schuld gegen die Höheren gleich? Wenn alle Menschen gleich wären, so stände das Wasser still; nur der Terrainunterschied, der den Niagara zum Wasserfall macht, entzündet Beredsamkeit, Zorn, Poesie in dem, welcher fühlt, daß Viel mitzutheilen ist. Mit der Selbstachtung muß also in dem Strebenden jenes starke Mitfühlen erwachen, jene Humanität, deren erwärmende Kraft bewirkt, daß alle Klassen zu ihm als ihrem Lenker und Repräsentanten aufblicken.

Solchergestalt sind wir gezwungen, unsern Instinkt für die Wahrheit auszudrücken, indem wir die Mißgriffe der Erfahrung bloßstellen. Der Mann, der uns noch nicht begegnet ist, in dem keine selbstische Rücksicht den Anbeter der Gesetze entwürdigt; der, scherzhaft in der Form, aber unerbittlich in der That, durch Selbstbeherrschung Andere beherrscht; dem sein Ziel immer klar ist, der in Gesellschaft Er selber sein darf, der das Schicksal in seinem Auge trägt — der ist es, den wir suchen, und in jeder guten Stunde werden wir in der Hoffnung bestärkt, daß er jetzt oder später zu finden sei.

Unsterblichkeit.

Als im Jahr 626 unserer Zeitrechnung der angelsächsische König Edwin über den Empfang der christlichen Missionäre berathschlagte, sagte einer seiner Edlen zu ihm: „Das gegenwärtige Menschenleben, o König, im Vergleich mit der ungewissen Zukunft, erinnert mich an eines deiner Winterfeste, wo du mit deinen Generalen und Ministern sitzest. Der Herd lodert in der Mitte und verbreitet eine wohlthätige Wärme, während draußen Regenstürme und Schneegestöber wüthen. Durch das Unwetter getrieben, kommt ein kleiner Sperling zur einen Thüre herein und flattert entzückt um uns herum, bis er wieder zu der anderen hinausfliegt. So lang er sich in unserer Behausung aufhielt, fühlte er den Wintersturm nicht, aber sobald dieser kurze Augenblick des Glücks vorüber, mußte er wieder in das Unwetter hinaus, dem er soeben entkommen war, und wir sahen ihn nicht mehr. So ist das Leben des Menschen, und wir wissen ebensowenig von dem Zustand, der unserem gegenwärtigen Dasein vorherging, als wir von dem künftigen wissen. Da sich die Dinge so verhalten, so meine ich, daß dieser neue Glaube, wenn er uns

mehr Sicherheit verleihen kann, angenommen zu werden verdient."

In den ersten Aufzeichnungen jeder nur einigermaßen denkenden und kultivirten Nation werden sich immer Andeutungen eines Glaubens an eine Fortdauer nach dem Tode finden lassen. Die Egypter liefern uns die ältesten Spuren einer geordneten Civilisation, und im zweiten Buche Herodot findet sich folgende merkwürdige Stelle:

„Die Egypter sind die Ersten, welche die Unsterblichkeit der Seele bejahten."

Das Interessante dieser Mittheilung wird für mich nicht verringert dadurch, daß der Geschichtschreiber sie gleich darauf mit der Seelenwanderung in Verbindung bringt, denn ich weiß wohl, daß, wo dieser Glaube einmal bestand, er nothwendigerweise eine niedere Form für den Wilden und eine höhere für den Weisen annehmen mußte; daher sehe ich die Fälschung nur als Beweis an, daß der echte Glaube wirklich vorhanden gewesen. Weit mehr als von Race oder Klima hängen Sitten und Gebräuche vom Glauben ab, und die Geschichte der Religion kann man aus den Begräbnißweisen studiren. Zu allen Zeiten wurde die Lehre von einem zukünftigen Leben aufrecht erhalten. Moral muß eingeschärft werden, aber unter rohen Menschen wurde ein moralisches Gericht roh dargestellt unter der Gestalt von Hunden und Peitschen, oder eines leichteren und üppigeren Lebens nach dem Tode. Und da der Wilde

in seinem Geist das Leben der Seele nicht vom Leibe trennen konnte, trug er große Sorgfalt für seinen Körper. So war das ganze Leben in den frühsten Zeiten auf den Tod zugeschnitten, und, wie wir wissen, bezog sich die ganze Verfassung der Egypter, die Statuten der Städte und Häuser auf das Begräbniß. Dadurch wurde ein Jeder zum Leichenwärter, und die Priesterschaft ein Senat von Todtengräbern. Jeder Palast war die Thüre zu einer Pyramide, ein König oder ein Reicher war ein «pyramidaire.» Die Arbeit ganzer Geschlechter wurde zur Aushöhlung von Katakomben verbraucht. Da der Hauptzweck des Menschen darin bestand, gut begraben zu sein, so waren Maurerei und Einbalsamirung die gesuchtesten Künste.

Der Grieche mit seinen ausgebildeten Sinnen und Vorstellungen hatte eine ganz andere Philosophie, er liebte das Leben und schwelgte in der Schönheit. Er setzte seinen Geist und Geschmack wie elastisches Gas unter diese Berge von Stein und hob sie in die Höhe. Er verscheuchte die Balsamirer und baute keine solche trauervollen berghohen Grabmäler mehr. Er schmückte den Tod mit Epheu- und Lorbeerkränzen, er verherrlichte ihn durch Wettkämpfe und Wagenrennen, und betrachtete ihn nur als einen Spender unvergänglichen Ruhms. Nichts kann sich an Schönheit mit seinem Sarkophag messen. Er brachte seine Künste nach Rom und baute seine prächtigen Grabmäler in Pompeji. Der Dichter Shelley sagt von diesen fein ausgemeißelten

weißen Marmorzellen: „Sie sehen nicht sowohl aus wie Gräber, sondern wie wollüstige Gemächer für unsterbliche Geister.“ Im selben Geist bitten die Neu-Griechen in ihren Liedern, man möge sie begraben, wo die Sonne sie bescheinen könne, und ein kleines Fenster in's Grabgewölbe hauen, damit sie die Schwalbe sehen, wenn sie im Frühjahr zurückkehrt.

Das Christenthum brachte wieder neue Begriffe, aber es hängt eben jede Lehre von dem ab, der sie empfängt. Es läßt sich nicht mehr Wahrheit mittheilen, als der Geist des Volks auffassen kann, und die Barbaren, welche das Kreuz empfingen, nahmen die Lehre von der Auferstehung ebenso auf wie die Egypter. Sie galt ihnen für eine Angelegenheit des Körpers und ward noch durch Sektenwuth beschränkt. Die Erde wurde mit Weihwasser besprengt, um nur rechtgläubigen Staub aufzunehmen, und um den Körper für die Auferstehung noch sicherer und heiliger zu erhalten, wurde er in Kirchenmauern eingeschlossen; und wirklich sind die Kirchen von Europa nur große Grüfte. In Melrose Abbey steht auf dem zerstörten Thor folgende Inschrift:

„Der Staub geht auf dem Staube in Prunk und eitler Pracht,
Der Staub geht zu dem Staube, eh' er's gedacht,
Der Staub baut auf dem Staube in Gold und Marmelstein,
Der Staub spricht zu dem Staube: All das wird mein.“

Die echten Jünger indessen sahen unter dem todten Buchstaben die Lehre von der Ewigkeit, welche den armen Leichnam und die Natur selbst auflöste und der entschwebenden Stunde Größe lieh. Der denkwürdigste Schritt in der Religionsgeschichte der neueren Zeit geschah durch den Genius Swedenborg's, welcher die moralischen Fähigkeiten und Neigungen des Menschen mit dem harten Realismus eines unser Sonnen- und Planetensystem darlegenden Astronomen beschrieb und seine Ansicht von der Geschichte und Bestimmung der Seelen in erzählender Form erklärte, als wäre er in einem Zustand der Verzückung in andere Welten entrückt worden. Swedenborg beschrieb einen leicht faßlichen Himmel, wo dieselben Beschäftigungen unter denselben Umständen wie hienieden fortdauern, wo die Menschen in Gesellschaften, in Häusern und Städten, im Handel und in Zerstreuungen leben — kurz eine Fortsetzung unserer irdischen Erfahrungen. In dieses zukünftige Leben werden wir übergehen wie in einen angenehmen Traum, die ganze Natur wird uns dahin begleiten. Milton nahm den leitenden Gedanken Swedenborg's vorweg, als er in seinem „Verlorenen Paradies" schrieb:

„Wie wenn die Erde
Der Schatten nur des Himmels und die Dinge
Sich ähnlicher als man auf Erden denkt."

Swedenborg besaß einen umfassenden Geist und verkündete manchen wahren und bewundernswürdigen Gedanken, wiewohl er alles in etwas düstere und stygische

Farben kleidete. Diesen Wahrheiten, die aus seinem System in allgemeinen Umlauf kamen, begegnet man jetzt jeden Tag; sie haben den Glaubenssätzen aller Kirchen, ebenso wie den Ansichten derer, die keiner Kirche angehören, eine bestimmende Richtung gegeben. Ich denke, wir Alle müssen die große Umwälzung der Anschauungen bemerkt haben. Vor sechzig Jahren waren alle Bücher, alle Predigten und Gebete, die ganze Denkweise religiöser Personen auf den Tod gerichtet. Alles stand unter den Schatten des Calvinismus und des römisch-katholischen Fegefeuers und der Tod war etwas Entsetzliches. In allen guten Büchern, die man jungen Leuten zu lesen gab, war das Hauptgewicht auf den Tod gelegt. Wir Alle wurden belehrt, daß wir geboren seien, um zu sterben, und überdies wurden alle Schrecken, welche die Theologie von wilden Volksstämmen entlehnen konnte, zusammengeholt, um das Düster zu vermehren. Jetzt ist eine große Veränderung eingetreten; der Tod steht als ein natürliches Ereigniß da und man geht ihm mit Fassung entgegen. Ein Weiser unserer Zeiten ließ sich auf seinen Grabstein schreiben: „Gedenke des Lebens." Diese Inschrift beweist einen Fortschritt der Anschauungen. Gebet dieses Vorausdatiren eurer Erfahrung auf. Für Heute genügen die heutigen Pflichten. Verschwendet das Leben nicht mit Furcht und Zweifeln, sondern gebt euch dem Werke hin, das vor euch liegt, und seid überzeugt, daß die richtige Erfüllung der Pflichten dieser Stunde die beste Vorberei-

tung für die künftige Stunde und für alle folgenden Zeiten ist: —

„Nie hat das Bild des Todes den geschreckt,
Der klar in's Leben blickt."

Ein denkender Mensch ist zum Sterben wie zum Leben willig, vermuthlich wohl, weil er den Faden gesehen hat, an dem die Perlen angereiht sind, und erkennt, daß er auf und ab reicht und von den Täuschungen des Augenblicks ganz unabhängig ist. Der Geschäftsmann fürchtet sich vor dem Tode, er wird von Angst gefoltert, weil ihm dieser Seherblick fehlt und er denen zum Opfer fällt, welche die Religionslehren zum Hausbrauch in irgend ein geschicktes und plausibles System gebracht haben, wie Calvinismus, Katholicismus oder Swedenborgismus. So scheut sich der junge Vogel, seinen Schwingen zu vertrauen, aber die Erfahrungen der Seele werden diese Befürchtung schnell überwinden. Es gibt darüber keinen bessern Ausspruch als den des Marcus Antoninus: „Wenn es Götter gibt, so ist es angenehm zu sterben, und wenn es keine gibt, traurig zu leben." Ich glaube, jeder gesunde Geist beruhigt sich bei einer gewissen vorläufigen Ueberzeugung, daß nämlich eine bewußte persönliche Fortdauer, wenn sie wirklich das Beste ist, sicher stattfinden wird; wenn nicht, nicht; und wenn wir einen Blick über das Ganze werfen könnten, so würden wir ohne Zweifel sehen, daß sie das Bessere ist. Schiller sagte: „Was so allgemein ist wie der Tod, muß eine Wohlthat sein." Ein Freund sagte

einst zu Michel Angelo, seine beständigen Bemühungen für die Kunst müßten ihm den Gedanken des Todes sehr schmerzlich machen. „Keineswegs," antwortete jener, „denn wenn das Leben eine Freude ist, so darf uns auch der Tod nicht mißfallen, da er von der Hand desselben Meisters kommt." Plutarch ist von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß die Lehre von der göttlichen Vorsehung und die von der Unsterblichkeit der Seele auf einer und derselben Grundlage beruhen. Man höre die Meinung Montesquieu's: „Und wäre die Unsterblichkeit der Seele ein Irrthum, so würde es mich schmerzen, nicht daran zu glauben. Ich bekenne, daß ich nicht so demüthig bin wie die Atheisten; ich weiß nicht, wie sie denken, aber ich für meinen Theil wünsche den Gedanken der Unsterblichkeit nicht gegen den der Seligkeit eines einzelnen Tages einzutauschen. Es gewährt mir Entzücken, mich eben so unsterblich zu glauben wie Gott selbst. Unabhängig von geoffenbarten Gedanken geben mir metaphysische Ideen eine mächtige Hoffnung auf meine ewige Wohlfahrt, der ich nie entsagen möchte."

Ich hörte kürzlich von kleinen Kindern erzählen, welche beim Gedanken an ein Leben ohne Ende einen gewissen Schreck empfinden. „Was? Wird es nie aufhören?" sagte das Kind. „Was? Nie sterben? Nie, nie? Das macht mich so müde." Dabei fallen mir die Worte eines erwachsenen Gläubigen ein, der einst zu mir sagte: „Der Gedanke, daß dieses armselige Dasein nie endigen soll, hat etwas so Ueberwältigendes,

daß die Gegenwart Gottes meine einzige Zuflucht ist." Diese Unruhe kennzeichnet nur den Uebergang. Der gesunde Geisteszustand ist die Liebe zum Leben. Was so gut ist, soll auch dauern.

Ich finde, daß, was man gewöhnlich großes und einflußreiches Leben nennt, nämlich die Verwaltung großer Angelegenheiten, im Handel, bei Gericht oder im Staate, enges und specielles Talent leicht entwickelt, aber, wenn es nicht mit einem gewissen Hang zum Nachdenken verbunden ist, mit Geschmack für abstracte Wahrheit, weder einen Glauben errichtet, noch zur Zufriedenheit führt. Thatkräftige und einflußreiche Menschen tragen oft im Grund eine tiefe Melancholie in sich, die man gar nicht bei ihnen vermuthet. Vor vielen Jahren befanden sich im Senat der Vereinigten Staaten zwei Männer, die jetzt beide todt sind. Ich habe sie beide gesehen, einen von ihnen kannte ich persönlich. Beide waren Männer von Auszeichnung und nahmen an der Politik ihrer Tage thätigen Antheil. Sie waren Männer von Geist, und einer von ihnen erzählte später einem Freund folgende Geschichte. Er sagte, bei seinem Eintritt in den Senat habe er sich in Kurzem mit einem seiner Collegen sehr befreundet, und wiewohl viel mit den Tagesaufgaben ihres öffentlichen Amtes beschäftigt, seien sie doch täglich mit einander zusammengekommen und hätten sich oft und lang über die Unsterblichkeit der Seele und andere geistige Fragen unterhalten, ohne sich um andere Dinge viel zu kümmern. Als mein

Freund zuletzt den Congreß verließ, trennten sie sich, sein College blieb dort zurück, und da sie an weit von einander entfernten Orten wohnten, traf es sich, daß sie gar nicht mehr zusammenkamen. Erst fünfundzwanzig Jahre später sahen sie einander wieder und zwar durch offene Thüren auf einige Entfernung in einem sehr gefüllten Empfangssaal im Hause des Präsidenten zu Washington. Sobald es ihnen möglich war, drängten sie sich langsam durch die glänzende Gesellschaft auf einander zu, und kamen endlich zusammen, aber keiner sprach ein Wort, sondern sie drückten sich nur lang und herzlich die Hand. Endlich sagte der Eine: „Hast du irgend ein Licht, Albert?“ „Nein,“ entgegnete Albert. „Hast du irgend ein Licht, Lewis?“ „Nein,“ entgegnete jener. Sie blickten einander schweigend in die Augen, jeder drückte noch einmal die Hand, die er in der seinen hielt, und so trennten sie sich zum letzten Mal. Nun möchte ich sagen, daß der Impuls, der diese beiden Geister nach so vielen Jahren zu dieser Frage trieb, weit mehr eine Bejahung als der Umstand, daß sie keine Bestätigung fand, eine Verneinung ist. Beifügen muß ich, daß beide, wiewohl Männer von gutem Gemüth, doch in ihren täglichen Bestrebungen und ihrer Lebensweise ziemliche Materialisten waren.

Ich gebe zu, daß man auf der Straße, in Gasthöfen und an gewöhnlichen Vergnügungsorten einen *guten Theil* Skepticismus antrifft, aber dies beweist nur,

daß die praktischen Fähigkeiten schneller entwickelt werden als die geistigen. Bei moralischer Verkommenheit findet sich stets auch eine Schlachthausdenkart. Ein Beweis für dies künftige Leben ist schon der Schauder, den das Gemüth in solcher Gesellschaft empfindet, das peinliche Gefühl bei jeder skeptischen Aeußerung. Der Skeptiker behauptet, das Weltall sei ein Satz Schachteln und die letzte Schachtel sei leer. Aller Hohn über den Menschen hat etwas Bitteres an sich und raubt uns die Thatkraft. Wenn Bonaparte darauf besteht, das Herz gehöre zu den Eingeweiden; es sei die Magengrube, welche die Welt in Bewegung setze, sind wir ihm für diese anmuthige Belehrung dankbar? Unser Abscheu ist nichts anderes als der Protest der menschlichen Natur gegen eine Lüge.

Der Grundstein der Hoffnung liegt in der Unendlichkeit der Welt, welche Unendlichkeit in jedem Theilchen wieder erscheint, wie die Kräfte der ganzen Gesellschaft in jedem Individuum, die allen Geistes in jedem einzelnen Geist. Ich weiß allem Schein entgegen, daß das Weltall nicht verunglimpft werden kann, daß es für jedes Uebel ein Heilmittel, und eine Genugthuung für jede Seele gibt. Vorhanden ist dieser wunderbare Gedanke; aber woher kam er? Wer hat ihn dem Gemüth eingehaucht? Er stammt nicht von mir, er stammt nicht von dir; er ist elementarisch, er gehört der Tugend und dem Gedanken an, und so oft wir uns in beider Besitz fühlen, sehen wir die Strahlen dieses Lichts. Wenn der hehre Meister

des Weltalls in seiner Regierung etwas Bedeutsames durchgeführt haben will, so prägt er gewissen Gemüthern den Abdruck seines Willens ein.

Aber wenn wir zur Aufzählung der wenigen einfachen Elemente des natürlichen Glaubens übergehen, so fällt uns als erste Thatsache das Entzücken an der Fortdauer auf. Alle großen Naturen lieben Stabilität und Dauer als den Typus des Ewigen. Nachdem Wissenschaft begonnen, muß in jedem gesunden Sinn der Glaube an Fortdauer folgen. Das Geschaffene so anziehend, der Plan so weise, der verborgene Arbeiter so überlegen kunstvoll, daß es viele Generationen von Beobachtern erfordert, nur um nach und nach den feinen Entwurf, die zarte Anordnung und Anpassung eines Grashälmchens für seine Bedürfnisse, sein Wachsthum und seine Fortpflanzung zu ergründen, alle diese Anordnungen unserer Forschung vollkommen verständlich und der Erfinder des Ganzen für ewig verborgen! Zu athmen, zu schlafen ist wundervoll. Aber nie die Ursache, den Geber zu schauen, und doch sein Wesen und seinen Willen zu verstehen! Wozu dieser leere Himmel, diese prahlenden Elemente, diese unbedeutenden Existenzen voll Selbstsucht, Streit und Langeweile? Alles deutet in die Ferne, und der Mensch ist für ein künftiges Leben bestimmt. Die einzig gesunde Lösung des Räthsels besagt, daß die Welt als Schule für ihn da sei. Und ich denke, der Naturforscher arbeitet nicht für sich selbst, sondern für den gläubigen Geist, der seine

Entdeckungen zu Offenbarungen macht und sie als persönliche Zeichen des großen Wohlwollens des Schöpfers aufnimmt.

Der Geist schwelgt in der Unermeßlichkeit der Zeit, in Felsen, Metallen, Bergketten und der daraus hervorgehenden Augenscheinlichkeit großer geologischer Perioden; im Alter der Bäume, wie z. B. der Sequoias, deren einige die ganze Geschichte der Menschheit umspannen, in der edeln Zähigkeit und Unvergänglichkeit der Palme, die unter Mißhandlungen gedeiht; in der Architektur, deren Erzeugnisse so lange dauern. „Ein Haus," sagt Ruskin, „steht nicht in Blüthe, bis es fünfhundert Jahre alt ist", und dann haben wir noch die Pyramiden, die eben so viele Jahrtausende zählen, und Felsen und Hügel, die noch viel älter sind!

Wir schwelgen in der Stabilität und können für nichts Endliches ein wahres Interesse fassen. Was ein Jahrhundert dauert, gefällt uns im Vergleich mit Dem was eine Stunde dauert. Aber auch ein Jahrhundert nimmt, sobald wir uns damit vertraut gemacht haben und es mit wirklichem Alterthum vergleichen, ein modernes und zwerghaftes Aussehen an, und das Beifügen von Zahlen nützt der Sache selbst nichts, wenn wir bemerken, daß ihr dennoch ein Ziel gesteckt ist und daß sie dieses Ende so sicher wie jede andere erreichen wird. Eine Kerze, die eine Meile, ja hundert Meilen lang ist, kommt der Imagination nicht zu Hilfe; das vermag nur ein Feuer, welches sich selbst ernährt, eine nie ver-

löschende Lampe, wie die Sonne und die Sterne, deren Datum und Ursprung bis jetzt Niemand ergründet hat. Aber die Nebeltheorie bedroht auch ihre Dauer, beraubt sie dieses Ruhms und geht darauf aus, eine Art von Ewigkeit durch Folgereihe, wie sie bei Pflanzen und Thieren existirt, anzustücken. Und was ist dieses Entzücken an dem Großen, Dauernden und Starken Anderes, als die Annäherung an das ganze, das genügende, das schaffende und selbsterhaltende Leben? Der Schöpfer hält uns Wort. Diese langlebigen oder langdauernden Gegenstände sind, so wie wir sie sehen, für uns Symbole von etwas weit Langlebigerem in uns selbst. Unsere Leidenschaften und Bestrebungen haben etwas Lächerliches, wenn wir so schnell an ein Ende kommen. Wenn das Sein nicht fortdauert, so gleicht die Trompete des Ruhms einer Narrenschelle. Die Natur ruft nicht wie die Kaiserin Anna von Rußland das ganze architektonische Genie des Reichs zusammen, um einen Eispalast zu bauen, der beim ersten Thauwetter wieder zu Wasser wird. Wer wollte mit großen Kosten und Mühen seine Kinder zu Jüngern der verschiedenen Künste heranbilden und, sobald sie im Stande wären, ein Meisterwerk hervorzubringen, eine Abtheilung Soldaten herkommandiren und sie niederschießen lassen? Wir müssen unsere Bestimmung aus der Vorbereitung folgern. Der Instinkt treibt uns, unzählige Erfahrungen anzuhäufen, die keinen ersichtlichen Werth haben und die wir durch viele Generationen hindurch überdenken

müssen, ehe wir sie assimiliren oder erschöpfen. Nun gibt es aber in der Natur keine Launen, keine Grillen oder Zufälligkeiten. Die Natur rückt niemals sprungweise vor, sondern immer in festbestimmten gleichmäßigen Schritten. Das Vorhandensein eines Verlangens beweist, daß die Befriedigung dieses Verlangens in der Naturanlage des betreffenden Geschöpfes liegt; der Drang nach Nahrung, nach Bewegung, nach Schlaf, nach Gesellschaft, nach Wissen, Alles dies sind keine müßigen Grillen, sondern in der Constitution des Geschöpfes begründet, und darauf angelegt, durch Nahrung, durch Bewegung, durch Schlaf, durch Gesellschaft und Wissen befriedigt zu werden. Wenn das Verlangen nach Fortleben vorhanden ist und zwar nach Fortleben in einer erweiterten Sphäre, mit höherem Wissen und Können, so entspringt es daraus, daß Leben, Wissen und Können für uns taugen, und daß wir die natürlichen Inhaber dieser Güter sind. Die Liebe zum Leben steht außer allem Verhältniß zu dem Werth, den man auf einen einzelnen Tag legt, und scheint, wie all' unsere anderen Erfahrungen, das innere Bewußtsein ungeheurer Hilfsquellen und Möglichkeiten anzuzeigen, deren wir uns noch nie bedient haben.

Alles Wohlbefinden, das ich bis jetzt genossen, lehrt mich vertrauen, daß ich zu einer Zeit und an einem Ort, den ich noch nicht kenne, kein geringeres finden werde. Ich habe Menschen von staunenswerthen Eigenschaften kennen gelernt, ohne daß ich dabei das Gefühl

gehabt hätte, als ob sie alle Möglichkeiten der Tugend und des Talents erschöpften. Ich habe alle Herrlichkeiten des schönsten Klima's, der Sommermorgen und Abende, des nächtlichen Himmels gesehen, ich habe alle Wohlthaten dieser schwierigen Maschinerie der Künste und der Kultur und ihre erfreulichen Ergebnisse genossen. Die Allmacht kann mir mit Leichtigkeit millionenmal Besseres spenden. Soll ich mich nun mit beiden Händen an jeden armseligen Besitz anklammern? Alles was ich gesehen habe, lehrt mich dem Schöpfer in Allem, was ich nicht gesehen habe, vertrauen. Was uns auch die große Vorsehung bereiten möge, es muß etwas Großes und Herrliches, Etwas im erhabenen Styl ihrer Werke sein. Das Zukünftige muß unseren Fähigkeiten gleichkommen — dem Gedächtniß, der Hoffnung, der Imagination, der Vernunft. Ich habe ein Haus, ein Zimmer für meine Bücher, einen Tisch, einen Garten, ein Feld; aber sind all' diese Gegenstände ein Grund für mich, den Engel abzuweisen, der mir hinwegwinkt? Kann mir nicht anderwärts wieder gegeben werden, was meine gleichgebliebenen oder fortgeschrittenen Bedürfnisse erfordern? Wir wünschen doch für das Große und nicht für das Geringe zu leben. Ich will nicht um meines warmen Hauses, meines Gemüsegartens, meiner Gemälde willen da sein; ich will nicht leben, um meine Stiefel ganz auszutragen.

Als Anzeichen eines endlosen Seins dürfen wir jene beständige Neuheit betrachten, welche uns das Leben

bietet. Die Seele altert nicht mit dem Körper. Am Rand des Grabs blickt der Weise noch mit derselben Geisteselasticität und Hoffnung vorwärts; warum nicht auch nach Millionen von Jahren an der Grenze eines noch neuern Daseins? Denn es liegt ja in der Natur geistbegabter Wesen, das Leben immer neu aufzufassen. Die meisten Menschen sind zahlungsunfähig, sie versprechen durch ihr Aussehen, ihr Gespräch, ihre ersten Bestrebungen weit mehr als sie je leisten, sie lassen einen Entwurf ahnen, der noch ausgeführt werden muß; der Mensch bedarf neuer Beweggründe, neuer Gefährten, neuer Bedingungen und einer neuen Frist. Franklin sagte: „Das Leben ist eigentlich ein Embryozustand; der Mensch ist nicht fertig geboren, ehe er den Tod durchgemacht hat." Jeder wahrhaft fähige Mensch, gleichviel in welcher Richtung er arbeitet, — ein Geschäftsmann von Bedeutung, ein Erfinder, ein Staatsmann, ein Redner, ein Dichter oder ein Maler — wird, wenn man aufrichtig mit ihm spricht, trotz aller Bewunderung, die er erntete, sein Werk als weit hinter seinem Entwurf zurückgeblieben betrachten. Was ist dieses Bessere, dieses in der Höhe schwebende Ideal anderes, als die beständige Verheißung seines Schöpfers?

Die Fabel von dem ewigen Juden hat für die Menschen etwas Erfreuliches, weil sie mehr Zeit und Raum bedürfen, um ihre Gedanken auszuführen. Aber diese Sage muß für einen höheren poetischen Gebrauch verwerthet werden. Man nehme uns wie wir sind, mit

all' unseren Erfahrungen, und verpflanze uns auf einen neuen Planeten, damit wir so viel wie möglich von unserer Weisheit für seine Bewohner verwerthen. Wenn wir uns so viel wie möglich neue Erfahrungen angeeignet haben, verpflanze man uns wieder auf einen neuen Schauplatz. Durch jede Versetzung werden wir die alten Gedanken, in die wir zu sehr versenkt waren, die wir jetzt aber aus der Entfernung betrachten, schärfer erfassen lernen. Kurz, alle unsere Geistesthätigkeit verheißt nicht, sondern gewährt ein Gefühl unbegrenzten Daseins. Wir treten aus dem Zeitlichen heraus und athmen eine reinere Luft. Ich weiß nicht aus was wir die Ueberzeugung eines verlängerten Lebens, eines Lebens, welches den Abgrund schließt, den wir Tod nennen, und von dem Wahrhaften und Bleibenden Besitz ergreift — mit so viel Berechtigung ableiten könnten, als aus unserer intellektuellen Geschichte. Das Salz ist ein gutes Bewahrungsmittel, ebenso die Kälte; aber eine Wahrheit schützt vor dem zerbröckelnden Hauch der Sterblichkeit noch besser und „bewahrt vor Harm bis zu einer andern Zeit." Jede Erkenntniß der Wahrheit ist von einer gewissen Unumschränktheit begleitet; kein Anflug des Alters, kein Merkmal der Verwesung. Sie ist sich selbst genug; fest, stark und ganz.

Lord Bacon sagt: „Einige jener Philosophen, die am wenigsten Göttliches in sich trugen, leugneten im Allgemeinen die Unsterblichkeit der Seele, kamen aber

doch darauf hinaus, daß alle Bewegungen, die der menschliche Geist ohne die Organe des Körpers vollführe, nach dem Tode bleiben könnten, womit also nur der Gedanke, nicht das Gefühl gemeint war; solch ein unsterbliches und unzerstörbares Ding schien auch ihnen das Denken." Van Helmont, der holländische Philosoph, schöpfte einen ihm genügenden Beweis einzig aus der Geistesthätigkeit. „Es ist mein größter Wunsch," sagt er, „daß es den Atheisten auch nur einen Augenblick vergönnt sein möchte, zu empfinden, was geistiges Verstehen heißt. Dadurch würden sie die Unsterblichkeit des Geistes wie durch Antasten erkennen." Der Ackerbauer, der Arbeiter, der Handwerker wird den ganzen Tag durch seine Arbeit in Athem gehalten; aber bei Nacht hört sie auf, sie nimmt ein Ende. Soweit jedoch der Ackerbauer und der Handwerker auch Forscher und Denker ist, nimmt seine Arbeit kein Ende. Er hat nur gelernt, daß es noch viel mehr zu lernen gibt. Je weiser er ist, desto mehr ist er sich seiner Unzulänglichkeit bewußt. „Was wir wissen, ist wie ein Punkt im Vergleich zu dem, was wir nicht wissen." Tausend Jahre, bei verzehnfachten, bei verhundertfachten Fähigkeiten, würden nicht genügen. Die Forderungen seiner Aufgabe sind so groß, daß sie allgegenwärtig wird. Er studirt auf dem Spaziergang, beim Essen, bei seinen Zerstreuungen, selbst im Schlaf. Montesquieu sagt: „Der Hang zum Studium ist beinahe die einzige unvergängliche Leidenschaft in uns. Alle andere verlassen uns in

dem Maß als sich diese elende Maschine, die sie zusammenhält, ihrem Untergang nähert." „Die Kunst ist lang," sagt der Denker, „und kurz ist unser Leben." Er selbst ist nur eine Mücke, nur ein Wurm im Vergleich zu dem Berg, den seine Gedanken bewohnen. Auch diese Erkenntniß erwacht nur durch Geistesthätigkeit, dem trägen oder schläfrigen Geist kommt sie nie. Der Muth ist eine natürliche Eigenschaft Derer, die gewohnt sind, der Mühe und Gefahr in's Auge zu sehen, und die daher die Stärke ihrer Waffen und Muskeln kennen. Vertrauen in den Geist ist die Eigenschaft Derer, die aus Erfahrung seine wunderbare Kraft, seine Wiederkehr und seine Eingebungen kennen. Der Glaube an seine Zukunft bleibt nur Denen als Belohnung aufbewahrt, die von ihm Gebrauch gemacht haben. Goethe sagte: „Meine Vorstellung von der Thätigkeit ist mir ein Beweis von der ewigen Fortdauer meiner Seele. Wenn ich unabläßig bis zu meinem Tod arbeite, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Daseinsform zu gewähren, sobald die gegenwärtige meinen Geist nicht länger halten kann."

Ein allgemein geläufiges Sprichwort besagt, das Verständniß hänge von dem guten Willen ab, ernsthaftes Wollen sei schon ein Auge, und alle Religionen stimmen in dem einen Punkt überein, daß dem Geist neues Licht aufgehe in dem Maß als er das vorhandene benütze. „Wer den Willen Gottes befolgt, der bleibt für immer."

Unwissende verwechseln die Ehrfurcht vor den Intuitionen mit dem Egoismus, aber thatsächlich haben sie nichts mit einander gemein. Die Gesundheit des Geistes besteht in der Erkenntniß des Gesetzes, seine Würde in der Unterwerfung unter das Gesetz, seine Trefflichkeit in der Erweiterung privater Interessen zur Würde und Erhabenheit des Gedankens. Ich kenne nichts Herrlicheres als den Glauben an die Gesetze. Er ist es, der den Menschen adelt und der treugesinnten Seele ein heiliges Asyl verschafft.

Ich gebe zu, daß Alles, was mit der Persönlichkeit zusammenhängt, zu Grunde geht. Das Individuelle schont die Natur nie. Ein vollständiger Erfolg ist uns versagt, aber wir werden durch den Erfolg des Ganzen, dem wir angehören, entschädigt. Dies ist unsterblich, und wir nur durch dasselbe.

Die Seele bedingt sich keinen Privatbesitz aus, auch lege ich keinen Werth auf das, was nur einem Einzelnen angehört. „So lang die Wahrheit lebt, lebe ich, so lang die Gerechtigkeit lebt, lebe ich," sagte einer der alten Heiligen, „und diese werden durch das Leiden eines Jeden erweitert und auf den Thron gehoben."

Am Opfer mißt sich das moralische Gefühl. Es setzt ohne Zaudern Eigenthum, Gesundheit, das Leben selbst für den Gedanken auf's Spiel, und das allgemeine Lob rechtfertigt diese Handlungsweise. Im selben Sinne erklärte Mahomet: „Nicht für todt, sondern für

lebend habt ihr alle Jene zu erachten, die zur Ehre Gottes erschlagen werden."

Aus diesem Grunde glaube ich, daß, wo immer ein Mensch reift, dieser kühne Glaube sofort zum Vorschein kommt, bei dem Wilden in roher, bei dem Guten in reiner Form. Sobald der Gedanke geübt wird, ist dieser Glaube unvermeidlich, sobald die Tugend aufflammt, bewährt er sich. Er ist der Inbegriff, die Ergänzung des Menschen. Er beruht auf keiner Fabel, er wird nicht vom Einen dem Andern nachgebetet, er stammt von der Ueberzeugung her, daß die menschlichen Fähigkeiten einen größeren Schauplatz und eine längere Frist ausfüllen können, als die Natur hier gewährt. Goethe sagt: „Es ist für ein denkendes Wesen ganz unmöglich, sich selbst als nicht vorhanden, als nicht mehr denkend und lebend zu denken; so weit trägt ein Jeder und ganz spontan den Beweis der Unsterblichkeit in sich. Aber sobald der Mensch objektiv wird und aus sich selbst herausgeht, sobald er dogmatisch nach einer persönlichen Fortdauer greift, um jene innere Ueberzeugung weich damit auszupolstern, verliert er sich in Widersprüche."

Diese Lehre hat nichts Sentimentales, sondern ist auf die Bedürfnisse und Kräfte, die uns innewohnen, gegründet. Nichts wird bestehen als das, was wir sein und thun müssen:

„Gott hat dein Herz auf's Künftige gestellt
Mit heimlichen doch unversehrten Federn."

Diejenige Offenbarung, welche wahr ist, steht in den Linien der Hand, in den Gedanken des Geistes, in den Wünschen des Herzens — oder nirgends geschrieben. Wie ich mir den Himmel vorstelle, enthält er durchaus kein Melodram, sondern ist ganz Wirklichkeit. Hier liegt die Emphase von Gewissen und Erfahrung; wir haben keine Spekulation, sondern die allerpraktischste Doktrin vor uns. Sollte die große Kette von Ursache und Wirkung, die sich durch die ganze Natur zieht und Weltkugeln wie Perlen an einen Faden reiht, diesen Punkt außerhalb ihres Kreislaufs lassen, dieses Verlangen Gottes und der Menschen hintansetzen, als wäre es eine wohlfeile und gemeine Grille, ohne Grund und ohne Verdienst?

Wir leben aus Trieb zum Leben, aus Wahl, aus freiem Willen, aus Tugend, wir leben durch die Lebenskraft der Gesetze, denen wir gehorchen und deren Leben wir im Gehorchen theilen — oder sterben aus Trägheit, aus Ungehorsam, indem wir das Leben loslassen und dieses uns entweicht. Aber wenn ich auch die Anzeichen, die Winke und Andeutungen schön und heilsam finde, wenn ich einsehe, daß alle Wege eines tugendhaften Lebens aufwärts und nicht abwärts führen, so bin ich gleichwohl nicht verpflichtet, mir selbst die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen. Diese Erkenntniß ist sehr künstlich verborgen. Vielleicht finden die Erzengel das Geheimniß ihres Daseins nicht heraus, so wenig wie das Auge sich selber sehen kann. Aber

sterblich oder unsterblich, ist es meine Pflicht zu leben, so lang ich lebe.

Es ist ein mißliches Ding um eine Feststellung der Doktrin, und ich glaube, man schreibt deßhalb nicht gern über die Unsterblichkeit der Seele, weil das gierige Auge, das die Abhandlung durchfliegt, sich zum Schluß enttäuscht abwendet. Der Leser sagt: „Ich finde hier nicht, was ich suche" und mir geschieht durch sein hastiges Verdammungsurtheil eben so Unrecht, wie er sich durch meine Auslassungen geschmälert fühlt. Ich will damit sagen, daß ich, wie alle ernsthaften Seelen, fester an die Unsterblichkeit der Seele glaube, als ich sie begründen kann. Der wirkliche Beweis ist zu fein und steht über Allem, was sich in Behauptungen niederschreiben läßt; und deßhalb ist Wordsworth's „Ode" der beste moderne Aufsatz über diesen Gegenstand.

Durch Vernunftschlüsse können wir unsern Glauben nicht beweisen, denn das Argument will im Geiste keine Form annehmen. Ueberall schwebt eine Folgerung, ein Schluß, eine hohe Weissagung um uns her; aber man versuche nur sie zu begründen, und alle Gründe verschwimmen und verschwinden. Man kann keine bestimmte Theorie daraus machen, wie ein Planetarium aus dem Copernicanischen System. Es muß mit heiliger Scheu behandelt werden. Weder durch Literatur noch durch Theologie, sondern nur durch eine seltene Integrität, durch einen Menschen, der ganz von Himmelslüften durchtränkt und von ausdauernder männlichster oder

weiblichster Liebe durchdrungen ist, kann die Vision zum erhabensten Zweck verdeutlicht werden. Daher kommt es, daß das Zeugniß weniger inspirirter Seelen stets ein so großes Gewicht hatte. Es ist thöricht zu sagen: „O mein Bischof, mein Pastor, gibt es eine Auferstehung? Was halten Sie davon? Glaubte Doctor Channing, wir würden einander wieder erkennen? Glaubte es Wesley? Glaubte es Butler? Glaubte es Fenelon?" Was sind das für Fragen! Geht und lest Milton, Shakespeare oder sonst irgend einen wahrhaft idealen Dichter, lest Plato oder einen andern Seher der inneren Wahrheiten. Lest den heiligen Augustin, Swedenborg, Immanuel Kant. Laßt euch von irgend einem Meister einfach die wesentlichen Geistesgesetze erklären, und in Gegenwart der Gesetze selbst werdet ihr keine solchen Elementarschulfragen mehr stellen.

Ist die Unsterblichkeit nur eine geistige Eigenschaft oder, besser gesagt, nur eine Wirksamkeit, da es nichts Passives gibt? Der allein besitzt sie, der, wohin er kommt, allen Namen, Personen und Dingen Leben gibt. Keine Religion, auch nicht die rohste Götterlehre ist todt für ihn, keine Kunst für ihn verloren; er belebt, was er berührt. „Ein künftiger Zustand" ist Täuschung; es gibt nur einen immer-gegenwärtigen Zustand. Nicht um die Länge, sondern um die Tiefe, um den Gehalt des Lebens handelt es sich, nicht um die Dauer, sondern um das Entrücktsein der Seele aus dem Zeitlichen, was durch jede hohe Geistesthätigkeit geschieht, denn wenn wir im

Gefühl leben, fragen wir nicht nach der Zeit. Wir sind dann in der geistigen Welt, und diese ist sich immer gleich.

Man sehe nur, wie weise das Gefühl ist. Jesus gab gar keine Erklärungen, aber sein Einfluß entrückte die Menschen aus dem Zeitlichen, und sie fühlten sich ewig. Eine große Integrität macht uns unsterblich; Bewunderung, tiefe Liebe, starker Wille stählen uns so, daß wir für alle Furcht unzugänglich sind. Ein Tag kann dadurch so denkwürdig werden, daß es uns zu Muth ist, als hätten wir in einer Stunde Jahre gelebt. Es ist seltsam, daß Jesus von der Menschheit für den Ueberbringer der Unsterblichkeitslehre angesehen wird. Er ist nicht ein einziges Mal schwach oder sentimental, er enthält sich aller Erörterungen, er predigt nirgends die persönliche Unsterblichkeit, während sowohl Plato wie Cicero sich erlaubt hatten, die strengen Grenzen des Geistes zu überschreiten und das Volk durch dieses Gemälde zu erfreuen.

Wie schlecht stimmt die majestätische Unsterblichkeit unserer Religion zu der frivolen Menschheit! Soll man Mäusen herrliche Paläste bauen? Soll man Solchen, die ihr Haus und ihre Privatangelegenheiten nicht in Ordnung halten können, Reiche zu verwalten geben? Wir haben es mit Leuten zu thun, die nicht über einen Tag zu verfügen wissen, eine Stunde lastet schon schwer auf ihnen, und Ihr wollt ihnen endlos rollende Zeiten bieten? Aber auf diesem Wege steigen wir aufwärts

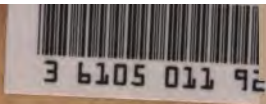
In jedem Gedanken des Menschen liegt ein höherer Gedanke, in dem Charakter, den er heute entfaltet, ein höherer Charakter verborgen. Der Jüngling legt die Illusionen des Kindes, der Mann die Unwissenheit und die stürmischen Leidenschaften des Jünglings ab, weiter fortschreitend thut er auch den Egoismus der Mannheit von sich und wird schließlich zur allgemeinen Seele. Er schwingt sich zu einer größeren Höhe auf, aber er erhebt sich auch zum Wirklichen. Die äußeren Beziehungen und Umstände sterben ab, er dringt tiefer in Gott und Gott in ihn, bis endlich die letzte Hülle des Egoismus abfällt und er Eins wird mit Gott — und den Willen und die Unendlichkeit der ersten Ursache theilt.

Es ist merkwürdig, daß sich dasselbe Gefühl — nicht der Unsterblichkeit, sondern der Ewigkeit, nicht der Fortdauer, sondern der Auflösung im Höchsten und somit des Antheils an seiner Vollendung — im äußersten Osten und Westen findet. Der menschliche Geist fragt nicht nach Geographie, Sprache und Legenden, sondern spricht überall denselben Instinkt aus.

Yama, der Herr des Todes, versprach Nachiketas, dem Sohne Gautama's, ihm drei Wünsche nach freier Wahl zu verstatten. Nachiketas, welcher wußte, daß sein Vater Gautama erzürnt auf ihn war, sagte: „O Tod, lasse Gautama sich in seinem Gemüth besänftigen und seinen Zorn auf mich vergessen; dies sei mein erster Wunsch.“ Yama antwortete: „Durch meine Gunst wird

Gautama wie zuvor mit Liebe an dich denken." Als zweiten Wunsch verlangte Nachiketas das Feuer kennen zu lernen, durch das der Himmel gewonnen wird. Auch dies gewährte Yama und sagte: „Wähle dir das Dritte, o Nachiketas." Nachiketas sagte darauf: „Höre meine Frage. Einige sagen, die Seele lebe nach dem Tod des Menschen weiter, Andere sagen, sie lebe nicht weiter. Dies möchte ich gern von dir erfahren. Solches ist mein dritter Wunsch." Yama sagte: „Was diese Frage betrifft, so ward sie schon vor Alters und selbst von den Göttern gestellt, denn es ist nicht leicht, sie zu verstehen. Ihre Natur ist sehr fein, thue einen anderen Wunsch, o Nachiketas. Zwinge mich nicht zu diesem." Nachiketas sagte: „Selbst von den Göttern ward diese Frage gestellt. Und wenn du sagst, o Tod, es sei nicht leicht, sie zu verstehen, so kann kein zweiter Sprecher wie du gefunden werden. Es gibt keinen höheren Wunsch als diesen." Yama sagte: „Bitte um Söhne und Enkel, die hundert Jahre lang leben mögen, bitte um Heerden Vieh, bitte um Elephanten, um Gold und Pferde, bitte um den weiten Erdkreis und lebe selbst so lang als es dich gelüstet. Oder wenn du noch eine ähnliche Gabe kennst, so wähle sie zusammen mit Reichthum und langem Leben. Werde ein König, o Nachiketas! Auf der weiten Erde will ich dich zum Besitzer aller Herrlichkeiten machen. Alles was für die Sterblichen schwer zu gewinnen ist, das begehre du nach Belieben — jene schönen Nymphen des Himmels mit ihren

nicht geboren, ſie ſtirbt nicht, ſie ward von Keinem erzeugt, noch hat ſie irgend Einen hervorgebracht. Ungeboren, ewig, wird ſie nicht getödtet, wenn der Körper getödtet wird; feiner als das Feine, größer als das Große, geht ſie ſitzend weiter und bringt ſchlafend überall hin. Da ſich der Weiſe die Seele unkörperlich unter den Körpern und feſt unter dem Hinſchwindenden denkt, ſo wirft er allen Gram von ſich. Die Seele kann nicht durch Erkenntniß, noch durch Verſtändniß noch durch mannichfaches Wiſſen erlangt werden. Sie kann aber durch eine Seele erworben werden, die ihre begehrt. Sie enthüllt ihre eigenen Wahrheiten."



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201
salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE

APR 25 2000
JUL 25 2000
MAY 27 2000
JUN 17 2000
SEP 18 2000
AUG 08 2000
AUG 08 2000